

Angela Stachowa

1948 – 2022

**Geschichten
aus der DDR**



Verlag Autonomie und Chaos
Leipzig \ Berlin
2023

Quelle der hier gesammelten Geschichten sind mehrere Erzählungsbände Angela Stachowas aus den Jahren 1975 bis 1982. Hinzugefügt wurde eine möglichst vollständige Bibliografie selbständiger Veröffentlichungen der Autorin, ein Aufsatz von Christel Hildebrandt von 1984, ein TAZ-Artikel zum Thema Sorben (von 1991), fünf Porträtbilder der Autorin sowie einige Fotografien, die in den Jahren nach 2000 in der (ehemaligen) DDR entstanden sind.

© 2023 für diese Zusammenstellung:
Verlag Autonomie und Chaos Leipzig / Berlin.
© für die Texte des Anhangs bei den Originalrechteinhabern.

ISBN 978-3-945980-89-7

*Diese online-Ausgabe kann für den privaten Bedarf kostenfrei
heruntergeladen und ausgedruckt werden.
Kommerzielle Nutzung unterliegt dem Einverständnis der Rechteinhaber.*

INHALT

Soraya	5
Kurzer Hedwig-Bericht	16
Stunde zwischen Hund & Katz	31
Könnt ihr nicht mal Eskimo spielen?	66
In der Art alter Bilder	85
Geschichten für Majka	102
Australische Romanze	118
In diesem Winter	141
Das Fräulein Bärbel	146
Annalinde und das Feuermännchen	163
Eine naive Geschichte	169
Kälteeinbruch	184
Mondrian v. Lüttichau: Nachwort	210
und Bibliographie	216
Bärbel Hildebrandt: Über Angela Stachowa	219
Jürgen Sorges: Nationalität Sorbisch	226



Soraya¹

Ich heiße Soraya. Ich habe mich schon im Fernsehen gesehen. Tante Selma war dagegen.

Aber alle Kinder drngelten sich in den kleinen Fernsehraum. Sogar die großen Jungs, die sonst über alles lachen. Auch Enrico saß in dem Sessel neben dem Flgel.

Tante Selma hat gebrummt: "So ein Rummel. Das gefllt mir ganz und gar nicht." Trotzdem stand sie an der Tür und sah zu. Erst kurz vor Schluß ist sie weggegangen.

In dem Film wurde gezeigt, wie ich im Garten mit dem Puppenwagen spiele. Damals war ich noch viel kleiner und dicker als jetzt. – Findet sich keine Familie, die der kleinen Soraya, die schon im Säuglingsalter in das Kinderheim kam, ein Zuhause gibt, sprach die Fernsehstimme dazu. – Ich habe mich geschämt und gedacht, es wird jemand lachen. Aber die andere Kinder schauten gespannt auf den Fernsehapparat.

Nach der Sendung bin ich zu Tante Selma gegangen. Gabriele war schon vor mir da, sie stand in Tante Selmas Wohnzimmer und freute sich gar nicht, daß ich auch kam. Aber wir setzten uns dann wie immer; bei Tante Selma haben wir unsere Stammpltze: Gabriele in dem großen Lehnstuhl und ich auf dem Sofa.

Tante Selma hat mürrisch Tassen aus dem Schrank geräumt. Gar nicht so vorsichtig wie sonst, ich bekam Angst, daß die Tassen herunterfallen.

"Schlimm genug, daß wir überhaupt noch Kinderheime brauchen", hat sie gemurrt. "Und nun noch solche Filme zeigen. Die Kinder anpreisen wie Waschmaschine und Kühlschrank. Zartfhlend und mit Takt."

¹ Angela Stachowa: STUNDE ZWISCHEN HUND & KATZ (Halle-Leipzig: Mitteldeutscher Verlag 1976, S. 7-18)

Bei "zartfühlend" hat Tante Selma gespuckt. Das passiert ihr immer, wenn sie zornig ist und viele Sätze auf einmal spricht.

Ich habe gemerkt, daß sie alles zu Gabriele sagt. Aber Gaby wollte wohl nichts antworten. Das ist auch immer das beste, wenn Tante Selma sich ärgert.

"Wenn jemand die Kinder zu sich nehmen will, kommt er allein, ohne solche Filme. – Aber die Leute tun das ja meist ihretwegen. – Das ist schlecht."

Tante Selma hat vor jedem Satz ein Weilchen nachgedacht und hinterher immer geseufzt. Und dann hat sie noch einmal mißmutig vor sich hin gebrummt: "Wie Waschmaschine und Kühlschrank. Zartfühlend."

Tante Selma ist Erzieherin. Sie ist schon immer da. Deshalb denken wir, daß sie schon sehr alt sein muß. Und auch, weil sie eine Menge versteht.

Tante Selma wohnt im Heim, sie hat zwei Zimmer im dritten Stock. Sie ist auch allein. Die anderen Erzieherinnen schlafen im Heim nur, wenn sie Dienst haben. Sonst gehen sie in die Stadt in ihre Wohnungen, wo sie hingehören.

Gabriele hat jetzt auch ein Zimmer in der Stadt, vorher war sie im Kinderheim. Wie Tante Selma ist Gabriele da, soweit ich mich zurückerinnern kann.

Ich war sehr traurig, als Gabriele weggezogen ist.

"Lange genug habe ich hier gewohnt. Da bist du noch im Teich herumgeschwommen, als ich schon im Kinderheim war", hat Gabriele gesagt und dabei gelacht. Gabriele ist meist fröhlich. Sie sieht auch schön aus, sie hat so knistriges, schwarzes Haar.

Gabriele war auch im Fernsehen zu sehen. Wie sie mit uns im Park spazierengeht. – Die jüngste Erzieherin, die aus den Reihen der Heimkinder gewachsen ist; ihre Zöglinge fühlen sich bei ihr wohl, hat die Frau im Fernsehen dazu gesagt. – Die großen Jungs, die mich immer ärgern, schrien hinterher laut herum: So ein Gesafte.

"Und du fühlst dich noch geschmeichelt", hat Tante Selma weiter geschimpft. – Allzuoft zankt Tante Selma nicht so.

Wenn Gabriel Tate Selma besucht, höre ich heimlich zu, was sie reden. Sie müssen nur soviel erzählen, daß sie mich vergessen. Dann kann ich lange in der Sofaecke sitzen. Aber wenn Gabriele mich

bemerkt, sagt sie: "Solche Sachen darf die Soraya doch noch gar nicht hören. Das ist nicht pädagogisch von uns." Und wenn ich Pech habe, muß ich dann runtergehen zu den Kindern.

Gabriele kommt oft zu Tante Selma; immer wenn sie Kummer hat. Wie ich höre, ist das meist Liebeskummer.

Auch nach der Fernsehsendung hat sie traurig vor sich hingeguckt: "Ich finde wohl nie den Richtigen."

Aber Tante Selma war immer noch ärgerlich. "Laß mich heute mit deinen Geschichten in Ruhe. Hast nichts anderes im Kopf. – Oder findest du Pädagogin diese Sendung pädagogisch?"

Gabriele macht ein Fernstudium. Und wenn Tante Selma von Pädagogen spricht, wird sie immer ein bißchen finster. Vielleicht, weil sie nie so etwas gelernt hat. Manchmal erzählt sie uns, wie sie früher in der Küche gearbeitet hat und Hausmeisterin war.

Dann war die Kaffeezeit heran, und Gabriele holte für uns aus dem Speisesaal Kuchen. Sonst muß ich mit den Kindern essen, aber Tante Selma sagte, ich könne mit ihr und Gabriele Kaffee trinken. Bei solchen Gelegenheiten darf ich mir auch die Tasse aussuchen.

Tante Selma hat einen Schrank aus dunklem Holz, der ist vorn verglast. Innen sind Bretter, auf denen die vielen Tassen stehen. Die meisten sind groß und geschwungen. Kraniche sind darauf gemalt, Häuser und Straßen, Frauen mit breiten Röcken und großen Hauben, blaue Drachen und bunte Blumen. Auf der schönsten sind drei keine Chinesen, die sitzen auf einer Terrasse. Diese Tasse nehme ich immer.

Gabriele sagt, sie ist verliebt in die Tassen. Und in Tante Selmas Lehnstuhl und in die alte Uhr und wahrscheinlich in alles. Tante Selma hat eine kuschelige Wohnung. Die ist nicht so neu wie unser Kinderzimmer und riecht auch nicht nach Desinfektion.

"Wenn du heiratest, und es ist ein ordentlicher Mann, nicht so ein Luftikus mit langen Haaren, dann bekommst du die sechs Moccataassen", sagt Tante Selma. "Nur laß dir damit mal Zeit."

Nach der Fernsehsendung blieb Gabriele weiter trübsinnig. Sie saß nur so da, und es war zu sehen, sie dachte nach.

"Oder ich adoptiere ein Kind aus dem Heim", sagte sie nach einer Weile. Sie hatte ihren Kaffee ausgetrunken und drehte die Tasse andauernd auf dem Untertellerchen, Weil wir so still waren – nicht

einmal die Kinder sind in Tante Selmas Wohnung zu hören –, scharrte das sehr.

Tante Selma riß ihr die Tasse aus der Hand. "Brauchst du nun auch eine Spielpuppe", fuhr sie auf Gabriele los. "Komm du erst einmal mit dir selbst zu Rande."

Dann stand Tante Selma auf. "Für heute reicht es mir. Geht mal nun, alle beide."

Ich bin runter in den Garten gelaufen und habe überlegt. Wie das sein könnte, wenn Tante Selma und Gabriele meine Familie wären.

Später spielte ich mit Enrico. Wie jeden Tag, seit er ins Kinderheim gekommen ist. Enrico durfte nicht mehr bei seiner Mutter bleiben, die war schlecht, hat Tante Selma zu Gabriele gesagt. Enrico ist zwei Jahre älter als ich. Die Jungs haben ihn immer geärgert und ausgelacht. Es gibt Kinder, die sind so allein, daß auch die anderen Kinder sie nicht mögen. Und da haben wir zwei eben zusammen gespielt, Vater und Mutter, Wohnung einrichten und überhaupt alles.

Nachdem unser Heim im Fernsehen war, kamen viele Leute. Oder sie haben geschrieben. Alle wollten sie Kinder. Aber kleine. Und schöne. Enrico war auch nur mein Freund, bis er damals neue Eltern bekam. Eine gute Familie, sagt Tante Selma.

Mich wollte niemand. Wahrscheinlich weil ich nicht mehr klein bin, damals war ich acht Jahre, jetzt bin ich zehn. Schön bin ich auch nicht. Die großen Jungs rufen immer: Dicke Soraya. Tante Selma sagte zu mir: Das verwächst sich, das verwächst sich alles.

Nur einmal haben Leute mich angesehen. Ich saß hinten im Garten bei den Schaukeln und habe gelesen; sie dachten bestimmt, ich verstehe nicht, was sie erzählen.

Der Mann und die Frau betrachteten mich ganz genau, und dann sprachen sie leise miteinander.

"Was sind das für Menschen, die ihr Kind Soraya nennen", hat die Frau dann zu dem Mann gesagt. "Sie müssen asozial sein. Da muß man doch den Erbfaktor bedenken. Das ist nicht zu unterschätzen. Wer weiß, was aus dem Mädchen wird. Was man sich mit so einem Kind aufladen kann."

"Wie du meinst," hat der Mann geantwortet, "nehmen wir also Abstand von der ganzen Sache." Der Mann sah eigentlich freundlich aus. Ich dachte, er wird mich streicheln. Aber sie gingen einfach weg.

Ich bin zu Tante Selma gelaufen, sie war im Waschraum und zankte mit den Jungs, die dort Seeschlacht spielten.

"Ich möchte wissen, was das ist: ein Erbfaktor", habe ich Tante Selma gefragt.

Sie guckte sehr erstaunt und sagte: "Na, das ist das, was man von seinen Eltern erbt. Aber wie kommst du darauf?"

"Warum will mich niemand mitnehmen?"

Tante Selma begann den Bügel ihrer Brille zu biegen, das tut sie immer, wenn sie nichts Richtiges zu sagen weiß; und ich mochte sie da gar nicht, ich dachte: kaputt soll sie gehen, die Brille.

"Gefällt es dir nicht mehr bei uns?" hat Tante Selma nachdenklich gefragt. – "Sieh mal, du hast so viel Spielzeug, das haben andere Kinder nicht, laß uns gleich mal zusammenzählen: einen Puppenwagen, eine Puppe, ein Negerbaby, einen Kaufmannsladen."

"Warum habe ich einen Erbfaktor und die anderen nicht?"

Ich wußte schon, daß es nichts Gutes sein konnte, und ich wollte Tante Selma quälen. Mich hat auch keiner lieb.

"Rede nicht in solch einem widerborstigen Ton mit mir." Tante Selma sprach sehr streng.

Die Jungs waren alle still und hörten zu. Dann rannten sie schreiend raus in den Garten. Von dort hörte ich sie rufe: Leute spannt die Schirme auf, Tante Selma ist wütend.

"Du hast mich. Und du hast Gabriele und alle anderen, die hier im Heim sind!"

"Aber ich will wissen, wo meine Eltern sind. Ich habe doch auch Eltern mit einer Wohnung?"

"Und was mit deinen Eltern ist, das kann ich dir sagen. Die haben dich in der Wohnung gelassen und sind abgehauen. Einfach abgerückt. Zwei Tage hast du dort gelegen und geschrien. Aber das waren die Nachbarn gewöhnt. Erst als es so ruhig wurde, haben sie die Tür eingeschlagen und dich herausgeholt. Merke dir das. An deine Eltern brauchst du nie zu denken."

Tante Selma hat fürchterlich gespuckt.

Eigentlich ist es auch nicht schlecht im Kinderheim.

Abends ist es am schönsten. Wenn die kleinen Mädchen schlafen. Nur ich liege noch wach im Bett. Ich kann da sehr gut nachdenken. Keiner stört mich. Das ist, als hätte ich eine Wohnung. Ich höre, wie sich die Erzieherinnen draußen auf dem Gang leise unterhalten. Da kann man glauben, das sind die Eltern, die vor dem Schlafengehen das Spielzeug aufräumen. Und manchmal kommt Tante Selma, um zu sehen, ob wir alle schlafen. Sie deckt die kleinen Mädchen zu. Wenn ich noch wach bin, setzt sie sich zu mir aufs Bett. Wir flüstern leise, um die anderen nicht zu wecken.

Im Sommer steht das Fenster weit offen, ich höre, wie im Garten die Vögel zwitschern. Lange. Und kurz bevor es dunkel wird, ist auf einmal alles still. Mit einem Schlag. Ab und zu hört man noch Schritte. Aber keine Stimmen.

Ich denke, weil es so sehr still ist, wagt niemand laut zu sprechen. Ich möchte dann gern aufstehen und weit laufen.

Manchmal denke ich auch ans Sterben. Aber nur im Sommer kommen mir solche Gedanken, im Winter nie. Wenn ich tot bin, werden es die Jungs sehr bedauern, daß sie immer dicke Soraya gesagt haben. Und die Leute mit dem Erbfaktor werden sich Vorwürfe machen. Oder wahrscheinlich nur der Mann. – Aber es ist nur angenehm, ans Sterben zu denken, wenn man viel Menschen hat, die darüber traurig sind. – Tante Selma wird weinen. Und Gabriele.

Ich möchte viele Menschen jeden Tag für mich haben. Nicht nur am Sonntag.

Bei Böttchers war ich immer am Sonntag. Frau Böttcher kam einfach so zu mir ins Kinderheim: "Soraya, willst du am Sonntag zu uns kommen. Wir haben auch ein Mädchen, Christine, sie ist so alt wie du. Wir könnten alle in den Zoo gehen. Tante Selma hat erzählt, daß du gern Tierbücher liest."

Frau Böttcher hat so gesprochen, daß icg denken mußte, alle wären sehr traurig, wenn ich am Sonntag nicht kommen will. Frau Böttcher spricht immer so. Sie gefällt mir sehr.

Sie ist klein, viel kleiner als Herr Böttcher, und so schlank wie Gabriele. Sie hat lange braune Haare, die sie zu einem Dutt aufsteckt.

Als wir im letzten Sommer zum Baden gefahren sind, hat sie sich einen langen Zopf geflochten, da sah sie aus wie ein kleines Mädchen. Aber ihre Augen sind manchmal so traurig, daß ich denken muß, sie war früher auch in einem Kinderheim.

Frau Böttcher war an einem Sonnabend da, und gleich am nächsten Tag wollte sie mich abholen. Ich war sehr aufgeregt. Abends habe ich lange wachgelegen und mir vorgestellt, wie diese Christine aussieht. Ob sie auch dick ist? Denkt Frau Böttcher nicht an den Erbfaktor? –

Am Sonntag sind wir früh mit dem Auto zu Böttchers gefahren.

Christine hat ein Kinderzimmer. Mit einem richtigen Schreibtisch. Wo sie ihre Hausaufgaben macht. An dem Schreibtisch hat sie gesessen, als wir kamen, Frau Böttcher, Herr Böttcher und ich.

Christiane gab mir die Hand.

"Du bist also die Soraya. Und du hast keine Eltern. Das ist schlimm, sagen Mutti und Vati." Ernst sah sie dabei aus und es war eine richtige Rede.

Herr Böttcher hat ihr den Kopf gestreichelt und mich angelacht und gesagt: "Ach herrjee, unsere altkluge Christine." Er ist sehr stolz auf Christine.

Weil ich so allein an der Tür stand, ist Frau Böttcher zu mir gekommen und hat mir auch ganz schnell über den Kopf gestrichen.

Am Nachmittag sind wir in den Zoo gegangen. Herr Böttcher war sehr lustig, er hat immer von Hanghühnern erzählt, die man für den Bergzoo braucht, mit einem kurzen und einem langen Bein für den Berg.

Christine war beleidigt: "Das gibt es doch gar nicht. Du willst uns immer ärgern. Ich bin doch kein Baby mehr. Hanghühner."

"Soraya, was meinst du: gibt es Hanghühner", hat mich Herr Böttcher gefragt. "Du mußt mir gegen Christine beistehen."

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Von Hanghühnern habe ich nie gehört. In der Schule bin ich nicht gut. Aber ehe ich etwas antworten konnte, lachten Christine und Herr Böttcher schon.

Mein Papa macht öfter solchen Ulk, brauchst nicht sehr darauf achten", sagte Christine und hakte sich bei mir ein.

"Laß doch die Mädchen", hat Frau Böttcher gesagt.

Am Abend kam Tante Selma zu mir ans Bett. Sie wußte bestimmt, da ich nicht schlafen wollte. "Na, wie war es denn?"

"Schön." Ich dachte, wenn ich erzähle, wie schön für mich alles war, dann ist es schon vorbei. Dann holen sie mich am nächsten Sonntag nicht wieder.

Ich war jeden Sonntag bei Böttchers, ein Jahr lang. Bis ich neun Jahre alt war.

Vor mittags wurde immer Schule gespielt, Christine war die Lehrerin. "Du mußt bessere Zensuren bekommen", hat Frau Böttcher gesagt.

Ich gebe mir jetzt große Mühe. Aber es ist schwer, besser zu werden. Vielleicht ist das einfach, wenn man einen Schreibtisch für sich allein hat, wie Christine. Sie bekommt nur Einsen. In mein Zeugnis schreiben die Lehrer immer: Soraya träumt.

Von Indien möchte ich aber nicht träumen, wenn ich daran denke, werde ich traurig.

Wieder an einem Sonntag haben Böttchers gesagt, daß sie nun nach Indien fahren. Wir waren im Wald an unserer Stelle. Das ist eine Waldwiese, dicht am Waldrand fließt ein kleiner Bach. Den stauen wir mit Herrn Böttcher immer zu einem Teich. – Die Wiese sieht aus, als wäre außer uns noch niemand dort gewesen.

Das war ein schöner Nachmittag. Ein Familiennachmittag. Es war sehr warm, und Herr Böttcher schlief unter dem Baum. Frau Böttcher las ein dickes Buch, Christine und ich spielten Federball.

Später wollte Christine auch lesen, und ich setzte mich neben Frau Böttcher. Bei ihr war ich am liebsten. Herr Böttcher ist zu lustig. Wer immer lustig sein kann, weiß zu wenig. Und vor Christine fürchte ich mich, sie spricht so klug, und ich sage oft etwas Dummes, gerade zu ihr.

Ich wartete, bis Frau Böttcher das Buch zuklappte, und sagte dann: "So eine Familie habe ich später auch: Vater, Mutter und zwei Kinder."

Frau Böttcher hat zu Herrn Böttcher gesehen, zu Christine, und hat gesagt: "Soraya, in zwei Monaten fahren wir nach Indien."

Ich weiß noch: ich lächelte weiter, weil ich so froh war über alles und dachte: Na schön, fahren wir halt nach Indien.

"Soraya, es tut mir sehr leid, ich würde dich am liebsten auch mitnehmen. – Aber wenn wir in den Ferien wieder da sind, fahren wir alle vier zusammen weg."

Im gleichen Ton hat Tante Selma damals gesagt: "... eine Puppe, ein Negerbaby, einen Roller."

Frau Böttcher hat mir lange erklärt, daß Her Böttcher Ingenieur ist und in Indien arbeiten wird, drei Jahre oder noch mehr.

Und dann war es, als würden sich die Böttchers streiten. Herr Böttcher meinte, Christine solle für die Zeit in ein Kinderheim. Damit sie in der Schule gut bleibt. Und wegen dem Klima. Weil sie davon krank werden kann.

Frau Böttcher ist auch Ingenieur. Aber ohne Christine fährt sie nicht.

"Denk an Soraya", hat sie zu ihrem Mann gesagt.

Ich wollte von all dem nichts mehr wissen. Ich bin in den Wald gelaufen, auf dieser Wiese konnte ich nicht bleiben.

Ich bin immerzu gelaufen. Aber es ist schöner, im Sommer abends im Kinderheim zu denken, daß man weggehen möchte. In so einem großen Wald ist man sehr allein. – Christine zählt da nicht.

Christine lief immer hinter mir her. Sie hat von Indien erzählt und daß sie mir viele Postkarten schickt. Dann gehört mir die größte Sammlung vom ganzen Kinderheim.

Ich wollte auch das nicht hören. Soll sie doch nach Indien fahren, die kluge Christine. Sollen sie doch alle wegfahren.

Die Sonne schien nicht mehr, und uns war kalt, als wir zu unserer Wiese zurückkamen.

Frau Böttcher hat geweint, und jeder von uns hat sie eine Ohrfeige gegeben. Weil sie in solcher Angst um uns war. Ich habe vorher nie eine Ohrfeige bekommen.

Christine begann zu heulen. Weil die Ohrfeige saftig war. Meine auch. Ich habe mich gefreut, weil nicht nur Christina eine Ohrfeige bekommen hat.

Herr Böttcher kam später aus dem Wald. Er hatte uns gesucht und war böse auf Christine. "Du müßtest doch die Vernünftigere sein." Dann sind wir nach Hause gefahren.

Christine hat getrotzt. Wir zwei saßen hinten im Auto, und sie meuterte vor sich hin. "So eine Gemeinheit. Einfach eine runterzuhauen. Sollen sie doch allein nach Indien fahren. Ich komme zu dir ins Kinderheim." Christine ist dumm.

Tante Selma hat nicht weiter gefragt, als ich nicht mehr zu Böttchers wollte, und nur gemurmelt: Das verwächst sich, das verwächst sich alles.

Christine und Frau Böttcher waren noch einmal im Heim bei mir. Ein Buch über Indien haben sie mir mitgebracht. "Ein ordentliches Zeugnis will ich sehen, wenn wir wiederkommen", drohte Frau Böttcher scherzhaft.

Ich konnte nur nicken. Warum eigentlich hat sie einmal so getan, als wäre ich wichtig. Die dumme Christine ist in dem Zimmer herumgelaufen und hat immer gerufen: "Mammie, sieh doch mal, wie schön die es hier haben." Frau Böttcher hat mich ein bißchen traurig angesehen, als wüßte sie genau, was ich denke. Aber streicheln lasse ich mich nicht mehr von ihr.

Sonntags spiele ich jetzt mit den kleinen Mädchen. Tante Selma sagt: "Wenn Böttchers wiederkommen, holen sie dich." Aber ich weiß nicht, ob ich will, daß mich noch einmal jemand holt.



Kurzer Hedwig-Bericht²

Hedwig machte das Abitur. Nicht mit Glanz und Gloria, sie war so ein Fall, zu dem man später nur bemerkt, sie machte das Abitur.

Die Mutter richtete eine große Feier aus, damit wurde dieser Lebensabschnitt ihrer lieben Hedwig gekrönt und zugleich der nächste eingeläutet, der nach Hedwigs Wunsch und Willen steil in die Höhe führen sollte, in die Hochschule.

Was Künstlerisches will sie machen, vertraute die Mutter im Hausflur den Nachbarinnen an, halb verdrossen, immer muß sie aus der Reihe tanzen, kann sie nicht Lehrerin oder Diplomlandwirt werden; halb stolz, es hat nicht jeder so eine besondere Tochter, sozusagen eine Künstlerin in Kürze. Es sollte der Lebensweg Hedwig in die Hochschule für Bildende Künste führen.

Genau sieben Tage nach der mittelprächtigen Feier – Hedwigs Aussage – flatterte der Brief ins Haus. Nicht blau, ganz normal weiß, keine Symbolik dachte Hedwig später in einem schnell vorübergehenden Anfall von Boshaftigkeit, und nicht einmal ein gefütterter Briefumschlag, ... müssen Ihnen leider mitteilen ... Bewerbung nach eingehenden Beratungen abgelehnt ... gern bereit, Ihren Antrag weiterzuleiten ... Lehrerin für Kunsterziehung ... oder nächstes Jahr nochmalige Bewerbung. – Die Satzketten blieben hängen.

Hedwig machte darauf nur ein verächtliches: *Ha!* Dann dachte sie scharf und eiskalt nach. Was war zu tun? Anrufen, vielleicht ein Irrtum, nein, wohl eher ihr Irrtum: ihr Name stand sehr leserlich auf dem Briefumschlag, also nachfragen, weshalb, wieso, warum,

² STUNDE ZWISCHEN HUND & KATZ (a.a.O., S. 33-50)

Begründung scheint ihr unzureichend – ein Grund nachzufragen würde sich schon finden.

Oder noch besser – Hedwig stieß energiegeladen die Bettdecke weg; dazu ist zu sagen, daß der Brief Hedwig noch im Bett angetroffen hatte, die Post kam relativ früh, das Wort relativ fand Hedwig überhaupt ganz gut, – also noch besser, sie ging selbst hin, das wirkte mehr, das wirkte persönlicher. Und sie würde es sofort tun, was du heute kannst besorgen ...

Hedwig kleidete sich mit Sorgfalt an. Zeit hatte sie im Überfluß. Wie war doch die Unterschrift, überlegte sie und hüpfte auf einem Bein zum Tisch, der Strumpf schleifte hinterher; unleserlich, Sachbearbeiterin, auf die Endung kommt es an, vielleicht hat sie heute Haushaltstag, hoffentlich ist die Vertretung ein Mann, ach was, sie würde schon an die richtige Stelle kommen.

Zwei Stunden später betrat Hedwig das für ihre Angelegenheit zuständige Zimmer, und ein Mann war auch da, aber es war trotzdem nichts zu machen.

Leider, sagte der Mann und zog das Wort wie Kaugummi; Trockenfisch, wagte Hedwig zu denken; leider, sagte der Mann noch einmal: drei Bewerber auf einen Studienplatz, alle wollen sie Bühnenbildner, Maskenbildner werden, er schüttelte echt bekümmert das Haupt. Dann hört sie ihn von Kunsterziehung, jungen Menschen sprechen, und als sie nicht begeistert reagierte, von Basis und Erfahrungen und nächstem Jahr. Ja und wissen Sie, Ihre Zeugnisse und auch die eingereichten Entwürfe –, er machte eine bedeutungsvolle Pause, kannst du dir alles sparen, Opa, dachte Hedwig und hörte nicht weiter hin. Als sie sich aber gar nicht wegrührte, drückte er ihr ein Trostpflasterchen auf, im September noch mal nachfragen, und das hörte sie wieder: manchmal werden noch Studienplätze frei. Dafür schenkte sie ihm beim Abgang ein Lächeln.

Zehn Tage lang waren die Worte jenes Opas von der Kunsthochschule – junge Menschen, Kunsterziehung und vor allem: dankbare Aufgabe – Hauptbestandteil der Reden der Mutter. Sie hatte sich sogar entschlossen, die seitlichen Blicke der Nachbarinnen des Künstlerischen wegen einfach zu ignorieren. Die Mutter war ein guter Agitator; die Bibliothekarin ihres Betriebes mußte zum Stichwort

Kunsterziehung alles zusammensuchen, und sie schleppte zum Feierabend schwere Bücherbände nach Hause. Schließlich ging es um die Zukunft der Tochter.

Am Abend des zehnten Tages setzte sich Hedwig an den großen Küchentisch, an dem bisher noch alle größeren Entscheidungen gefällt wurden. Die Mutter faltete erwartungsvoll die Hände. Nachdem Hedwig drei Blätter Papier mit der Begründung ihres Studienwunsches beschrieben hatte und sich auf dem dritten Blatt bis auf drei Sätze gesteigert hatte, nachdem die Mutter schon schläfrig mit ihrem Kopf kämpfte, der immer wieder außer Kontrolle geriet und auf die Brust rutschte, stellte Hedwig die entscheidende Frage: Kannst du dir mich als Lehrerein vorstellen? Und das mußte die Mutter schon nach kurzem, ehrlichem Überlegen verneinen. Die Kunsterziehung und die jungen Menschen starben bei Hedwig eines kurzen leichten Todes, die drei Blätter Papier folgten ihnen auf diesem Weg.

Hedwig beschloß, ausgedehnte Ferien zu machen, die hatte sie sich redlich verdient. Ferien, und zwar mit Vincent, der nicht ihre Sorgen hatte, der nämlich schon vier Semester lang in jener Institution studierte, in die sich Hedwig mit viel Gewalt und – wie er behauptete – wenig Talent drängen wollte; Hedwig vertraute dafür jeden, der es nur hören wollte, an: Er spinnt oft.

Also, Vincent, dem die Eltern Beruf und Berufung mit dem Namen in die Wiege gelegt, hatte schon volle vier Semester hinter sich gebracht, kluge Leute meinten, mit viel Erfolg. Anderen bewies das sehr anschaulich sein üppig wuchernder, rotblonder Rauschebart.

Vier Wochen Ferien absolvierten Vincent und Hedwig, als Kür, an der See, selbstverständlich.

Und diese vier Wochen gaben Hedwig den Gemütszustand zurück, in dem sie vor Erhalt jenes weißen, unsymbolischen Briefes war.

Tage später reiste Hedwig erneut, nicht noch einmal vier Wochen, aber auch geraume Zeit, allein, ohne Vincent. Der Maler war im Praktikum, in einem Stahlwerk, wozu Hedwig wieder nur ihr bekanntes spöttisches *Ha!* geben konnte.

Etwas abgerissen – Hedwig sagte abgetrampt – und abgebrannt, wie sie der Mutter diskret zu verstehen gab, kam sie dann zu Hause an. Was Vincent erstaunte: Er bekam die Reise nicht wie sonst in Öl und

Großformat, sondern nur ausschnittsweise und in Kleinformat geliefert.

In der folgenden Zeit sah Hedwig von Woche zu Woche blühender aus, ein Werbeplakat: macht Urlaub zu Hause. Die Mutter wurde von Woche zu Woche lauter. Es fielen solche Sätze wie: Dir fehlt einfach der Vater, der würde dich nicht herumlungern lassen. So etwas von Faulheit ist mir selten begegnet. Als ich ein junges Mädchen war. Studiere oder geh arbeiten.

Da war viel und mächtig. Hedwig brauchte wieder einige Tage des Nachdenkens. Thema Vater: Ihn hatte es nie gegeben, zumindest nicht in Hedwigs Bewußtsein und Erinnerung. Bloß gut, war dazu ihr ständiger und dankbarer Stoßseufzer, beim Gedanken an achtzehnjährige Kumperei mit der Mutter. Nicht einmal die monatlich eintreffenden Überweisungen riefen in Hedwig den ursächlichen Zusammenhang mit jenem unbekanntem Vater wach.

Er war wohl nach halbjährigem, nicht sehr idyllischem Familienleben davongegangen. Allerdings wußte Hedwig das nicht so ganz genau, sie hatte sich diese Version aus verschiedenen Bemerkungen zusammengebastelt. Und es interessierte sie auch nicht so sehr, daß sie die Mutter direkt nach ihm hätte fragen wollen. Aber es mußte schlimm stehen, wenn die Mutter diesen imaginären Vater anrief und von Herumlungern sprach. Hedwig nahm alle Entschlußkraft in die achtzehnjährigen und damit volljährigen Hände: Studieren, dazu war es nun zu spät, zur Hochschule ging sie in diesem Jahr kein zweites Mal, schließlich hatte sie auch ihren Stolz. Also wurde aus der Notwendigkeit die Tugend gezaubert, und die hieß in diesem Fall Basis, und die Basis war der ehemalige polytechnischen Unterricht erteilende Betrieb, auf der Oberschule oft verflucht, aber – wie die Mutter oft geliebte Sprüche zitierte – jedes Ding hat seinen Nutzen, so auch der Betrieb: er mußte ihr einfach Arbeit geben.

Es wird wohl Winter: die Zugvögel kommen wieder, sagte während der ersten Arbeitstage ihr Kollege Abteilungsleiter zu ihr und sah dabei prüfend auf das Thermometer vor dem Fenster. Hedwig wußte nicht, wie sie das nehmen sollte, also am besten gar nicht.

So saß sie denn einen ganzen Winter lang auf ihrem Stühlchen, Bürostuhl, unter der alles und nichts umfassenden Bezeichnung Industriekaufmann. In dunklen Stunden – es war Winter, und da

waren mehr dunkle als helle – empfand sie diesen Beruf als fast zu ihr passend, Und wenn die Kinder aus dem Haus ihr noch Koofmich hinterherriefen, ja dann konnte sie das sogar schrecklich witzig finden.

Punkt sieben fegte Hedwig morgens zum Werktor herein. Eher zu kommen, hätte sie als unfein empfinden, und daß sie nicht später kam, dafür sorgte die Mutter.

Nach entsprechender Anlaufzeit berechnete Hedwig Löhne.

Während der ersten vierzehn Tage war sie sehr blaß. Überall hinterließ sie einen mitleiderregenden Eindruck. Vincent, ich sehe nur noch Zahlen, sagte sie einmal kläglich. Wenn man mich verurteilen würde, mein ganzes Leben lang dort auf meinem Stühlchen Zahlen zu schreibene ... Sie machte ihm sehr anschaulich klar, was sie lieber und eher täte.

Bald gewöhnte sie sich ein. Mindestens zweimal täglich wanderte sie durch den Betrieb, holte Kaffee, hielt kleine Schwätzchen, der Tag verging so schneller und Anpassung ist alles.

Die Abende verbrachte si im Esso, dem normalen Bürger unter der Bezeichnung Espresso bekannt. Dort fand Hedwig alles, was ihr das Leben nach neun Stunden Zahlen lebenswert machte.

Und dort war sie *die Hedwig*. Nach dem Dunkelwerden kam sie, in den verwaschenen und ausgebeulten Cordjeans, die Hände in dem grünen Mäntelchen vergraben. An der Tür blieb sie stehen, sah in die Runde und winkte. Es war immer jemand da, dem sie zuwinken konnte. Sie nannten das: Hedwigs Auftritt.

Meist kam reichlich spät Vincent: Ich bin Student, habe nicht so viel Zeit wie das werktätige Volk, das hier durch Hedwig vertreten wird, meinte er. Er holte sie von Wermut und Zigarettenqualm weg; und von den schwindelnden Höhen tiefgründiger Gespräche über Gott und die Welt auf das winterliche Straßenpflaster herunter.

Einmal in der Woche ging Hedwig malen, mehr auf Vincents Wunsch, denn nach mehrmaliger Wiederholung hatte sie die Tonkrüge, Äpfel und Stühle in verschiedenen Lagen und Stellungen über. An den Wochenenden war sie bei Vincent, sie schliefen viel, und er malte sie oft. Gelegentlich versuchte Vincent sie zu bewegen, nicht *die* Hedwig, sondern ganz normal zu sein, wobei normal da war, was die Mutter darunter verstand.

Als im März die ersten wärmeren Sonnenstrahlen auf Hedwigs Stühlchen fielen, wurde sie unruhig. Plötzlich konnte sie wieder keine Löhne sehen, konnte die Kollegin Sekretärin nicht mehr hören, wenn diese sich über den mißratenen Bengel der Kollegin Sachbearbeiterin ausließ, der täglich mit seinem mörderischen Geschrei das traute und schwererarbeitete AWG-Heim erbeben ließ, konnte sich des Kollegen Hauptbuchhalters kaum erwehren, der entgegen allen Bilderbuchvorstellungen über Buchhalter noch erschreckend jung war, der keine Ahnung von Vincents Existenz hatte, was nach Meinung berufender Kolleginnen auch keinen Einfluß auf die Sachlage gehabt hätte, der also täglich um Hedwigs Schreibtisch strich: Nu, Kollegin, immer noch die Kunst im Kopf, oder gefällt es Ihnen schon bei uns? Kurz und gut, es war nicht zum Aushalten. Für Hedwig nicht zum Aushalten.

Einige Wochen währte diese ihre Sturm- und Drangperiode; ein Kälteeinbruch war dazugekommen, der Himmel schüttete Schnee. Hedwig zerstritt sich in dieser Zeit mit fast allen Kollegen. Dann, als eines Tags die Sonne besonders warm schien, klopfte sie an die Tür der Kaderabteilung und kündigte strahlenden Gesichts. Die Kaderleiterin strahlte nicht, war erst energisch laut, später mütterlich, beides ohne Erfolg. Die Beurteilung fiel entsprechend aus, aber das war das letzte, was Hedwig hätte bekümmern können.

Sie ging leichten Schrittes durch das Betriebstor. Vincent, auf Engelsflügeln bin ich aus dem Werk geschwebt.

Nur die Erinnerung an den Kollegen Abteilungsleiter belastete ihre Fittiche etwas, die Erinnerung an den letzten, trotz allem freundlichen und verständnisvollen Satz: Laß dirs gut gehen, Zugvogel – und bereue es nicht. Den möchte ich gern zeichnen, dachte Hedwig unvermittelt laut in einer stillen Stunde mit Vincent. Oder eine tolle Grafik machen.

Überhaupt war Grafik das neue Stichwort. Die Engelsflügel hatten den Weg nach Hause unbeschadet überstanden. Aber sie zerbrachen unter der Wucht der leise vorgebrachten Frage der Mutter: Was willst du denn nun machen, was hast du nun wieder für neue Ideen?

Gleichgültig war Hedwig die Frage nicht, vor allem, weil sie leise und mit wenig Hoffnung vorgebracht wurde. Aber der kluge Mensch trägt in allen Lebenslagen ein freundliches Lächeln auf den Lippen.

Urlaub, schönen und langen Urlaub, erklärte sie ihrer lieben Mutter mit optimistischem Lächeln. Die Mutter wandte sich steinern ab, darüber konnte sie einfach nicht lachen. Tagelang herrschte Stille in der Wohnung.

Wie in einer Gruft, erläuterte Hedwig im Esso. Wie: Klappe zu, Affe tot, weil zwecklos. Tage ging das so, bis Hedwig nach einem kleinen Streit mit Vincent einen Generalvorstoß wagte und der Mutter die Hände um den Hals legte: Du bist doch die Beste, erklärte sie überzeugend und ging damit zu dem bewußten Stichwort über.

Grafik sollte es also sein, ab September, fünf Jahre Studium, und gleich in den nächsten Tagen würde sie das in Angriff nehmen. – Denk an die Ausstellungen, die ich dann mache, flüsterte sie der Mutter geheimnisvoll zu. Und sie, die Hedwig, würde dann die geliebte Mutter darin herumführen, die Besucher würden einander zuraunen: Seht, die Mutter der Künstlerin.

Während der Oberschulzeit hatte sich Hedwig nur widerwillig mit Mathematik beschäftigt. Aber außer Löhne zusammenrechnen war hängengeblieben, daß die kürzeste Verbindung zweier Punkte eine Gerade bildet. In diesem Sinne sah sie auch ihre erneute Bewerbung an der Hochschule. Diesmal wollte sie anders, erfolgreicher an die Sache herangehen.

Hedwig hatte von dem großen Meister gehört, mit Einfluß an der Hochschule, er lehrte wohl auch dort, Essofreunde hatten ihn ihr gezeigt. So führte die Gerade Hedwig stracks zur Wohnung des Meisters. Ihrem Schwung konnte an diesem Tag nichts und niemand widerstehen, ohne großes Verweilen gelangte sie bis in sein Arbeitszimmer.

Hedwig musterte dort dieses und jenes, vor allem ihn. Dann brachte sie ihr Anliegen vor. Nun war es an dem Meister, sie sich interessiert zu besehen, und er machte das auch nicht verstohlen.

Ja, da müsse er wohl erst einige Sachen von ihr sehen, meinte der Meister bedächtig schmunzelnd. Hedwig wollte unbedingt wiederkommen.

Einen Kognak, den er bestimmt nicht im Konsum gekauft hatte, schlug sie ihm aber auch bei diesem Besuch nicht ab, nach dem zweiten nahm er unbewußt verspielt ihre Hand in die seine, auch große Meister haben kleine Schwächen, Hedwig fühlte sich auf dem

Wege, eine solche zu werden. Er spielte also mit ihrer Hand und sprach über die Aufgabe des Künstlers in der sozialistischen Gesellschaft, und nach dem dritten Kognak ging Hedwig.

Sie besuchte ihn dann noch einmal, mit einer Mappe voller Tonkrüge, Äpfel und Sonnenblumen, ohne Lust und Liebe zusammengezeichnet.

Der Meiser betrachtete die Blätter lange und ausgiebig. Hedwig schien, als würden unter seinem Blick die Äpfel verschrumpeln und die mickrigen Blumen geradezu verwelken.

Dann ließ sich der Meister lange und ausführlich über zwei Sachen aus, die eben auch auf zwei verschiedenen Blättern stünden, ja, und gegen die eine Sache sei nichts einzuwenden, ganz im Gegenteil, aber über die andere Sache, nämlich ihr Studium, entscheide jene Kommission, und Hedwig solle es doch auf ganz normalem und handelsüblichem Wege versuchen, aber wie schon gesagt, ihn bewege die andere Sache, sie bewege sozusagen sein Herz, darauf noch einen Kognak, den trank auch Hedwig noch, doch dann mußte sie nach Hause, unbedingt, sie versprach nichts, und er versprach auch nichts, und so ging sie denn hin, mit den Tonkrügen Äpfeln und Sonnenblumen,

Soll ich vielleicht mit dem Alten schlafen, damit ich in die Hochschule komme, vertraute sie später, im Herbst, mit selten gehässiger Stimme ihren Essofreunden an, sie saß zu der Zeit im Kreise der Verkannten, die dazu verneinend die Köpfe wiegten und sie etwas ehrfürchtig ansahen, ob der Tuchföhlung, die sie mit dem Meister hätte bekommen können. Und bei allem, was sie sagte, versuchte die den geringschätzigen Blick des Meisters zu vergessen, der ihren armseligen Tonkrügen geglolten hatte. Aber Hedwig wollte auch in den dunkelsten Stunden nie ungerecht sein, deshalb setzte sie hinzu: Dabei sind seine Bilder gar nicht so übel.

Auch der Sommer ließ sich nicht so sonnig an wie erwartet. Vincent fuhr mit seiner Seminargruppe nach Ungarn, Hedwig selbst war wohl willig, mitzufahren – aber das leibe Geld, Hedwigs permanent penetrantestes Problem; so wie du heute arbeitest, kannst du morgen ins Auslnd fahren.

So trampete sie denn mit zwei Essofreunden wieder an die See. Vincent sollte auch spüren, daß sie nicht von ihm abhängig war.

Etwas muß ich schließlich machen, oder willst du, daß ich den ganzen Sommer über zu Hause sitze, sagte sie sehr überzeugend zu ihm. Was soll schon mit zwei Männern gleichzeitig passieren, versuchte sie seine unausgesprochenen Zweifel zu zerstreuen.

Aber wie gesagt, es war nicht so sonnig wie in Ungarn. Auch nicht so sonnig wie das Jahr zuvor mit Vincent. Hedwig mußte sich sehr damit beschäftigen, das Gefühl, daß Vincent ihr fehlte, in sich auszurotten, solche und ähnliche Gefühle sollten bei ihr keinen Nährboden finden. Wie die beiden Essofreunde zu berichten wußten, soll Hedwig einmal etwas von einem vertanen Jahr gesagt haben. Aber nur einmal, und es war in so einer sentimentalischen Stunde nach Sonnenuntergang, setzten die Essofreunde der Gerechtigkeit halber hinzu.

Im Herbst hatte Hedwig einen Job, wie sie der auf alles gefaßten Mutter verkündete: den Job! – Betonung auf beide Worte. Das Geld, das sie verdienen würde! Sie ließ mit euphorischer Stimme riesige Goldberge vor den erstaunten Augen der Mutter wachsen.

Das fast fertig Kulturhaus der Stadt hing mit dem Plan, nur sonnige Gemüter und unverbesserliche Optimisten hatten es anders erwartet. Demzufolge gab es viel Arbeit und viel Geld zu verdienen.

Mit dem Geld werde ich dann seßhaft, fragte Hedwig Vincent, so auf ihre Hedwigart versuchend, ihn zu einigen entscheidenden Sätzen herauszufordern Und als er nicht verstand und nicht reagierte, setzte sie dagegen: Oder ich kaufe mir einen Lammfellmantel, so einen, wo das Fell innen ist.

Das Kulturhaus wurde trotz Hedwigs Hilfe fertig, der Rubel war auch für sie gekullert, und Hedwig setzte nach der schweren Arbeit wieder zur wohlverdienten Pause an. Denn, würde sie sofort weiterarbeiten, könnte sie das viele Geld gar nicht so schnell unter die Leute bringen, wie es für ihren Seelenfrieden unerlässlich war. Die Mutter bekam noch zwei Kummerfalten und Vincent hatte immer seltener Zeit, sie zu malen. Er wurde sehr verdrießlich.

Aber unausweichlich rückte Hedwigs zweiter Koofmich-Winter heran. Die Mutter hatte kategorisch erklärt, sie nicht mehr durchschleppen zu wollen, dabei mußte vor allem der Wermut bezahlt werden.

Aber er schmeckte Hedwig nicht mehr. Und was sie nie für möglich gehalten hätte: Manchmal langweilte sie sich im Esso. Gott war

ausdiskutiert, die Welt zum größten Teil auch, was übrig blieb, war nicht der Rede wert.

Wahrscheinlich lag es daran, daß es Vincent nicht mehr gab. Daß es Vincent für Hedwig nicht mehr gab. Selten sah sie ihn in einiger Entfernung, dann winkte sie, freundlich, verzeihend und überlegen.

Vincent hatte es auch mit dem Leben. Möchte wissen, was aus dir werden soll, hatte er geschrieben, tatsächlich geschrieben und nicht gesagt. Das war ein langer Brief, mit viel Ernst und Pathos, wie sich das für einen letzten Brief gehört. Du arbeitest, wenn du Lust hast. Dein Talent läßt du verludern, weil du faul bist. Aber bitte, wenn du dir dein Leben unbedingt ruinieren willst – nur tu das ohne mich,

Hedwig hatte diesen Brief sofort zerrissen, sie hätte ihn sonst vielleicht mehrmals lesen können, und dann hätte er sie eventuell getroffen, und das mußte unbedingt vermieden werden.

Nach Hause spazierte Hedwig nunmehr mit Essofreunden; öfter mal was Neues, vertraute sie diesen auf solchen Wegen an, deshalb wechselte sie die Begleiter. Aber noch häufiger wollte sie auch allein sein. Alles zweiter Aufguß: der Winter, die Arbeit, die Freunde, dachte sie dann. Und dieser Winter war besonders lang, besonders kalt und besonders dunkel. Manchmal dachte sie auch an den Kollegen Zugvogelabteilungsleiter. Aber solche Gedanken waren nicht gut für sie, fand Hedwig, und schob sie zur Seite.

Im Frühjahr kündigte sie wieder, das verwunderte keinen, erschütterte nur die Mutter, die immer noch an Ende gut, alles gut glaubte. Sie wollte nun endlich die Erziehung der Tochter in die Hand nehmen und lag ihr zu diesem Zweck täglich in den Ohren. Die größte Gemütswallung, die sie bei Hedwig erzielen konnte, war ein müdes und sich oft wiederholendes: Ach laß mich doch in Ruhe. Hedwig meinte, daß sie gerade diese nach den harten Schlägen des Lebens nötig hätte.

Und als die Mutter, die nun eben doch kein Kumpel mehr war, das nicht einsehen konnte und ihr tagtäglich von Etwas-aus-seinem-Leben-machen und Jeder-Mensch-muß-arbeiten erzählte, zog sie aus, unter Hinterlassung eines Zettels auf dem Küchentisch, sie wohne jetzt, und dann folgte die Adresse eines Essofreundes, der ihr seine möblierte Bude für Notzeiten angeboten hatte. Von Besuchen bat Hedwig abzusehen, da das Zimmer ziemlich klein sei.

Hedwig richtete sich in jenem Zimmerchen für einige Wochen häuslich ein, der Wirtin als das Fräulein Verlobte aus dem Heimatstädtchen mit dem soliden Namen vorgestellt. Sie verbrachte ihre Tage nun damit, die Farben des Essofreundes zu verklecksen, jener mußte seine Zeit notgedungen in Vincents Nähe verbringen, sie waren in einer Studiengruppe. Gelegentlich schaute die Wirtin herein: Das Fräulein Braut malt auch, das liegt wohl so im Ort drinnen, kommentierte sie Hedwigs Bemühungen. Und statt sie nun zu bitten, ihr zu sitzen, Thema Rentnerbrigade, schickte ihr Hedwig ein "neugierige alte Schachtel" hinterher, aber nur ganz leise, noch war das Zimmerchen ihre Zuflucht.

Noch. Aber Hedwig fand, es sei so kein Zustand, der Essofreund hatte ihr zwar großzügig sein Bett angeboten und war auf das Sofa übergesiedelt, aber noch lieber hätte er mit ihr das Bett geteilt, schließlich war das Sofa für einen bettgewohnten Menschen auf die Dauer sehr unbequem.

Was hängst du dich so an Vincent, meinst du, ich merke das nicht, der hat doch längst eine andere, erklärte der Essofreund ihr eines Nachts, und sein Gewissen klopfte dabei nur ganz sacht, Hedwig sah ihn das erste Mal die Fassung und die Haltung verlieren, aber auch das brachte ihm keinen Erfolg. Die Situation war etwas verfahren, bekannte sie am nächsten Tag für sich. An sich schon mächtig verfahren. Ihr kritischer Verstand schaltete sich ein.

Hedwig lief dann in die Stadt. Erkenntnisse wie diese hatte sie nicht allzu oft, sie trieben sie.

Tiefpunkte hat jeder Mensch. Die Menschen unterscheiden sich nur dadurch, wie und wie schnell sie diese überwinden, dachte Hedwig originell.

Also, ganz ruhig und langsam, durch die Stadt schlendern, mit Menschen sein, Schaufenster betrachten, vielleicht in Geschäfte hineingehen, sich von den Menschen schieben lassen lassen, etwas kaufen, das schafft so ein angenehmes Gefühl: kaufen, Geld, Hedwig schluckte, nun, man soll nicht so am Materiellen hängen, eben einfach schlendern, für einen Kaffee irgendwo wird es schon reichen, Lebensmittel, Uhren, Schmuck, eine tolle Hose: wieder Geld. Heute letztmalig de sowjetische Film – Junge Leute, ergreift einen Bauberuf – Nimm ein Ei mehr – können Sie nicht aufpassen, so was latscht

durch die Gegend – Kommt zur Reichsbahn – Wegen Renovierung geschlossen – die Situation ist trotzdem haltlos, immer diese störenden Gedanken, aber haltlos ist genau richtig, nichts zum Festhalten.

Wäre Hedwig nicht Hedwig, sie hätte mitten auf der Straße geschluchzt. Sie befragte in der Tasche des grünen Mäntelchens das Kleingeld, zählte unauffällig: reichlich zwei Mark. Ich brauche jetzt unbedingt einen Kaffee. Aber nicht im Esso, vielleicht ist Vincent dort, und ich schluchze doch noch los.

Junge Leute, kommt zur Reichsbahn, wo hatte sie das bloß gelesen. Das hatte sich in ihrem Kopf festgehakt: Junge Leute, kommt zur Reichsbahn.

Züge mit Menschen, die freundlich sind und ausgeruht, die in den Urlaub fahren, sie, Hedwig, gleichfalls freundlich, aber bestimmt: Bitte, diese Kabine des Schlafwagens wurde für Sie reserviert, angenehme Nachtruhe, ja, morgen früh sind wir in Sofia, in Burgas, am Balaton. Dann Freizeit im Ausland, satte Farben am Strand von Nessebar. Hedwig braungebrannt, fährt zurück: Aber wo denken Sie hin, das ist doch keine Arbeit für mich, mehr ein Vergnügen, poetisch könnte man auf den Schienenwegen werden: Bulgarien, Ungarn, Rumänien.

Etwas ironisch lachte Hedwig nun doch auf. Aber zumindest ein Bett wäre ihr sicher, sie könnte im Zug schlafen. Geld würde sie auch verdienen.

Also noch näher an die Basis heran.

Nach einer Woche war alles geklärt, und als sie sicher war, daß die Wirtin bei ihrer Nichte weilte, schrieb sie dem Essofreund einen Zettel. Schlimm, dachte Hedwig, schlimm, wenn man nur noch mit Zetteln arbeiten kann. Bin jetzt Stewardess, stand auf dem Zettel. Hedwig drückte sich vornehm aus, es widerstrebte ihr irgendwie, Mitropa-Kellnerin zu schreiben.

Nachfragen zwecklos, weil immer auf Achse. Zugachse. Du darfst dein bequemes Bett jetzt wieder benutzen. Bist du froh?

Und wenn er nun gerade heute eine Nachricht von Vincent bringt, dachte Hedwig, als sie schon den Türkopf umfaßte: Hedwig, verzeih mir, jener Brief, er hätt' nicht sollen sein –, mit einem Knall schloß sie diese Wohnungstür zum letzten Mal.

In der ersten freien Minute der Reise, schrieb Hedwig, nun Berufstätige, kleine Zettelchen. So ganz für sich. Laß dich nicht unterkriegen, Hedwig, schrieb sie auf den ersten. Hab Sonne im Herzen in allen Lebenslagen. Du hast deine Basis. Und immer wieder: Durchhalten, durchhalten.

Hedwig merkte: Es wird ernst. War bisher jeder Koofmich-Winter vorübergegangen, schon als vorübergehend angegangen – jetzt wurde es ernst. Auf ein Zettelchen schrieb sie noch: Es geht um vieles. Und die Zettelchen halfen auch sehr.

Als sie Burgas, das Ziel ihrer ersten Reise, erreichten, sah Hedwig nichts von satten Farben, nichts von Exotik, sie war kein wißbegieriger Tourist für einen freien Tag. Hedwig war nur müde. Todmüde.

Hedwig ging zum Strand. Das zumindest war sie sich schuldig, obwohl jeder Schritt schwer wurde und Überwindung kostete. Sie legte sich in den Sand und schlief. Nach Stunden wurde sie wach und schlief wieder ein. Zwischen Schlafen, Wachen und wieder Schlafen dachte sie: Nie mehr zurück in diesen Zug.

Sie sah oder träumte – es floß wohl ineinander – noch einmal jene Stunden, die sie dort ohne Schlaf, mit brennenden Augen und schmerzenden Füßen verbracht hatte, Abteile, die sie fegen, verschmutzte Toiletten, die sie säubern mußte, Menschen, die keine Freundlichkeit, sondern Bettwäsche wollten, sie sah sich thronen zwischen Pralinen und Waffeln, sah sich Bier verkaufen, am Abend an nüchterne, in später Nacht an nicht mehr nüchterne Männer, die sich entsprechend benahmen. Hedwig dachte noch einmal: Nie mehr zurück in diesen Zug, – aber wohin, nach Hause, geschlagen, gescheitert, gestrandet, ich wüßte, was ich vorher alles täte, also gehe ich auch in diesen Zug zurück.

Dieser Tag verging und auch die nächsten, und Hedwig pendelte mit Zügen und Urlaubern zwischen den Ländern.

Hedwigs Leben unterteilte sich in Ankünfte und Abfahrten, es zählten nicht die Tage, nicht das Datum, einzig Ankunft und Abfahrt. Und zwischendurch nur der Wunsch: Schlafen. Schlafen und Durchhalten.

Seltsamerweise hieß das Durchhalten malen. Hedwig malte wieder. Keine Tonkrüge, keine Äpfel. Es waren überhaupt nur selten freundliche Bilder. Wenig Sonnenstrand, wenig Palmen, wenig

endloses Meer. Viele Nachtgesichter, Gesichter der Männer die nachts übermütig und betrunken mit der Faust gegen die Tür ihres Abteils donnerten, Bier verlangten. Auch ein Selbstbildnis war dabei: übergroße Augen, Hedwigaugen.

In ihren Skizzenblick legte sie einen Brief von Vincent, der einmal ihren Ankunft-Abfahrt-Rhythmus unterbrochen hatte, kaum zu sagen, wie er sie erreichen konnte, es war wieder kein guter Brief für sie, aber diesen bewahrte sie auf. Wohin willst du denn noch, stand darin, genügt dir das alles nicht.

Dann sah sie Vincent selbst. Hedwig hatte inzwischen gelernt, vorsehn bitte, zu rufen, sie hatte gelernt, die Menschen in den Gängen grob und geschickt zur Seite zu schieben, und sie konnte nun auch Speisen und Getränke durch die Waggons jonglieren. Kaffee gewünscht. Wer ihren Skizzenblock nicht kannte – und den gab sie nicht aus der Hand –, mochte meinen, sie sei für diesen Beruf geboren.

Kaffee gewünscht, rief Hedwig automatisch in ein Abteil; zuerst sah sie seine Freunde, dann ihn selbst, er saß am Fenster. Es schwiegen alle, Vincent sah Hedwig an, die anderen die Kaffeetassen auf dem Tablett.

Und Hedwig sah sich plötzlich mit seinen Augen. Sah sich, wie sie in seinen Augen geworden war: dem Zug ähnlich, in dem sie fuhr, nicht mehr ganz sauber, weil es anders nicht möglich war, müde und etwas zerknittert.

Der Zug war auf der Rückreise. Hedwig fuhr in kein fremdes Land mehr Hedwig fuhr mit der Straßenbahn nach Hause. Ohne Engelsflügel. Nur froh war sie. Je näher sie ihrer Straße kam, desto froher wurde sie. Die Straßenbahn fuhr entschieden zu langsam.

Die Mutter schlachtete für die verlorene Tochter keine Ochsen und Kälber, sie sagte auch nicht viel, sie war einfach froh.

Und Hedwig begann da, wo sie aufgehört hatte. Sie schrieb an dem großen Küchentisch ihre Studienbewerbung. Die Aussichten waren nicht groß, sie wußte das auch. Aber irgendwo muß der Mensch anfangen. Und in ihrem Lebenslauf waren jetzt zwei Jahre mehr.



Stunde zwischen Hund & Katz³

Vorher waren es immer Ferien. Schulfeien, Semesterferien. Jetzt nannte sich das Urlaub.

Der wievielte eigentlich. Hannah zählt nach, sieht dabei abwesend auf den Jungen, der erste, zweite, ... der dritte Urlaub war das.

Der dritte Urlaub also soll an dem Ort verbracht werden, zu dem man immer noch sagt: Zu Hause. Hannah kann sich nicht erinnern, in den Ferien einmal zu Hause gewesen zu sein. Damals war das ein langweiliges, tristes Städtchen. Nur fort. Schlimm genug, daß man das ganze Jahr über dort sein mußte.

Der Zug fährt den Hügeln und Bergen entgegen. Alles wird sehr bekannt.

Jammerschade, daß der Sohn so klein ist. Sonst könnte an ihn neben sich setzen. Und mit dem Finger aus dem Fenster weisen und innerlich ganz unruhig werden: siehst du das Haus dort, links, nein, das andere, schnell, sonst sind wir vorbei, da hat deine Uroma gewohnt, ich kann mich noch erinnern, als ich so klein war wie du ... der Wald dort, na gut, eben ein Wäldchen, wir sagen dazu Sträucher, lach nicht, andere Sprache, andere Redewendungen, ja, dort wachsen Pilze, unheimliche Mengen, wir hatten dort unsere Pilzstellen ... die Kiesgrube da vorn, ich sage dir: das klarste Wasser in der ganzen Umgebung ...

Hanna wäre nicht zu stoppen. Dabei würde sie lächeln, verklärt lächeln, und schon gar nicht mehr im Zug sein.

Aber der Sohn ist noch klein. Doch er wird das alles hören. Er wird zuhören müssen, wie Kindergenerationen vor ihm zuhören mußten. Und er wird sich langweilen, wie alle Kindergenerationen vor ihm.

³ ZWISCHEN HUND & KATZ (a.a.O., S. 87-128)

Weil es stets das gleiche ist, was erzählt wird. Bis der Sohn wiederum alt genug ist, gönnerhaft zu sagen: Das hast du schon oft erzählt.

Hannah blättert für den Sohn die Bilderbuchseiten. Der Sohn plappert in Hannahs Sprache: Haus, Baum, Hund; Hannah ist bei alten Häusern, Pilzstellen und klaren Kiesgruben.

Bis man ankommt. auf dem Kleinstadtbahnhof.

Die Lieben und die Sachen um sich versammelt, tut Hannah etwas Wichtiges: Sie atmet tief durch. Bewußt. Jeder kann sehen: Hier wird durchgeatmet. Sie verkneift sich das stereotype: Was ist das hier für eine herrliche Luft; Hannah weiß, solche Sätze strapazieren die Nerven.

Die Luft der Stadt, in der sie wohnen, wird von dem benachbarten Riesenkombinat bestimmt. Wenn der Wind ungünstig steht, muß man lakonisch sagen: Die Luft stinkt. Gelegentlich ekelhaft nach Fisch. Da träumt man nachts bei geöffnetem Fenster von Erstickungstoden.

Die ersten Schritt durch das Städtchen. Wie schade, daß man nicht sagen kann: Die Luft macht trunken Das sagt keiner. Das denkt auch keiner.

Also lacht man diejenigen an, die auf dem Bahnhof waren, die Hannah und das Kind abgeholt haben: Lacht mich aus, aber ich bin richtig beschwipst. Das macht die Luft und der Wind. – Wind ist in der Stadt immer. Neun Monate Wind, drei Monate Sturm.

Hannah würde gern sagen: Ich bin glücklich. Aber auch das sagt niemand, der einfach so vom Zug abgeholt wird.

Vierzehn Tage Urlaub zu Hause. Im vorhinein eine fast unübersehbare Zeitspanne.

Spät am Abend liegt sie auf der Couch ihres Zimmerchens, seit Urzeiten Kinderzimmer genannt. Nichts hat sich hier verändert. Die Möbel stehen noch wie Jahre zuvor. Ist immer noch *Hannahs Zimmer*. Einer der wenigen festen Punkte in ihrem Leben.

Neu ist: das Kinderbett steht am Fußende der Couch. Der Junge schläft so fest, daß Hanna mehrmals aufsteht, nachsieht, horcht, sich dann beruhigt wieder hinlegt: es ist ihm nichts passiert, er schläft nur fest.

Hannah kann nicht schlafen.

Die erste ruhige Stunde zu Hause.

Die sich ihr aufdrängende Frage: Warum verbringt sie vierzehn Tage ihrer kostbaren, auf nur vier Wochen bemessenen Urlaubszeit in diesem Nest, wie sie das Städtchen früher bezeichnet hat.

Hannah weiß eine ganz einfache, banale und treffende Antwort: Weil sie das braucht. Das ist in drei Jahren immer wichtiger geworden: Nach Hause zu kommen. Für länger.

Es würden sich noch andere richtige Antworten finden lassen. Hannah sucht vielleicht etwas.

Die Euphorie der ersten Tage klingt ab, die Euphorie des Zu-Hause-Seins. Über alle, die man kennt, ist gesprochen worden, ausführlich, viele hat man gesehen, einige besucht. Die Tage werden so, als wäre man nie anderswo gewesen. Das Leben läuft gemächlich.

Hannah kennt die Stadt bis in ihren letzten Winkel. Was hat die Stadt an äußeren Anregungen zu bieten: ein großes Kino; das zweite, die sogenannte Flohkiste, die ihrem Namen alle Ehre machte, ist schon seit Jahren geschlossen, alle Kinobesucher unter vierzehn bedauerten das. Wenn die Frau am Einlaß guter Laune war, durfte jeder, der nicht allzu bedürftig, allzu wenig nach vierzehn aussah, hinein. Ein Theater hat die Stadt, das sein Vorstellungen über die Bühnen der verschiedenen größeren Tanzsäle quält, zwei Cafés, die fast Tür an Tür liegen, in einem findet man immer jemanden, mit dem man reden kann, ein paar Restaurants, ein paar Kneipen – eben nicht mehr und nicht weniger, als jede Kleinstadt zu bieten hat.

Weil das Leben nun so gemächlich läuft, findet Hannah: etwas wenig.

Also geht Hannah viel spazieren: mit dem Sohn. Mit den Lieben, den Angehörigen. Allein. Und fast immer läuft sie denselben Weg. Durch die Anlagen, die städtischen Grünanlagen. Das ist so ein grüner, nicht ganz geschlossener Ring, der die Altstadt von dem Dazugebauten trennt.

Den Weg durch die Anlagen läuft sie jeden Tag. Zu verschiedenen Tageszeiten. Abends immer allein.

In der Stunde zwischen acht und neun, wenn es sacht dunkel wird, in der Stunde zwischen Hund und Katz. Hannah weiß nicht, woher sie diesen Ausdruck hat, kommt er aus ihr, hat sie ihn gehört, gelesen, aber sie denkt immer so: Stunde zwischen Hund und Katz.

Hannah läuft langsam über die knirschenden Sandwege.

Die Luft knistert, duftet, es ist Sommer. Auf den vielen Parkbänken in den Anlagen sitzen immer nur zwei. Zwei, die zusammengehören. Zumindest für diesen einen, nicht wiederholbaren Sommerabend. Alle Bänke sind besetzt.

Hannah spielt dieses Spiel: Wer kann das sein, die dort sitzen. Es ist nicht mehr hell, die Gestalten auf den Bänken sind nicht genau erkennbar, Hannah müßte länger hinsehen oder näher hingehen, aber das tut man nicht. So kommt die Phantasie ins Spiel: Wer mag das sein?

Hannah geht langsam, das ist so ein Tempo, bei dem man schnell ermüdet, Der Abendspaziergang.

Sie läuft bis zum äußersten Punkt der Anlagen, das ist ein großer, verödeter und sandiger Platz. Dort geht es nicht weiter: ein Wehr, eine Mühle, das Rauschen hört man oben auf dem Platz, wo Hannah jetzt steht.

Hannah sieht über das Tal, sieht die Ruinen einer Kirche, inmitten eines Friedhofs. Hannah besucht diesen Friedhof gern, von ihm aus kann man weit ins Land, kann auf den Fluß hinunter sehen, in das Tal, wo zu beiden Seiten des Flußufers Häuser stehen, Häuser, die etwas kleiner und sehr viel häßlicher sind, als die mitten in der Stadt. Früher wohnten dort die Ärmsten der Armen, Hannah geht nicht gern in dieses Tal, sie findet, es riecht dort sogar arm, das mag an dem schmutzigen Wasser des Flusses liegen, aber für Hannah riecht es arm. Weit hinter dem armen Tal sieht sie die helle Schleife der Autobahn. Hannah kann vom Friedhof aus ins Leben sehn. Wenn das nicht zu pathetisch klingt.

Hat Hannah den äußeren Punkt der Anlagen erreicht, eine Zeit über das Tal, über den Fluß gesehen – immer muß sie dann an ein Begräbnis denken. In einem der ersten Schuljahre war das, eine von ihnen war gestorben, Kinderlähmung, raunten alle in der Klasse, eine geheimnisvolle und etwas schreckliche Sensation, zum Begräbnis ging die Klasse geschlossen, die Lehrerin weinte, die Kinder standen und staunten, Hannah konnte nicht weinen, es war etwas, was damals außerhalb dessen lag, worüber man weinen und sich grämen muß, auf dem Weg vom Friedhof lachten die Freundinnen bereits wieder, hatten alles vergessen – aber an solchen Abenden denkt Hannah daran.

Und dann denkt Hannah auch an Marie. Nie im Leben hätte Hannah Marie Marie genannt, Marie ist so viel älter, aber Marie ist tot, liegt über dem Fluß neben den Ruinen, Marie ist tot, die Zeit ist stehengeblieben, nun sind Marie und Hannah fast gleichaltrig, Hannah denkt an Marie.

Warum ist Marie gestorben? Wenn sie es nicht wollte.

Es geht nicht weg, wer nicht weggehen will; es stirbt nicht, wer nicht sterben will. Denkt Hannah. Aber vielleicht denkt sie so, weil sie noch jung ist. Zu jung.

Hannah will nicht dem sachlichen ärztlichen Befund glauben, Hannah sieht oft hinter nüchternen Dingen Mystisches.

Aber Marie ist tot, und Hannah kann nur noch lesen, was Marie aufgeschrieben hat. Und dabei immer wieder das große Wundern: Marie hat Hannahs Gedanken aufgeschrieben. – Vielleicht gibt es viel mehr Menschen, mit denen man sprechen *könnte*, ahnt Hannah.

Überhaupt, denkt Hannah an solchen Abenden, es ist wohl doch ein etwas sentimentaler Urlaub. Aber wie soll man vorwärts gehen, wenn man nicht gelegentlich das Durchschrittene ausmißt.

Dann drängen sich Hannah noch andere Gedanken auf: Was eigentlich tut man ganz rein und unverfälscht für andere, nur für andere, wann eigentlich läßt man sich selbst vollkommen draußen, ist das überhaupt möglich? Ist es denn nicht vermessen, Kinder zur Welt zu bringen, Kinder zu erziehen, nach dem eigenen Ich vielleicht, bestenfalls nach dem Bild, von dem man weiß, so möchte man sein. Wer sagt denn, daß alles nicht von Anbeginn wieder falsch wird. Hannahs Gedanken trudeln ins Endlose. Aber so im stummen Zwiegespräch mit sich, mit Marie, mit aller Welt, überhaupt Hannah manchmal ein leises Frösteln, das beginnt zwischen den Schulterblättern und breitet sich über den Rücken aus, kühl zieht sich die Haut zusammen, ein leichter Spannungszustand, als genüge nur noch wenig, und die eigene Haut wäre zu klein, zu eng.

An solchen Abenden werden die Spaziergänge lang. Bloß nicht sentimental werden, seufzt sie, wenn sie anders als kühl und nüchtern denken möchte. Es werden immer zwei Seelen in Hannahs Brust streiten. Ein Zuviel an Nüchternheit und ein Zuviel an Phantasie.

In den Häusern, an denen sie dann vorübergeht, sind die Fenster schon hell. Hannah schaut in jedes dieser Fenster. Das kann als

profane Neugier bezeichnet werden. Hannah nennt auch das Spielen. Die Phantasie wird beschäftigt. Wie leben die Menschen in den Häusern, hinter den Fenstern? Durchspielen, wie sie leben.

Hannah sieht, wie die Bilder an die Wand gehängt sind. Die Wandbehänge mit dem Sandmännchen. Wie die Sofakissen aufgestellt sind, Bruch in der Mitte, symmetrisch ragen zwei Zipfel an den Seiten in die Höhe. Die Blumentöpfe auf den Fensterbrettern. die neuen und alten Möbel. Der Fernsehapparat, der graugrünblau in das Zimmer glotzt.

In solchen beleuchteten Zimmern sind keine Menschen zu sehen. Menschen sind wohl dort, wo Vorhänge zugezogen, wo Rolläden heruntergezogen sind. Wie leben die Menschen hinter solchen Vorhängen?

Die mittleren, die gemächlichen Tage des Urlaubs gehen so.

Und gelegentlich denkt Hannah: So könnte ein Leben gehen. Verlaufen.

Aber nicht Hannahs Leben. Das ist Hannahs Urlaub.

An einem dieser sich so ähnlichen Abende läuft Hannah ihren Spaziergang in umgekehrter Richtung. zuerst durch die Stadtmitte, zum öden Platz, wo man den Fluß rauschen hört, dann langsam zurück durch die Anlagen, über ein paar Hauptstraßen – das Ende des Spaziergangs ist schon absehbar.

Von jenem Ende her ist Musik zu hören, verschiedene Melodien zur gleichen Zeit, Motoren brummen auf und schwellen ab, Gongs werden schwungvoll angeschlagen, nasale Stimmen: Und wieder ein Hauptgewinn; für Hannah mischt sich in den Geruch nach Sommer der von gebratenen Würstchen und Fischsemmeln.

Hannah ist erstaunt: Jahrmarkt ist. Über Nacht sind in die ruhigen Anlagen die Gaukler eingebrochen mit ihren bunt angestrichenen Wagen.

Hannah geht näher, wieder mit so einem vertrackten Altengedanken: Wieviel Jahre sind vergangen, in denen ich nicht einmal mehr wußte, daß es etwas wie Jahrmarkt, Rummel gibt.

Dann taucht Hannah ein in das Licht der farbigen Illuminationsketten, in das Dröhnen der Karussellmotoren, in den Lärm der Lausprecher, in das laute Lachen und Sprechen der Menschen. Sie kauft Zuckerwatte und gebrannte Mandeln, läßt sich

rempeln, lächelt verzeihend, obwohl sich keiner entschuldigt, das alles ist Jahrmarkt.

Das Karussell mit den Pferdchen, Schwänen und Bimmelbahnen fährt nur noch der Form halber, seine Zeit ist der Nachmittag, wenn die vielen Kinder kommen. Hannah beschließt, am nächsten Tag den Jungen herzuführen, es wird ihm Spaß machen.

Hannah sieht, es sind einige neue Karussells da, aber nur an einem herrscht Hochbetrieb, das hat sich auch in den zehn Jahren nicht verändert. Man kann wohl auch gar nicht Karussell dazu sagen, das hat seinen eigenen Begriff: WALZERFAHRT; da drängen sich die Menschen im Kreis.

Aus diesem Lautsprecher tönt die heißeste Musik; die hier stehen, sind die Jüngsten auf dem ganzen Rummelplatz, sind die Langhaarigen; die hier stehen, kennen sich, Zurufe hört man, ans Geländer dicht an dicht lehnen und lümmeln sie.⁴

Hannah stellt sich auch bei der Walzerfahrt auf, nicht zu nahe bei den Jungen, mehr am Rand, sieht zu, lächelt dabei, ohne es zu merken; der Kassierer bewegt sich tollkühn auf der drehenden Scheibe von Gondel zu Gondel, der Kassierer ist jung, wie alle ringsum. In einer Gondel können immer nur zwei sitzen. Sind es Mädchen, jünger oder älter, spricht der Kassierer zu ihnen, während er die Groschen nimmt. Bei dem Lautsprecherlärm ist nicht zu hören, was er sagt, aber immer kichern die Mädchen; dann gibt er der Gondel einen mächtigen Stoß, die dreht sich um die eigene Achse, und der Kassierer wartet, überlegen lächelnd, auf das freudige Aufkreischen. Das kommt immer. Darauf kann er warten. Dann springt er bei voller Fahrt von der runden Scheibe, dreht sich nicht um, weiß aber um den bewundernden Blick der Mädchen. Geht mit wiegendem Schritt zu dem Häuschen, wo der Alte sitzt, um das Geld abzuliefern – nichts hat sich geändert, denkt Hannah.⁵

Dann sieht sie sich, zehn Jahre zurück, ertrotzte Abend, selten genug, da stand sie am Geländer, konnte stundenlang so stehen, zuschauen, sehen, wer kam, wer ging und wiederkam, wer mit wem in die Gondel stieg. dabei voller Erwartung; würde jemand sie ansprechen: Fährst du mal ne Tour mit? Würde auch sie in eine

⁴ Ein paar Jahre später schrieb Anna Rheinsberg die Geschichte ALLES TRUTSCHEN (1983)

⁵ <http://www.walzerfahrt.de/walzerfahrt.html>

Gondel einsteigen, so wie es ständig ringsum geschah? Hannah konnte stundenlang so stehen, dabei vergessen, wie man sie sah, wie sie sich selbst im Spiegel sah.

Einmal hat sich Hannah allein in eine Gondel gesetzt. Das war nicht üblich; bis der Karussellmotor aufdröhnte, saß sie und wartete, und das Warten stieg mit jeder Sekunde wie Fieber. Würde sich plötzlich jemand wie ein Prinz mutig in die Gondel schwingen? Es mochte sein, wer wollte, müßte sich nur neben sie setzen, einmal für eine Runde Walzerfahrt. Hannah hat gewartet. War es der Prinz, war es das Warten, Hannah heute findet keine präzise Antwort.

Die runde Plattform beginnt sich zu drehen, Hannah, zehn Jahre zurück, saß allein, sah nicht zur Seite, immer nur geradeaus, dort kam der Kassierer, jung, sie sah genau und sieht zehn Jahre später genau, ein graues Gesicht, und diese Mäuseaugen, flink sich von links nach rechts bewegend, damals sah sie den Kassierer an, bis er vor ihr stand, die Hand öffnete, eine angeschmutzte und schweißige Hand; Kinder dreißig Pfennig, brummte er, und seine Mäuseaugen waren schon zwei Gondeln weiter. Dort saßen zwei Mädchen, nicht älter als Hannah damals, fünfzehn, aber da war kein Vergleich möglich mit Hannah, dem Hühnchen –, die beiden Mädchen da waren fast Frauen, und des Kassierers Blick hing an dieser Gondel, er schloß die Hand über den Groschen, balancierte weiter.

Und nicht einmal einen Stoß gab er der Gondel, wie er das sonst selbst bei solchen tat, die ihm egal waren, er tippte die Gondel mit dem Finger an, balancierte weiter. Er hätte sie ja nicht wild zu drehen brauchen – Hannah stürzte in eine Hölle. Eine Hölle für fünfzehnjährige Mädchen.

Das dreiminütige Auf und Ab der Walzerfahrt wurde Ewigkeit. Beschämung, verletzter Stolz – in drei Minuten wurde das bis auf den Grund ausgelotet, wurde auch nicht vergessen.

Und der Kassierer damals drehte die beiden Mädchen unaufhörlich, sprang nicht ab. gab der Gondel einen Stoß nach dem anderen, die Mädchen kreischten, juchzten, drei Minuten lang.

Es muß tiefer Haß gewesen sein, was Hannah, fünfzehnjährig, empfunden hat.

Hannah besieht sich eine Weile das Treiben, setzt sich dann in eine Gondel, legt die Handtasche neben sich. Auch in einigen anderen

sitzen ein paar nicht mehr ganz so junge, vielleicht haben sie auch Erinnerungen.

Die Plattform beginnt zu rotieren, langsam erst, dann schnell und schneller, wild, dann dreht sich auch die Gondel um die eigene Achse, Hannah weiß, wie man das macht, immer das Gewicht auf die eine Seite verlagern, immer wieder, und nochmal, zwischendurch kommt der Kassierer, Erwachsene fünfzig Pfennig, Hannah winkt lachend ab, als er die Gondel anstoßen will, und weiter geht die Fahrt, wild und schnell, wildes Drehen, doppeltes Drehen, im Kreis und um die eigene Achse.

Dann ist das vorbei.

Hannah steht wieder am Rand, sieht dem alten Spiel zu, das ist jetzt ein wohlwollendes, freundliches Zuschauen, die da einsteigen, sind so jung.

Hannahs Gedanken sind schon weitergegangen; Hannah überlegt: nach Hause gehen oder noch ein Stück spazierengehen.

Ihr Blick fällt auf einen Pfosten, daran hängt eine Pappe, handgeschrieben, handgemalt, es könnte der junge Kassierer gewesen sein, oder der Alte in dem Häuschen, der wie ein General alles überblickt und die Hebel betätigt, also handgemalt: Leute zum Mitfahren gesucht. Der erste Buchstabe jedes Wortes ist mehrfarbig, die Pappe soll ins Auge fallen: Leute zum Mitfahren gesucht.

Hannah, die schon weitergehen will, zurück in das Dunkel und vor allem zurück in die Ruhe der Anlagen, weg von dem Lärm, dem Vergnügen für dreißig und vierzig Pfennige, weg von dem allen, was sie nun plötzlich doch stört – Hannah bleibt stehen, sieht dem Treiben ringsumher weiter zu. Sieht es aber nicht mehr.

Leute zum Mitfahren gesucht. Der erste Buchstabe mehrfarbig gemalt. Mitfahren. Denken und Sorgen nur von einem Tag zum anderen. Denken und Sorgen wohl gar nicht mehr. Alles, was sich angesammelt hat, lassen.

Gelegentlich denkt Hannah solche Dinge. Wenn sie liest: Leute zum Mitfahren gesucht. Zum Beispiel. Selbst die schönsten Dinge können mitunter zu einer Last werden. Bilder, Bücher, Möbel, Kleidung – alles was steht, was irgendwann einmal mit Freude, sogar freudiger Mühe ausgewählt wurde, das alles kann zu einem Gewicht werden. Eine Eisenkugel, ans Fußgelenk gekettet, die man mitschleppen muß. Sein

ganzes Leben lang. Für eine gewisse Zeit. Mit größerer Wahrscheinlichkeit ein Leben lang. Da läuft man dann nur noch langsam und bedächtig. Da kann man nicht mehr rennen, springen, hüpfen, tanzen.

Hannah sieht jetzt andere Bilder. Krakau. Ähnlich wie diese kleine Stadt ist dort die Innenstadt, gleich hinter der alten Stadtmauer, von einem grünen Ring umgeben.

Ein Wort ist mit dem gedachten Bild verbunden, manchmal murmelt Hannah das vor sich hin, Barbakan, keine Zauberformel, es macht einfach Spaß, schöne Worte zu sprechen, Barbakan, Teil der alten Stadtmauer von Krakau.

Ein Hochsommertag war das, Hannah, ein Jahr jünger, sitzt auf einer Bank, der Barbakan in der Nähe, die großen alten Bäume halten die Hitze angenehm ab. Hannah sitzt sehr bequem, die Beine weit von sich gestreckt, Hannah ruht. Menschen laufen vorbei, gemächlich, Spätnachmittag, sicher Arbeitsschluß, warum laufen wir zu Hause nur immer herum wie aufgeschreckte Ameisen, zur Arbeit, von der Arbeit, anderswo geht es auch anders, besser, glaube ich.

Und auf einmal sind die Zigeuner da. Übergangslos. Hannah hat sie nicht einmal kommen sehen, sie muß einfach sagen: Die Zigeuner sind da. Es sind nur Frauen und Kinder. Sie besetzen die restlichen Bänke. Einige legen sich in das Gras der sorgfältig abgezirkelten Grünflächen. Fast englischer Rasen. Auf dem ist Gehen, Sitzen, Liegen offensichtlich nicht erwünscht. Wäre Hannah Gärtner dieses fastenglischen Rasens, sie würde es auch nicht leiden. Aber das gilt für die, die da spazieren gehen, nicht für die Zigeuner. Die sitzen und liegen im Gras. Da wird geraucht, getrunken, gegessen. Eine junge Zigeunerin stillt ihr Baby.

Urplötzlich eine seltsame und fremde Welt. Wie bunte Vögel inmitten der auf einmal sehr grau wirkenden anderen.

Zuerst mit Interesse, dann ganz dabei, sieht Hannah nur noch die Zigeuner. Die schönen Kinder. Gibt es etwas Normaleres, Unverprellteres als Zigeunerkinder, denkt Hannah. Die alten, häßlichen Zigeunerinnen. Nicht vorzustellen, daß aus den Kindern einmal häßliche, alte Zigeunerfrauen werden.

Keiner dieser bunten Vögel beachtet die Vorübergehenden. Sie essen, sie trinken, sie stillen, sie ruhen.

Und erschrocken stellt Hannah fest: Etwas Fernes war plötzlich nah. Nicht nur nah. Da war etwas sehr Gemischtes, Wildes, Buntes in Hannah.

Nach welchen Gesetzen leben sie, denkt Hannah. Wie geht das zu, sich Unberührtheit bewahren von allem, was den Vorübergehenden, den Spaziergängern, was ihr, Hannah, wichtig ist.

Unheimliche Sehnsucht hat Hannah damals, vor einem Jahr, befallen. Da nutzten nicht die genüßlich ausgestreckten Beine, die Ruhe war dahin. Da war nur noch Sehnsucht. So einfach zu leben. Alles reduziert auf normale menschliche Bedürfnisse. So schwierig zu leben.

Immer dahin fahren, wohin man gerade möchte. Zockeln, nicht fahren. Mit Pferd und Wagen. Hannah hat unterwegs am Straßenrand solche Wagen stehen sehen. Hannah sieht sich: auf so einem Wagen sitzend, hinten, die Rückwand ist heruntergeklappt, sie baumelt mit den Beinen, lehnt den Kopf an die hölzerne Seitenwand, die Pferde laufen gleichmäßig, ein Hund, eine Promenadenmischung, auch den Wandertrieb im Blut, irgendwo hat er sich ihnen angeschlossen, springt um den Wagen herum, läuft vor und bleibt zurück und Hannah schaut auf die davonrollende Straße.

Hannah auf der Parkbank in Krakau beginnt zu lachen. Das ausgemalte Zigeunerleben ist zu schön, sie muß das in einem Film gesehen haben, so eine Szene, vielleicht hat sie das auch gelesen. Was tut Hannah, wenn sie auf ihrem Wägelchen hungrig wird? Brät sie den umherspringenden Hund? Klaut sie Hühner?

Aber die Sehnsucht bleibt.

Etwas später laufen die Zigeunerinnen im Park umher. Hannah sieht, wie sie verstohlen Spaziergänger ansprechen. Karten kurz zeigen, Hände anfassen wollen. Auf empörte Blicke und unmißverständliche Reden achten sie kaum, gleichmütig laufen sie weiter, sprechen den nächsten an.

Die große Sehnsucht nimmt Hannah mit in das Hotel. Und die verschwindet erst, verschwindet vorübergehend, als sie unter der Dusche steht, der Nachmittag war heiß, Hannah ist verschwitzt, sie fühlt sich unsauber.

Sie dehnt und streckt sich unter dem Wasser, das herunterprasselt, und erinnert sich dabei der schmutzverschmierten Gesichter der alten

Zigeunerfrauen, Staub hatte sich mit Schweiß vermischt, bei den Kindern und den jungen Mädchen hat sie nicht darauf geachtet.

Hannah dehnt und streckt sich unter dem herunterprasselnden Wasser und die große Sehnsucht flaut allmählich ab. Später, als sie frische Wäsche und ein fast neues Kleid überzieht – es ist wunderschön, an einem Sommerabend in Krakau in einem Boulevardcafé am Markt zu sitzen –, denkt sie kaum noch an ihre Sehnsucht. Noch später, im Café, eine Limonade auf dem Tisch, eine Zigarette in der Hand, streckt sie die Beine wieder genußvoll von sich.

Leute zum Mitfahren gesucht.

Hannah ist wieder auf dem Jahrmarkt. Die Zigeuner damals, das Schild hier, eine Melodie, ein Bild – immer wieder wird das kommen, die Sehnsucht, weiß Hannah jetzt. Da hilft kein Möbelumstellen in der Wohnung.

Hannah geht durch die Anlagen zurück, um auf eine der Hauptstraßen zu kommen, biegt ab, Richtung Stadtmitte, und ist dann zu Hause.

Im Bett, kurz vor dem Eintauchen in tiefen Urlaubsschlaf, denkt Hannah: Leute zum Mitfahren gesucht. Sie murmelt: Barbakan, Barbakan. Über dem Murmeln wird sie wieder hellwach, denkt noch: Ein bißchen sentimental, schöne Worte zu murmeln, aber schön. Und dann schläft sie endgültig ein.

Hannah fährt ins Dorf. Das ist nicht irgendein Dorf, das braucht für Hannah keinen Namen. Sie fährt ins Dorf. Mit dem Autobus, das Dorf liegt weitab jeder Bahnlinie.

Es existiert ein Foto. Darauf ist Hannah zu sehen, noch klein, etwas größer als der Sohn jetzt. Das war schon nach der ganz schlechten Zeit. Auf dem Foto hat Hannah einen Pappkoffer in der Hand, in der Größe ihr angepaßt. So steht sie am Dorfrand, vor dem Haus der Großeltern. Es ist zu sehen: die Sonne scheint.

Hannah weiß sich nicht zu erinnern, daß auf dem Dorf einmal die Sonne nicht geschienen hat. Da waren immer Ferien. Und regnete es doch einmal, dann war das eine Sintflut, die eine halbe Stunde andauerte – Großmutter bekreuzigte sich, gib Gott, daß kein Hagel kommt – und nach der man, nur in kurzen Hosen, auf die Dorfstraße

jagte, in riesengroße Pfützen. Alle Kinder im Dorf spielten in solchen Pfützen Baden und Schwimmen.

Hannah wird nicht vergessen: Das beruhigende Dröhnen der Flugzeuge vom Flugplatz nebenan, gleich neben dem Dorf. Flugzeugdröhnen und schönes Wetter waren Synonyme. Es begann früh um vier, wenn die Sonne aufging, man konnte dabei herrlich bis acht schlafen.

Später der Ruf der Großmutter, vom Hof, hinauf zu Hannahs vierfenstrigem Zimmer – ein Bauernhaus hat viele Zimmer, und jedes hat viele Fenster –, der Ruf: Wir fahren ins Heu, wir fahren ins Futter, Kaffee steht in der Röhre.

Wir fahren ins Heu. Ein Ruf, bei dem es Hannah aus dem Bett riß, zum Fenster stürzen und rufen ließ, fast verzweifelt, weil der Großvater schon die Kuh aus dem Stall holte – Meta, Lisa, hüste –, weil der Großvater auf keinen Fall warten würde: Ich will mit, wartet mich, ich will mit.

Heutrampeln; hohe Leiterwagen, von Kühen gezogen, Großmutter häufelt das Heu, Großvater stakt volle Gabeln Heu nach oben, und die Kinder dürfen das, was sonst voller Strenge verboten wird: sich mit Wucht und Jubelrufen auf das heraufgereichte Heu stürzen und darauf herumtrampeln, herumtrampeln, herumtrampeln.

Und ringsum auf den Wiesen stehen ebensolche Wagen, werden beladen, schaukeln auf der neuen Straße – hat doch der Flugplatz endlich auch seine gute Seite, sagt Großmutter immer ergeben bei einer solchen Gelegenheit – dem Dorf entgegen.

Hannah fährt in Dorf. Sie weiß, die Großeltern warten. Seit sie in das Obergeschoß des Hauses am Dorfrand gezogen sind, warten sie immer. Und nichts tut Hannah lieber, als die Großeltern besuchen. Und doch tut sie immer Dinge, die sie viel weniger gern macht. Weil sie wichtiger sind. Denkt sie. Oder auch nicht. weil es notwendig ist. Oder auch nicht.

Hannah erkennt den Busfahrer. sie zählt still für sich nach: so an die zwanzig Jahre fährt er also die Strecke.

Wie sieht ein Mann aus, der zwanzig Jahre jeden Tag genau das gleiche tut, dieselbe Arbeit? Einmal haben sie die Strecke ausgebessert.

Der Mann sieht aus wie alle Männer, wie alle Menschen.

Der Junge ist ungeduldig. Endlich steigen sie aus, Station Dorfgaststätte, laufen durch das Dorf, um diese Zeit ist es wie leergefegt, dann stehen sie vor dem Haus am Dorfrand. Das ist sehr klein geworden, denkt Hannah. Ganz früher hat sie, das Dröhnen der Flugzeugmotoren im Ohr, geträumt: Das Haus ist ein Schloß. Die vielen kleinen Fenster sind viele große Fenster.

Der Junge läuft stolpernd auf das Haus zu. Wird einmal ein Bild existieren: Der Junge mit einem Köfferchen in der Hand, und viel Sonne auf dem Bild? Es wäre gut für ihn.

Hannah sieht: das ist kein Schloß. Ganz im Gegenteil. Es verfällt noch nicht. Aber es ist so alt wie die Großeltern. Es hat nur noch wenig Lebenskraft. Die jungen Leute, Sohn und Schwiegertochter, werden bald wegziehen. Sie bauen schon an einem neuen Haus. Für sich.

Aber der Garten lebt. Der Garten ist lebendig. Viele Blumen, keine großartigen. an der Hauswand stehen den Sommer über die Blumentöpfe, die im Winter blühen, Alpenveilchen, Azaleen. Hauptsächlich Azaleen. Im Winter wird dann jeder, der sie sehen will, in das kalte, nicht benutzte Zimmer geführt. Dort stehen sie, weiß, rosa und rot blühende Bäume. Azaleen.

Was sonst im Garten blüht, darüber staunt die Großmutter oft selbst. Auch vergißt sie, was sie gesät und gepflanzt hat.

Die paar Beete genügen für uns zwei. Wir brauchen nicht mehr viel, wird die Großmutter später sagen, wenn das Gespräch zum Garten abschwenkt, irgendwann geschieht das auf jeden Fall, im Garten lebt die Großmutter. Und eigentlich sagt sie auch nicht Beete, sondern Beeteln, das sagen alle Leute im Dorf, aber nur in diesem.

Der Junge sieht die Großmutter im Garten. Sie hackt den Boden. Aber es ist zu sehen, die Hacke geht nicht mehr tief in die Erde hinein.

Die Großmutter hört den Jungen. Sie richtet sich auf, läßt die Hacke fallen und läuft mit kleinen Altfrauenschritten zu Hannah und dem Jungen. Der Besuch war als Überraschung geplant.

Sie bleiben voreinander stehen, der Junge und die Urgroßmutter. Die alte Frau wartet geduldig den prüfenden Blick des Jungen ab. Dann tritt der Junge noch ein Schrittchen näher und sagt: Oma. Zwei einfache Silben, von der Mutter gelernt, im Autobus das letzte Mal geprobt.

Die Großmutter lächelt. Es gibt für Hannah kein anderes Gesicht mit so vielen freundlichen Falten und Fältchen.

Im Wohnzimmer steht auf den Fensterbrettern Blumentopf an Blumentopf. Alles die gleiche Sorte Blumen. Solche gibt es nur im Dorf. Hannah hat nirgendwo sonst solche gesehen. Fleißige Lieschen. Im Haus der Großeltern blüht das Fleißige Lieschen, solange sich Hannah zurückerinnern kann. Wahrscheinlich hat die Blumen noch einen anderen Namen, einen richtigen Namen, im Dorf sagen alle Fleißiges Lieschen. Die Blume blüht unentwegt. Das ganze Jahr über.

Der Großvater sitzt am Fenster. Wie jeden Tag für eine Stunde nach dem Mittagessen. Die Großmutter ist froh, wenn er im Sessel am Fenster sitzt. Dort kann ihm nichts passieren.

Der Großvater zimmert. Handwagen, Scheunen, Dachfirste – der Großvater klettert oft auf hohe Leitern. Auch jetzt noch.

Die Großmutter sagt längst nicht mehr: Jano, gönn dir doch Ruhe. Jano, du wirst dir den Hals brechen.

Der Großvater *muß* arbeiten. Damit er nach dem Mittagessen voller Ruhe eine Stunde am Fenster sitzen und sich abends mit einem befriedigten Ächzen ins Bett zurücklegen kann.

Der Junge tapst und tänzelt durch das Zimmer. Er merkt, Urgroßvater und Urgroßmutter sind jetzt nur für ihn da.

Hannah hat Zeit und Gelegenheit, auf die beiden Alten zu sehen. Sie werden nun ganz schnell zu dem, was sich in vielen Lebensjahren vorher nur andeutete.

Die Großmutter wird immer kleiner. Immer dünner. So als würde sie ständig wünschen: Beachtet mich nicht allzusehr. Es würde sie verwirren. Und vielleicht ängstlich machen.

Der Großvater wird immer knorriger. Immer kantiger. Hannah muß an die Bäume am Wegrand denken. Knorrige alte Bäume. Apfelbäume, die keiner aberntet, Äpfel, die durch wer weiß was für biologische Prozesse mit jedem Jahr saurer werden. Nur wer den Großvater nicht kennt, denkt, die Knurrickeit, die sich mit Knorrigkeit paart, ist unfreundlich. Im Dorf kennen den Großvater alle. Man spricht nicht viel mit dem Großvater. Man *kann* mit dem Großvater nicht sprechen. Aber wenn auf hohe Leitern zu klettern ist, holen sie ihn.

Erzähl doch, was ihr so macht. So selten kommst du zu uns. Das bittet die Großmutter. Ken Unterton Vorwurf schwingt mit. Eine Feststellung.

Man kann hier ohne Auswahl einfach alles erzählen, wie es einem in den Sinn kommt, Wichtiges und Wichtiges, wobei die Wertung der Großeltern von Wichtigem und Wichtigem Hannahs Wertung genau entgegengesetzt ist, man erzählt von dem Jungen, über die Arbeit, von der die Großeltern, ohne dazwischen zu fragen, nur wenig verstehen, über Freude, über Ärger, Kummer; man kann eben erzählen.

Der Großvater spielt mit dem Jungen. Er versucht es. Es muß schwierig sein, plötzlich, nach vielen Jahren, wieder mit einem Kind spielen zu wollen. Der Großvater versucht es.

Die Großmutter hört Hannah zu. Sie weiß schon lange: Alle wollen erzählen. Alle wollen von sich, über sich erzählen. Die Menschen brauchen nicht: anderen zuhören, Rat hören, sie brauchen: erzählen können. Deshalb hört die Großmutter zu. Solange sich Hannah erinnert.

Und doch hat Hannah das Gefühl, die Ruhe im Obergeschoß des Häuschens ist an diesem Tag keine echte Ruhe. Sie ist nur ein Leben in der gewohnten Form.

Hannah fragt. Hannah fragt direkt.

Als hätte die Großmutter nur auf diese Frage gewartet, beginnt sie zu erzählen. Es muß viel passiert sein, die Großmutter spricht lange.

Das Leben hat, seitdem die beiden Alten in das Obergeschoß gezogen sind, einen freundlichen Bogen um das Haus am Dorfrand gemacht. Nun ist es eingebrochen, denkt Hannah. Klein ist es eingebrochen, klein wie das Haus, klein wie die Großeltern, klein wie alles um die Großeltern herum – an dieser Stelle stockt sie, welches Leben ist groß oder klein.

Für die Großmutter bedeutet der Einbruch eine Katastrophe. Katastrophenort: das eigene Haus.

Di Großmutter kann nicht einfach erzählen, es ist zuviel für sie, um einfach erzählt zu werden, sie zupft emsig an gelben Blättern des Fleißigen Lieschens. Das ist nicht die ruhige, auf andere beruhigend wirkende Ameisenemsigkeit vergangener Zeiten. Das ist eine ängstliche Emsigkeit.

Kurz gesagt: die Schwiegertochter will sich scheiden lassen.

Hannah möchte fast beruhigt aufatmen, sie hat Schlimmeres erwartet, anderes. Aber es muß nicht, was für sie zwar nicht normal, aber doch gewohnt ist, für die Großeltern gleichermaßen gewöhnlich sein.

Hannah überlegt sachlich. Das hat man sie gelehrt.

Hat es das je gegeben, eine Ehescheidung in der homogenen Gesellschaft eines Dorfes, denkt Hannah mit logisch geschultem Verstand. Besser: hat es in diesem Dorf der Dörfer je eine Ehescheidung gegeben? Vielleicht sind früher Frauen ihren Männern davongelaufen; Männer sind davongegangen, auf Nimmerwiedersehen. Aber das waren dann die großen Tragödien, von denen Generationen sprachen.

Das Leben ist zwischen die Fleißigen Lieschen eingebrochen.

Wie wollen sie denn nachher leben, hier im Dorf, fragt die Großmutter leise Hannah.

Auf dem Land muß man zusammenhalten.

Das sagt die Großmutter. Das ist so wie: Brot wegwerfen ist Sünde; das erste Postulat, das die Großmutter Hannah, damals noch winzig, immer wieder gelehrt hat, auf daß sie es sich merke.

Auf dem Land muß man zusammenhalten.

Ob sie sich das zu denken wohl oft gezwungen haben muß, in den Jahren, die sie mit dem Großvater verheiratet ist. Hannah denkt: Gut möglich, daß er früher, vor meiner Zeit, sehr jähzornig war.

Sie arbeiten beide in der LPG, spricht währenddessen die Großmutter weiter, sie arbeiten doch jeden Tag zusammen, im Heu, in den Rüben ...

Der Onkel ist Traktorist, die Tante arbeitet auf dem Feld, da gibt s Berührungspunkte jeden Tag, weiß Hannah.

Und dann muß die Großmutter noch etwas erzählen, das muß sie, sie spricht leiser, der Großvater hört schwer, nur gut in diesem Fall, so was soll er nicht hören – vielleicht denkt sie wieder an Zornesausbrüche, die vor Hannahs Zeit liegen.

Von einem Kuß, es können auch mehrere gewesen sein, erzählt die Großmutter, von Geflüster, von angetrunkenem halblauem Gekicher – die Großmutter kann Hannah nicht ansehen, muß es aber erzählen –, das war nach der Jahresabschlußfeier, die Schwiegertochter war das, am Gartenzaun, den Mann erkannte sie an der Stimme, einer aus dem

Nachbardorf; die Großmutter lag im Bett, gut schlafen kann sie schon lange nicht mehr, das Fenster konnte sie auch nicht schließen, sie wollte der Schwiegertochter Beschämung oder was auch auch sonst ersparen, also hörte sie, und die Schwiegertochter ging und ging nicht ins Haus, dabei war es kalt, tiefer Winter, manchmal wurde es still, und man hörte den Schnee unter den Sohlen der beiden knirschen.

Die Großmutter sagt, sie kennt den Sohn, kein schlechter Sohn, sie sagt, sie kennt die Schwiegertochter, keine schlechte Frau – aber auf dem Land muß man zusammenhalten, und wie wollen sie dann leben.

Die Großmutter hat alles erzählt, hält die Hände still. Die Hände liegen bewegungslos im Schoß, auf der Sonntagsschürze, umgebunden nur bei Besuch.

Hannah sieht nun das erste Mal deutlich, wie alt diese Hände sind. Wie Wurzeln. Braun, rissig und gebogen. Hannah sieht, wie gekrümmt der Rücken ist. Zu einfach zu sagen: von der Arbeit.

Und Hannah weiß nun, die Großmutter kann nur noch erzählen. Alles was jetzt noch einbricht, wird mitlaufen im täglichen Lauf, es wird mitgetragen werden. Mehr kann die alte Frau nicht mehr.

Dann beginnt die Großmutter erneut geschäftig zu werden, das Leben geht weiter, Besuchskaffee muß auf den Tisch, die stets sorgfältig verpackte Kaffeemühle wird aus dem Schrank geholt, wochentags wird mit der Hand gemahlen, die Großmutter schrickt immer wieder beim Gedröhn des Motors zusammen.

Ich gehe gar nicht mehr gern in den Konsum, ich glaube, die Leute reden schon darüber, erzählt die Großmutter bekümmert beim Kaffeemahlen.

Hannah lächelt, nicht überlegen, eher überlegend. Und nicht deshalb: *die Leute*; wer krankt schon nicht in irgendeiner Form daran.

Der Konsum. Der Weg zum Konsum. Der Großmutter Lebensradius in den letzten Jahren. Der größte Radius überhaupt betrug sechzig Kilometer. Die Entfernung Dorf – Bezirksstadt. Wo Großmutter ganz früher in Stellung war. Aber das ist lange vorbei. Es bleibt; der Weg zum Konsum.

Der Großvater ist weit gewesen. Das hat der Krieg gemacht. Der Zimmermann hat auf der Krim gebaut. Krieg gebaut.

Hannah lacht nun belustigt vor sich hin. Bei dem Gedanken: Ob meine Enkel, meine Urenkel einmal mitleidig-geringschätzig sagen, ihr Lebensradius umfaßte nur die Erde? Eigentlich gut möglich.

Bedenkt man die *wissenschaftlich-technische Revolution* – wie seltsam sich eine so geläufige Wortkombination hier in diesem Häuschen ausnimmt –, bedenkt man das alles, kann dieser Satz gut gesagt werden.

Und trotzdem: Hannah kann es mit dem Verstand erfassen, bedenken, und trotzdem, so bis ins Innerste – ihr Lebensradius umfaßte nur die Erde: bis ins Innerste geht das nicht. Nicht bis zum Fühlen. Da kann Hannah nur echt belustigt lächeln.

Der Großvater schaukelt den Enkel auf den Knien. Der Junge verlangt, der Großvater soll dazu singen. Wieviel Jahrzehnte hat der Großvater nicht gesungen. Konnte er überhaupt einmal singen?

Dann soll der Großvater wenigstens ein Märchen erzählen. Das von den Sieben im Hahneberg. Die sitzen dort auf ihren Pferden und warten. Bisi sich der Berg öffnet.

Der Großvater ist nicht der vielfach beschriebene Großvater, der den Enkeln nur so Schnurren und Märchen erzählt, der nur so Altmännerweisheiten in die Welt posaunt.

Es hatte wohl nie jemand Zeit, dem Großvater Märchen zu erzählen. Oder er mußte sie schnell vergessen. Was wissen wir schon von den Großeltern, von ihrer Zeit vor unserer Zeit.

Oder der Großvater soll das Märchen von dem Jungen erzählen, der in die Wolfsgrube gefallen ist. Wo der Vater geigte und geigte, bis er den Jungen befreit hat. Wenn dem Großvater das Märchen vom Hahneberg zu schwer ist. Sagt der Junge ernsthaft und singt dann das Liedchen des Vaters an der Wolfsgrube vor. Das soll der Großvater erzählen.

Daß du mit dem Jungen aber auch wendisch sprichst, sagt die Großmutter staunend, während sie eine Prise Salz in den Kaffee tut.

Jano, ruft sie lebhaft zum Großvater, erzähl dem Jungen die Sage von der Mittagsfrau. Oder die vom Gelddrachen.

Der Junge lockt den Großvater. Mit Zwei-Sätzen-Märchen. Einen Satz muß der Großvater dazugeben, dann wieder der Junge, eifrig zwei drei Sätze, so werden die Märchen erzählt.

Es ist schon lange her, daß der Großvater so viele Worte auf einmal gesagt hat. Wie das gekommen ist, überlegt Hannah. Sie beginnt sich zu erinnern, weit zurück, da hat der Großvater mit den Alten im Dorf sorbisch gesprochen.

Wendisch, sagt die Großmutter. Wendisch, haben alle im Dorf gesagt.

Sorbisch heißt das, hat damals Hannah, winzig noch, berichtet, anfangs voller Eifer: also auch die Großen, die Alten wissen nicht alles, sagen nicht alles richtig, später hat sie voller Zorn geschrien: Sorbisch heißt das.

Heute hört Hannah das gar nicht mehr. Schon im Prozeß des Hörens übersetzt sich ihr das Wendisch in Sorbisch.

Die Großmutter sagt heute noch wendisch, das wird auch nicht mehr herauszukriegen sein, zu lange hat man ihnen das eingebleut: wendisch, wendsch, welsch.⁶

Wen jemand deutsch mit ihm spricht, antwortet er nur noch ja oder nein, sagt die Großmutter. Hannah denkt: Als ob er seinen Kreis schließt, zum Ausgangspunkt zurückkehrt.

Von der Küche her schaut sie zufrieden auf den Alten und den Jungen. Wie der Großvater spricht. Wie der Großvater erzählt. Und er lacht sogar.

Wir haben jetzt Junge im Dorf, die sprechen auch sorbisch, sagt die Großmutter zu Hannah; ein paar Lehrer, der Bürgermeister. Wir sind nun eben schon alt.

Zum dünnen Kaffee gibt es Semmeln mit Butter, die seit Urzeiten gesalzen und im Keller kühl gestellt wird. Hannah würde gern einen Topf Fleißiges Lieschen mitnehmen, einen Ableger vielleicht, Aber er würde vielleicht in der Stadt nicht gedeihen.

... Das war einer der letzten Tage zu Hause. Einer der letzten Urlaubstage. Da wollte man *richtig* zu Hause sein. Wie früher. Ohne all die Menschen und Dinge, die sich mit den Jahren zugestellt hatten.

⁶ *Wenden/wendisch* ist seit dem 12. Jahrhundert üblich, als germanische/deutsche Fremdbezeichnung für die Westslawen. Sorben (obersorbisch Serbja, niedersorbisch Serby) ist Eigenbezeichnung dieser westslawischen Ethnie, deren Siedlungsgebiet sich ausschließlich in der Lausitz (Brandenburg/Sachsen) befindet. Angela Stachowa ist Sorbin. – *Welsche/welsch* war eine entsprechende germanische Fremdbezeichnung ursprünglich für Römer, später für romanische Völker; sie wurde zuletzt im NS-Deutschland profiliert. Auch die Bezeichnung *Wenden* wurde (natürlich) im NS vorgeschrieben. – Siehe auch hier im Anhang.

Da wollte man früh aufstehen. Einfach aufstehen. Ohne an den Ablauf des Tages denken zu müssen, daran, was dem Jungen angezogen werden muß, damit er gesund über den Tag kommt, nicht an Einkäufe denken müssen, nicht an mathematische Methoden, die in den letzten Monaten das Leben schwer machten – einfach aufstehen wollte man, das Frühstück müßte auf dem Tisch stehen, ohne daß man dazu etwas tut, ohne daß man überhaupt einen Gedanken daran verschwendet, das Frühstück steht einfach da – und dann tut man den ganzen Tag nur genau das, was man selbst will, auch und besonders das, was so von einer Minute zur anderen in den Sinn kommt.

An so einen Tag hat Hannah oft gedacht. Ein Tag ohne Mitplanen für andere. Deshalb wurde dieser Tag besonders gut geplant. Der Sohn untergebracht.

Eigentlich ist das ganz einfach: Hannah will einen Tag Ruhe. Einen Tag lang keine einzige Verpflichtung. Früher hatte man, war man zu Hause, auch keine Verpflichtung. Vielleicht war Hannah deshalb in diesem Urlaub nach Hause gefahren?

An diesem Tag scheint die Sonne an einem wolkenlosen Himmel. So wird der Sommer zu Hause von jetzt ab in der Erinnerung sein: permanent schön.

Hannah geht Bücher kaufen. Damit der Nachmittag wird, wie sie es sich ausgemalt hat. So ungefähr: Auf einer grünen Wiese liegen, die Sonne brennt, sodaß schon beim bloßen Liegen Schweißtropfen auf der Stirn stehen; immer dann, wenn die Hitze unerträglich zu werden beginnt, geht ein leichter Wind, am Rand dieser Wiese steht eine Kuh, die langsam einen Grasfleck nach dem anderen abkaut, wiederkäut – was gibt es Friedfertigeres und Hochsommerlicheres als eine grasfressende, wiederkäuende Kuh?

Wasser muß auch neben der Wiese sein, immer dann, wenn die Kuh zu ruhig wird, wenn die Stille und der Frieden ringsum ins Unermeßliche zu wachsen beginnen, springt man hinein, schwimmt und kraut, daß die Wassertropfen spritzen, man kraut bis zur Erschöpfung, legt sich dann auf den Rücken, läßt sich treiben, guckt nach oben, außer unendlichem Himmel und ein paar Wölkchen ist nichts zu sehen. Und das ist dann fast so, als sähe man einer Kuh beim Wiederkäuen zu.

Matt und abgekämpft und wieder zufrieden läßt man sich anschließend ins Gras fallen, legt sich zurück, man spürt, wie die Sonne die Wassertropfen von der Haut wegtrocknet. Und dann, dann greift man nach einem Buch, einem Buch aus einer Menge von Büchern, die man um sich her auf der Wiese verstreut hat, man kann blättern, Abschnitte lesen, für sich ordnen, welches Buch sofort, welches später gelesen wird – dieses Vergnügen, viele noch ungelesene Bücher um sich zu haben.

Eine Möglichkeit eines schönen Tages.

Also geht Hannah am Vormittag des freien Tages Bücher kaufen. In den engen Straßen, in die erst am Mittag die Sonne einfällt, ist noch etwas von der Wärme des Vortages zu spüren.

In alle Buchhandlungen der Stadt geht Hannah, besonders in die kleinen, in den Nebenstraßen liegenden. Aber was Hannah dort findet ...

Gegen Mittag holt sie das Fahrrad aus der Garage. Hintendrauf werden die Badesachen und das Paket Bücher gepackt. So wie früher, ein Jahrzehnt und weniger zurück.

Zuerst das Fahren durch die Stadt, wie immer mit Angst, zwischen den vielen schnellen Autos das wacklige Fahrrad. Hannah muß sich jedesmal beherrschen, nicht abzusteigen und das Fahrrad auf dem Bürgersteig bis zum Stadtrand zu schieben. An diesem Tag zwingt sie sich in das andere Extrem: Hannah will schneller sein als die Autos.

Über die lange Brücke radelnd, löst sich die Angst etwas, nur noch eine Kreuzung, dann hat sie eine freie Strecke vor sich. Hannah hat keine Zeit, nach rechts auf die alten Türme, oder nach links, auf den Eisenbahnviadukt zu sehen. Toller Verkehr auf der Brücke, denkt Hannah.

Hannah fährt zum Steinbruch.

Rings um die Stadt befindet sich mindestens ein Dutzend stillgelegte Steinbrüche. Das Wasser ist schnell in ihnen gestiegen.

Wer von den Jugendlichen der Stadt auf sich hielt, fuhr im Sommer in einen der Steinbrüche baden. Wer auf sich hielt, hatte seinen Stammsteinbruch, wo man immer dieselben Leute fand.

Steinbrüche, in denen man schwimmen kann, haben etwas Besonderes an sich.

Die einen schwören, Steinbrüche haben das klarste Wasser. Da kommen die Planschbecken des Spreebades nicht mit. Die anderen erzählen gruselige Geschichten.

Von dem Steinbruch, zu dem Hannah fährt, erzählte man diese Geschichte: Irgendwann einmal ist dort ein Pferdegespann in voller Fahrt hineingerast. Und natürlich sind Mann und Roß und Wagen sofort untergegangen, sind ertrunken.

Um den Mann sei es nicht schade gewesen, ein ewig betrunkenener Gastwirt, der den Leuten das Fell über die Ohren gezogen habe. Hier denkt Hannah: Wie paßt das zusammen, ewig besoffen sein und betrügen. Braucht es dazu nicht Nüchternheit.

Aber die Pferde, sagen die alten Leute kummervoll – die Alten sind es nämlich, die die Geschichte erzählen, um den Jungen das Baden in den gefährlichen Steinbrüchen unappetitlich zu machen – um die Pferde sei es schade gewesen.

Das alles muß also heute noch in dem Steinbruch liegen, zwei Pferde, feurige Rösser, ein Wagen und ein betrunkenener Gastwirt.

Was die Alten mit solchen Geschichten erreichen, ist einzig, daß die Jungen immer wieder versuchen zu tauchen, vielleicht findet man ein ausgebleichtes Knöchelchen, oder wenn man ganz tief unter Wasser geht, sieht man vielleicht das ganze Gespann, so, wie es da hineingerast ist.

Nie das Wasser schlucken, beschwören die Alten die Jungen, merkend, was ihre Warnungen bewirkt haben.

Aber wie läßt sich das beim Tauchen vermeiden. Irgendwann schluckt man doch eine Portion Wasser.

Hannah erinnert sich: Nachdem sie das erste Mal im Steinbruch war, klein und jung, hat sie eine Woche lang ängstlich auf Vergiftungserscheinungen gewartet. Ganz spurlos geht das Geschwätz der Alten doch nicht vorbei. Später ließ man sie reden, waren mehrere Junge zusammen, zwinkerte man sich gegenseitig zu, grinste, ein Mutiger tippte sich hinter dem Rücken des jeweiligen Alten bedeutungsvoll an die Stirn. Aber getaucht, um irgendwann einmal ein Gespann mit dem betrunkenen Gastwirt zu sehen, sind sie alle immer wieder.

Steinbrüche sind unheimlich tief.

Eins war unerlässlich für das Baden im Steinbruch: Mutig mußte man sein. Und andersherum: Wer mutig scheinen wollte, ging nur zum Steinbruch, sprach verächtlich über die Planschbecken des Spreebades.

Klippen sind im Steinbruch, haarnadelscharf, die schlitzen den Bauch von oben bis unten auf.

Das erzählten die Jungen.

Und die Klippen sollen genau dort sein, wo die Mutigen ins Wasser springen, Höhe zirka sieben Meter. Die schlitzen den Bauch von oben bis unten auf,

Oft wiederholter Satz. Wurde gesprochen; und anschließend sprang man in den Steinbruch.

Auf den Grund des Steinbruchs kamen nur zwei. Die haben da aber weder das Gespann noch den Grund gesehen. Waren um ihr Leben gesprungen, geschwommen. Das war kein Geschwätz der Alten. Zwei in Hannahs Steinbruchzeit.

Und rings um die Stadt liegt ein Dutzend Steinbrüche.

Hannah fährt durch die Siedlung am Stadtrand und ist dann auf die Asphaltstraße.

Jetzt beginnt der härteste Teil des Weges. Eine Durstrecke. Der Asphalt ist heiß und klebt an de Rädern. Am Straßenrand hat man damals, vor vielleicht zwölf Jahren, Pappeln gepflanzt, aber die waren noch klein. Nach dem ersten Viertel der Straße sah man den Steinbruch. Für den Rest der Fahrt. Die Sonne prasselte auf die über die Lenkstangen gebeugten Rücken.

Weil man dachte, es ist so ein schnelleres Fortkommen, Hinkommen, fuhr man stehend: eine Korona Jugendlicher trat stehend in die Pedalen, jeder wollte schneller sein als all anderen. Ganz Geschickte versuchten, sich beim Fahren das Hemd oder die Bluse auszuziehen, drei Minuten würden dadurch gewonnen, drei Minuten eher konnten sie ins Wasser springen.

Hannah steigt vom Fahrrad. Die Steigung ist mit den kleinen Rädern nicht zu schaffen. Nicht zu ertreten, sagt sich Hannah sehr vernünftig.

Es ist warm, aber die Sonne prasselt nicht. Und Hannah sieht plötzlich: Die kleinen Pappeln sind große Bäume geworden,

Straßenrandbäume, die ihren Zweck erfüllen. Beim kleinsten Lufthauch flirren die Blätter der Platanen.

Dann ist die Steigung genommen, der Steinbruch zu sehen. Hannah steigt wieder auf das Rad, denkt etwas mißmutig: das Bücherpaket macht das Fahren auch nicht leichter. Es ist eben doch alles anders. Aber diese hohen Pappeln.

An Stehend-fahren oder Freihändig-fahren ist nicht zu denken, Hannah tritt mühsam in die Pedale.

Im Steinbruch ist Wasser, kühles Wasser, sie kann dort schwimmen, auf dem Rücken liegen, nur die Füße träge bewegen.

Hannah denkt unter dieser dumpf und stumpf machenden Sonne: Ob ich je am Steinbruch ankomme. Die Straße ist gerade und eintönig.

... Und Hannah ist plötzlich dort. wo die Sonne noch viel heißer schien. Zwei Jahre zurück: Schwimmen im Schwarzen Meer.

Sehr früh fuhren sie damals los, so gegen fünf, müde waren sie alle, die Studenten, die in den Semesterferien mitten auf der Krim arbeiteten, auf Krimfeldern Krimkartoffeln sammelten.

Ein Sonntag war das, noch träge kletterten alle auf den LKW. Innerhalb von wenigen Tagen hatten sie es gelernt, auf solche Wagen aufzusteigen, schnell aufzusteigen, das linke Bein auf das hohe Rad aufstellen und sich dann mit Schwung über die Seitenwand werfen.

Die Studenten hatten die Wahl, sich auf den Bretterboden des Autos zu setzen oder ein Brett höher, sie probierten beides, und es war gleichermaßen unbequem. Der Fahrer fuhr in einem irrsinnigen Tempo über die Straßen, die aber keine waren, sondern nur festgefahrene, ausgedörrte, von der Sonne versteinerte staubige Erde. Hinter dem Wagen war hundert Meter nichts zu sehen, nur Staub, grauer, abgefahrener, aufgewirbelter Staub; zweihundert Kilometer mußten sie fahren, um im Schwarzen Meer zu baden.

Endlich war eine glatte, asphaltierte Straße erreicht, das Sitzen auf dem LKW wurde erträglicher, der Fahrtwind, den der rasende Fahrer verursachte, angenehm, weil die Sonne wie an jedem Tag zu brennen begann. Die Müdigkeit verschwand, und eigentlich wurde zweihundert Kilometer weit ununterbrochen gesungen.

Die Landschaft unterwegs war überall genauso flach und gerade wie dort, wo sie täglich Kartoffeln sammelten. Künstliche Bewässerungsgräben, die Hannahs Vorstellungen zufolge Flüsse

genannt werden mußten, so breit waren sie, durchzogen schnurgerade die Felder.

Zwei Ernten im Jahr gibt es auf der Krim, haben die erzählt, die auf dem Sowchos arbeiten. Kann man sie eigentlich noch Bauern nennen?

Zwei Ernten im Jahr, Hannah ist die Enkelin ihrer Großmutter, zwei Ernten im Jahr, das wird sie als etwas Ungeheuerliches von dem Kartoffellesen auf der Krim mit nach Hause bringen, das wird sie vielen Leuten mit immer gleichbleibender Ehrfurcht in der Stimme erzählen: zwei Ernten im Jahr.

Und immer wider begegneten sie auf der Asphaltstraße ähnlichen Wagen, Bretter über die Seitenwände gelegt, drauf saßen Männer und Frauen, die Frauen hatten die weißen Kopftücher, die sie täglich bei der Arbeit auf dem Feld trugen, tief ins Gesicht gezogen. Alle diese Autos fuhren in rasendem Tempo in die gleiche Richtung: zum Meer, zum Strand, zum Wasser. Unterwegs wurde von Wagen zu Wagen gewinkt, gerufen, und weiter ging es, Tempo, Tempo, die Sonne stieg an diesem Tag besonders schnell, der freie Tag wollte genutzt sein. Es war, als bewegte sich die ganze Insel Krim in Richtung Wasser.

Zwei Stunden später sahen die zwanzig auf dem Wagen, jeder einzelne ein Kolumbus, von weitem das Meer. Es war ihnen, als könnten sie es schon riechen.

In wenigen Minuten sollten sich die Unterwegsträume erfüllen. Träume in Pospektbildern: weißsandiger Strand, blaue Wellen mit weißen Schaumkronen, Hotels, Gaststätten, Verwegene hatten sogar an Palmen gedacht.

Und dann war alles ganz anders. Das ist überhaupt eine Erkenntnis Hannahs, die sie von jenen zwei Monaten mit nach Hause brachte: Es ist immer alles ganz anders.

Also dort, am Strand, war nichts, nur Steine und Wasser. Das Meer. Etwas entfernt sahen sie weißgetünchte, wie abgezirkelt in einer Reihe stehende Häuschen irgendeines Dorfes. Das war alles.

Hannah stand vor dem Wasser. Und wartete auf das Gefühl, das angesichts solcher Wasserunendlichkeit aufkommen mußte. Hannah wußte nicht genau, wie dieses Gefühl sein sollte – daß es dieses Gefühl gab, davon war sie überzeugt.

Hannah aber stand nur und entdeckte für sich verschiedene Zonen des Meeres: Nicht weit vom Strand entfernt war grünglitzerndes Wasser zu sehen, weiter hinaus wurde es blau und dunkler und dunkler. Welche Tiefen, Untiefen verbargen sich darunter. Und auf dem blauen Wasser waren weiße Schaumkronen, auf die große Entfernung klein und ungefährlich aussehend.

Hannah stand so, daß die kleinen Wellen des ruhigen Meeres kurz vor ihren Füßen ausliefen und starben. Dann das Rufen der anderen, die vom Wagen gesprungen und ins Wasser gerannt waren. Zweihundert Kilometer weit hatten sie alle an das Wasser des Schwarzen Meeres wie an das Gelobte Land gedacht ... Im Wasser, dem grünen und blauen, schwammen Quallen, Riesenquallen, wie sie keiner von ihnen in dieser Größe bisher gesehen hatte.

Bis auf einen halben Kilometer hinaus im Wasser: Qualle neben Qualle.

Zu dem silbriggrünen und gefährlichblauen Wasser sind sie geschwommen, Hannah und Jan. Unterwegs, während der Fahrt mit dem LKW, hatten sie nebeneinander auf einem der springenden Bretter gesessen, hatten zur selben Zeit mit schmerzverzogenen Gesichtern losgelacht.

Durch die Quallenzone zu schwimmen war ekelhaft, Hannah und Jan bewegten sich etwas voneinander entfernt, sahen nicht nach links und rechts, mühten sich, schnell voranzukommen, nicht an die Viecher zu denken, die manchmal glitschrig den Körper entlangrutschten, schnell die grüne Zone zu erreichen, die immer sichtbar vor Augen war.

Dann wurde das Schwimmen zur Lust. Anfangs dachte Hannah noch: ob das Wasser hier besonders salzhaltig ist, daß es derart trägt; dann schwamm sie nur noch, vor sich Wasser und Himmel in verschiedenem Blau, immer vorwärts, ohne sich umzusehen, ohne an das zu denken, was hinter ihr lag.

So mußten Vögel fühlen, die in der Luft segelten, die von der Luft getragen werden, nur hin und wieder ein Flügelschlag und um Meter weiter trägt die Luft, selbstvergessen fliegen sie, nur dieser spielerische Flügelschlag; so mußten Fische fühlen, die langsamen, ruhigen: keine Welle entsteht durch ihr Fortbewegen, ein kleiner Flossenschlag und sie ändern die Richtung; das Wasser, da sie umspielt, setzt keinen Widerstand dagegen.

Die beiden, die da schwammen, kümmerten sich nicht umeinander, die Entfernung zwischen Hannah und Jan war immer gleich groß. Und wußte Hannah überhaupt, daß das Jan war, der da schwamm? Wichtig war, Hannah war nicht allein auf dem großen Wasser.

Schwimmen, schwimmen. Hannah fühlte sich frei; nie vorher und nie hinterher wird dieses Gefühl wieder so stark sein. Hundert Meter Wasser konnten unter ihr, zwischen ihr und festem Grund sein – Hannah brauchte keinen Boden, das Wasser trug, das blaue Wasser mit dem riesigen Himmel darüber. Immer würde Hannah schwimmen. Sie konnte dem unheimlichen Locken des Wassers und des Himmels, der Lockung des Gefühls fast unendlicher Freiheit nicht widerstehen. Nie würde sie erlahmen, immer die Arme und Beine bewegen, stark und frei, die Wellen fügten sich ihr, Hannah, sie trugen sie hoch, ließen nur den riesigen Himmel sehen, sie trugen sie hinunter, blaues Wasser, und wieder hoch und hinunter. – Hannah spielte mit dem Wasser.

Die Wellen wurden größer, Berge waren das, immer öfter überschlug sich eine Welle, Wassertropfen, Kaskaden von Tropfen schlugen Hannah ins Gesicht – Hannah lachte, sie war leicht und frei und glücklich, der Augenblick, in dem sie sich in einen Vogel verwandelt, wo das letzte bißchen Schwere von ihr abfällt, kann nicht mehr weit sein.

Dann war Jan nicht mehr da.

Dieser Schock: Wann war der dunkelhaarige Kopf, der immer irgendwie im Blickfeld zu sein schien, verschwunden, war das in diesem Augenblick, oder war sie schon Stunden allein, ohne ihn auf dem großen Wasser.

Hannah hat geschrien. Zuerst nur geschrien, dann seinen Namen, Jan und J-an und Jan. Sie fühlte sich urplötzlich schwer, ein Stein, der, einmal im Wasser, ohne Spur darin verschwindet. Hannah hat geschrien. wie aus einem Traum erwacht, bemerkte sie plötzlich das Toben und Tosen des Wassers um sich herum, spürte, wie es sie warf, hoch und runter – Hannah mußte schreien, um gehört zu werden.

Schließlich sah sie Jan. Für Sekunden nur, auf dem Gipfel einer Welle, dann fuhr Hannah in das Wellental hinein. Und auf dem nächsten Gipfel sah sie zum Strand zurück, der Strand war klein, eine Miniatur, ein Bild, als würde Hannah vom hohen Domturm der

Heimatstadt auf den Marktplatz hinuntersehen, ein Spielzeugmarktplatz, ein Spielzeugstrand, vom Domturm konnte Hannah hinunterlaufen: einhundertsevenundachtzig Treppenstufen, festes Holz unter den Füßen. Zum Strand mußte Hannah zurückschwimmen.

Hannah wendete, nun achteten die beiden Schwimmenden, sich nicht mehr zu verlieren, die Nähe gab Kraft. Der Strand blieb immer gleichmäßig klein, Hannah sah in seine Richtung, bis selbst das Sehen zu anstrengend wurde, dann bewegte sie nur noch Arme und Beine, hatte auch keine Gedanken mehr an Willen und Durchhalten.

Hannah ist wie ein Automat geschwommen, Dachte nichts. Automaten denken auch nichts. Automaten führen aus, was irgend jemand angewiesen hat. Daß Hannah weitergeschwommen ist, das kam wahrscheinlich von ganz innen.

Und alles mit der niederschmetternden Erkenntnis: Es war nicht Hannah, die mit dem Meer gespielt hat, der sich die Wellen untergeordnet haben. Das Meer hat mit Hannah gespielt. So wie man Kindern eine Zeitlang ihren Willen läßt. Das riesige Meer hat Hannah glauben lassen, sie beherrsche es. Oder das Meer hat sich ihr gefügt, solange sie stark war.

Hannah dachte nicht an Jan, konnte nur hoffen, er sei in ihrer Nähe, konnte das nu für ihn hoffen, helfen hätte sie nicht können, konnte sich selbst nicht helfen, sie bewegte Arme und Beine.

Dann hörte sie Jan schreien, verstand nicht, was er schrie, sah aber nach vorn, da war der Strand, so groß und so nah, wie sie nicht zu hoffen gewagt hatte; ihn zu sehen, gab Hannah noch Kraft, durch die Quallenzone zu kommen. Am Strand wurden sie mit Vorwürfen empfangen, zeitweise hatten die anderen nicht einmal mehr den gelben Punkt gesehen, Hannahs Badekappe.

Was wolltet ihr bloß da draußen, aufgeregt zeigten sie auf das Wasser, weit in der grünen Zone; in die Türkei, Zigaretten kaufen, murmelte Hannah abwesend, das wurde für die nächsten Wochen zum Slogan, kümmerte sie aber nicht; sie nickte zu allem, um Ruhe zu haben, legte sich in den Sand, schlief nicht, hielt nur die Augen geschlossen, um nicht gestört zu werden, dachte an das Gefühl der Freiheit, fast, fast war ich ohne Schwere, fast wie ein Vogel, der sich über alles erhebt, davonfliegt, dachte an den Kampf, den schwersten

ihres Lebens, würde nie darüber sprechen; konnte für sich sagen: ein Lebenskampf. Hannah brauchte damals einen Tag, um zurückzukommen.

... Hannah steigt vom Fahrrad.

Der Steinbruch ist erreicht. Aber der Feldweg, der von der Asphaltstraße weg zum Steinbruch heranzuführt, ist verschwunden. Da, wo ihn Hannah vermutet, wächst Unkraut, von der Sorte, die an den schmutzigsten Stellen besonders gut gedeiht, es reicht ihr bis zur Taille. Der Trampelpfad ist verschwunden, so als hätte es ihn nie gegeben. Aber Hannah weiß doch den Steinbruch dahinter.

In der Luft liegt ein Geruch, Hannah bemerkt es erst jetzt, sie war in Gedanken Tausende Kilometer entfernt. Sie erinnert sich auch, der Geruch ist stärker geworden, je näher sie dem Steinbruch gekommen ist. So ähnlich riecht es in der Stadt, in der Hannah wohnt, wenn der Wind besonders ungünstig steht.

Der Geruch bleibt konstant. Stimmen hört Hannah auch nicht. Schiene nicht die Sonne, wäre nicht der blaue Himmel, Hannah würde sagen, es ist unheimlich still. Nicht einmal Vogelstimmen sind zu hören. Früher konnte sie von dieser Stelle aus schätzen, wieviel Menschen am Steinbruch waren.

Hannah geht, das Fahrrad schiebend, den Steinbruch von der anderen Seite an, da gibt es noch einen zweiten Weg.

Dann steht Hannah am Steinbruch, da wo die haarnadelscharfen Kippen sind.

Hannah lächelt, aber so ein bißchen bitter. Nicht wegen des Bauchaufschlitzens. Die haarnadelscharfen Klippen gab es wohl nie.

Bitter deshalb: In diesen Steinbruch springt keiner mehr.

Der Steinbruch ist nicht mehr. Auch die Wiesen ringsherum sind nicht mehr. Hannah hat eine Stelle gefunden, wo etwas grasähnliches geblieben ist. Dahin hat sie das Fahrrad gelegt.

Der Steinbruch ist nicht mehr. Der Steinbruch ist tot. Noch ist Wasser darin, aber weiße Streifen ringsum an den Felsen zeigen den Grad der Wasserabnahme

In diesen Steinbruch springt keiner mehr. Schmutziges, abgestandenes, fauliges Wasser.

Lange kann Hannah nicht auf das Wasser sehen: ein alter Kinderwagen schaukelt darauf, leere Plastflaschen, Autoreifen, verrottetes Holz, Papierfetzen – alles, was noch schwimmen kann oder sich auf die Gesteinsvorsprünge gerettet hat, ist zu sehen. Was mag erst unter der Wasseroberfläche sein?

Mann und Roß und Wagen haben viel Besuch bekommen.

Hannah kennt nun auch die Ursache des Geruchs. Unweit vom Wasser schwelt es. Eine Müllhalde; das wird noch lange schwelen, denkt Hannah. Falls kein Regen kommt.

Hannah möchte anderes sehen. Doch wohin gucken, überall das gleiche Bild; der Steinbruch ist nicht mehr, wird nie mehr sein, überall Abfälle, Müll, Ekeleregendes.

Hannah fühlt sich fallen. Nie hat sie derartige Untiefen in sich vermutet.

Und Hannah weiß, wenn sie nicht schnell etwas tut, dann ist dieser Tag verloren. Mehr noch vielleicht.

Hannah flüchtet auf die Asphaltstraße.

Hannah fährt. Das ist nun dieser besondere Tag. Wo man ganz besonders zu Hause sein wollte.

Ringsum Felder. Keine Wiese, keine Kuh. Kein Wasser weit und breit.

Hannah auf dem Fahrrad beginnt zu lachen. Erst ein etwas gezwungenes, dann immer fröhlicheres Lachen. Auch so kann man einer Enttäuschung begegnen. Mit Erinnerung. Mit einer lustigen Erinnerung.

Hannah denkt an den gemächlich über das Steinbruchwasser schaukelnden Kinderwagen.

Der schaukelte in der Nähe eines Steinvorsprunges, früher bevorzugter Platz zum Sitzen und Schwatzen. Auch losschwimmen konnte man von dort, hatte man Bedenken wegen der Klippen.

Auf diesem Steinvorsprung hat sie einmal mit einem Jungen gegessen, vor fast einem Jahrzehnt. Gesprochen haben sie nicht viel, Hannah, damals fünfzehnjährig, und der Junge hatten sich schon gesehen an Tagen vor diesem, waren wohl auch schon nebeneinander geschwommen, hatten mit den anderen herumgetobt, zu sprechen war da aber trotzdem nicht viel.

So saßen sie und ließen die Beine ins Wasser hängen. Das Nebeneinandersitzen hatte sich so ergeben. Dachte Hannah. Sie versuchte mit den Beinen Wasser zu schöpfen, die Tropfen flogen, der Junge sprach kein Wort. Dann rupfte Hannah an den Grashalmen, die zwischen den Felsen wuchsen, der Junge schwieg weiter. Hannah sah zu den anderen, die auf der Wiese Ball spielten, dachte, es ist langweilig mit einem Stummen auf dem Felsvorsprung zu sitzen, wollte aufstehen und sagen: bis später, und im selben Augenblick fragte der: Wollen wir zusammen gehen?

Erst nach einer Weile begriff Hannah den Sinn der so beiläufig vorgebrachten Frage. Nicht, weil sie etwas unklar gestellt war, diese stereotype Frage zwischen Jugendlichen, aber sie war gar nicht darauf vorbereitet.

Erstaunt hatte Hannah auf ihre Beine gesehen, die jetzt im Wasser baumelten.

So einfach war das also, da fragt einer, aus heiterem Himmel, wollen wir zusammen gehen. So einfach war das also. so einfach soll das sein. Das hat Hannah damals nicht verstanden, das versteht sie auch heute nicht, und es besteht wenig Aussicht, daß sie das je verstehen wird. Aber das liegt wohl an diesem dummen Hang zu komplizieren, was doch so einfach ist. Oder auch nicht.

Damals, auf dem Steinvorsprung, hat Hannah urplötzlich ein Lachen geschüttelt, sie kam nicht dagegen an. Sie konnte das dem Jungen nicht erklären, konnte sich das später auch selbst nicht erklären; aber sie brauchte den Jungen nur anzusehen, um noch wilder zu lachen. Sie sprang auf und lief zur Wiese, zu den Freundinnen, ließ sich auf das Handtuch fallen und lachte ohne Ende. Selbst der verachtungsvoll zugeworfene Ausdruck: Ziege – das war ein paar Minuten später, der Junge ging vorüber, ganz Würde und sagte das zu ihr – brachte sie nicht zur Ruhe.

Sie fährt, und das Ziel ist ein Baum, der einzige inmitten der Felder. Darunter ein Fleckchen Gras, gerade soviel, daß sie sich lang ausgestreckt hinlegen kann.

Hannah zieht sich aus, legt sich im Badeanzug ins Gras. Sie muß sehr zirkeln, sollen nicht Kopf oder Füße auf der nackten Erde liegen.

Und dann greift sie betont genußvoll nach dem Bücherpaket, packt es aus, beginnt zu blättern.

Das geht so eine Weile. Dieser ganz besondere Tag, der Tag wie früher.

Dann stichelt das Gras empfindlich Es ist eine resistente Sorte Gras, hat dörrender Sonne chemischen Düngemitteln und anderem widerstanden; dieses Gras hat nichts mit dem grünen, saftigen Gras gemein, an das Hannah oft gedacht hat. Dieses Gras frißt keine Kuh.

Vom Feld her staubt es gelegentlich, an seinem anderen Ende fährt ein Traktor. Das Bücherblättern macht keinen richtigen Spaß. Das muß die Hitze sein.

Dann kommt der Traktor herangefahren, das ist seine Route, von einem Feldende zum anderen. Wie doch ein einziger Traktor lärmern kann.

Der Traktor hält, aus dem Führerhaus schaut ein junger Mann verblüfft auf eine junge Frau, die etwas entfernt von der Straße im Badeanzug auf einem reichlichen Quadratmeter angestaubten Grases liegt. Und dann liegen auch ringsherum Bücher. Würde Hannah auf dem Traktor sitzen, ganz genau so würde sie gucken.

Hannah kommt sich etwas lächerlich vor. Sie schließt die Augen. Kleinkinderart: Wen ich nicht sehe, der sieht mich auch nicht. Wer hat die besseren Nerven.

Dann hört Hannah den Traktor weiterfahren. Sie öffnet die Augen, denkt: schade, daß er nicht gefragt hat, herzlich besorgt gefragt hat: Ist Ihnen nicht gut?

Sie rafft ihre Sachen zusammen, bepackt wieder das Fahrrad, auf den Feldwegen wird das Fahren zu einem Balanceakt, zu einer Hohen Schule des Radfahrens.

Ihr fällt eine letzte Möglichkeit ein, den Nachmittag zu retten. Die Gaststätte, zwei Kilometer entfernt, beliebtes Ausflugsziel der Städter, wenn sie Glück hat, ist es jetzt, am frühen Nachmittag, noch nicht voll.

Nach zwei Kilometern Balancefahren sitzt sie dann auf der Terrasse der Gaststätte, einziger Gast noch.

Im Schatten ist es nach einer Weile doch etwas kühl, und auch die Bücher sind nicht das Erwartete. Hannah setzt sich an einen anderen Tisch. In die Sonne. Nimmt ein anderes Buch in die Hand. In ihrem Becher schmilzt das Eis, es schmeckt nicht besonders.

Von der geöffneten Tür zieht beharrlich ein Duft.

Auf dem Weg von der Stadt zum Restaurant sieht sie die ersten alten Damen der Stadt kommen. Die laufen im Sommer jeden Nachmittag hier heraus.

Sie zahlt. Fast fluchtartig. Fährt den Weg zur Stadt zurück, vorbei an alten Damen, grüßt diejenigen, die sie noch kennt, einmal gibt sie Auskunft: Ja, Obsttorte ist da.

Sie freut sich, in die Stadt zu kommen. Der Nachmittag ist noch einige Stunden lang. Sie denkt an den Jungen. Mit dem wird sie spazierengehen. so langsam laufen, wie er das braucht.

Hannah weiß es doch längst: nichts läßt sich fortschieben, auch nicht für einen Nachmittag. Vielleicht hat sie am Abend Zeit zu lesen. Sie denkt: man kann wohl nicht wiederholen. Oder zurückholen. Das schon gar nicht.

Hannah sitzt wieder im Zug. Sie fährt die gleiche Strecke wie vierzehn Tage zuvor, nur in umgekehrter Richtung.

Der Sohn ist vierzehn Tage älter, vierzehn Tage größer. Und was solls.



Könnt ihr nicht mal Eskimo spielen⁷

Die Frau hörte draußen den Bus vorbeifahren. Automatisch dachte sie wie fast jeden Tag: er ist heute pünktlich. Dann trat sie ans Fenster. Sie wußte genau, wer aus dem Bus ausgestiegen war und wer in welches Haus gehen würde. Fremde kamen wochentags selten mit dem Nachmittagsbus ins Dorf.

Sie wartete. Dann sah sie das Mädchen. Es konnte nur dieses Mädchen sein. Es kam auf das Haus zu, klinkte das Gartentor auf, ohne nach dem Namensschild zu suchen.

Also ist sie schon hier gewesen, dachte die Frau. Sie trat etwas hinter die Gardine zurück. Falls das Mädchen zum Fenster hinauf sehen würde.

Sie ist hübsch, dachte die Frau. Na ja, Geschmack hat er immer gehabt. Die irrsinnige Wut, die sie seit dem Abend vorher beherrschte und die nur einem angstvollen Herzklopfen gewichen war, stieg wieder in ihr hoch.

Die Türklingel schrillte durch das Haus. Die Frau stand weiter am Fenster, ohne sich zu rühren. Wo sind denn die Jungs, dachte sie, im Garten oder auf der Straße, ich möchte nicht, daß die Jungs die Tür öffnen. Bloß gut, daß der Große im Ferienlager ist. – Die Gedanken reihten sich selbständig aneinander: Das ist unser Haus, und ich muß gehen und dieser keinen Schlampe, diesem Luder, die Tür öffnen.

⁷ STUNDE ZWISCHEN HUND & KATZ (a.a.O., S. 131-152)

Sie ging zur Tür. Riß sie auf, so daß das Mädchen, das mit gesenktem Kopf davor gestanden hatte, erschrocken einen Schritt zurücktrat.

Ich bin Regine Weder, sagte das Mädchen.

Kommen Sie herein, sagte die Frau, weder sehr leise, noch sehr laut. Sie verengte dabei die Augen bewußt abschätzend. Einige Sekunden lang, die beiden Frauen eine Ewigkeit zu sein schienen, betrachtete das Mädchen still und etwas traurig die Frau. Um dann wie ertappt die Tasche unter den Arm zu klemmen und selbstsicher über die Schwelle zu treten.

Hat sie mich schon gesehen? Hat der Mann mich ihr schon irgendwo gezeigt? dachte die Frau, allein diese gedankliche Formulierung: mich ihr zeigen, konnte ihren Zorn erneut ins Unermeßliche steigern.

Dann dachte sie daran, daß sie eher aus dem Büro gegangen war, daß sie eine halbe Stunde für das Make-up gebraucht hatte, weil sie darin einfach nicht mehr geübt war. Aber die Spuren einer Nacht ohne eine Sekunde Schlaf sollte dieses Mädchen nicht sehen.

Wenn ich nicht eher nach Hause gefahren wäre, hätte ich mit ihr im selben Bus gesessen. Und wir hätten vielleicht nebeneinander durch die Gartentür gehen müssen, überlegte die Frau.

Mut hat sie ja, diese Regine.

Er würde sagen: Zivilcourage. Wie sogar sie schon dachte, in seinen Worten.

Gehen Sie da ins Zimmer, sprach die Frau weiter. Sie bat das Mädchen nicht ins Zimmer, sie befahl nicht, sie sagte einfach, was zu tun war.

Setzen Sie sich. Die Frau zeigte auf den Sessel, der voll im Licht stand. Genau dort hatte sie vor einer Stunde gesessen und davor den Spiegel aufgebaut. Sie selbst stellte sich ans Fenster, lehnte sich ans Fensterbrett. Sie sagte nichts. Wenigstens dieses kleine Gefühl der Überlegenheit, die spannungsvolle Stille, die sie selbst geschaffen hatte, wollte sie sich gönnen.

Ich habe Sie gestern abend angerufen, sagte das Mädchen dann schnell und sah der Frau voll ins Gesicht.

Meinen Mann haben Sie angerufen, unterbrach die Frau sie, scheinbar gleichmütig berichtend; nur war er nicht zu Hause. – Wie

oft in der letzten Zeit, setzte sie mit einem kleinen boshafte Unterton hinzu.

Sie müssen sich gedulden, mein Mann ist auch jetzt noch nicht da, sagte die Frau nach einer unendlich scheinenden Stille. Und Sie wollen doch sicher nicht nur mich sprechen.

Darf ich rauchen? fragte das Mädchen und kramte bereits in ihrer Handtasche.

Bitte, sagte die Frau und sah, wie das Mädchen die Streichhölzer nicht fand.

Entschuldigen Sie, aber ich habe wahrscheinlich die Streichhölzer vergessen, sprach das Mädchen den von der Frau irgendwie erwarteten Satz. Sie ließ ihn wie eine Frage klingen.

Die Frau reagierte nicht. Mädchen, dachte sie, du hast nicht meinen Mann vor dir, der bei so einem Satz, von so einem hübschen Mädchen, springen würde. Du hast seine Frau vor dir. Und soviel Größe kannst du nicht von mir erwarten, daß ich dir auch noch auf eine nicht einmal ausgesprochene Bitte hin die Streichhölzer bringe.

Bitte, fragte das Mädchen, bitte, könnte ich vielleicht Streichhölzer bekommen. Für einen Moment sah sie sehr hilflos aus.

Die Frau ging langsam vom Fenster weg und aus dem Zimmer hinaus in die Küche, nahm die Streichhölzer, die neben dem Herd lagen, ging und legte sie vor das Mädchen auf den Tisch. Bitte, sagte sie. Dann stellte sie sich wieder mit dem Rücken zum Fenster. Die Stille war so groß, daß sogar das gelegentliche Knistern der glimmenden Zigarette zu hören war.

Na, liebes Fräulein, wie haben Sie sich das wohl vorgestellt; dachtest wohl, du kommst hierher, ich lege vielleicht mütterlich den Arm um dich, sage: meine Liebe, nun sind wir in einer dummen Situation, wollen doch sehen, wie wir da herauskommen, nicht wahr, meine Liebe. Oder: Ich lasse dich gar nicht in unser Haus hinein, verteidige unsere Burg, schreie und kreische, daß das Dorf für Wochen mit Gesprächsstoff versorgt ist. Diese unverschämte Person, dachte sie und musterte das Mädchen von unten bis oben, die übereinandergeschlagenen Beine, die lockere Haltung – unter Garantie gemacht, dachte die Frau – im Sessel, in ihrem Sessel, die gepflegten Hände, das zurechtgemachte Gesicht. Diese unverschämte Person.

Die Frau dachte vierundzwanzig Stunden zurück. Da hatte sie zum ersten Mal die Stimme des Mädchens gehört.

Das Telefon klingelte, und diese Stimme verlangte ihren Mann zu sprechen. Sie antwortete, schon leicht mißtrauisch, er sei nicht zu Hause. Dann sprach das Mädchen sehr schnell, um nichts zurücknehmen zu können: Ich heiße Regine Weder, und ich würde gern mit Ihnen sprechen. Sie sind doch seine Frau; ich möchte mit Ihnen sprechen, es ist sehr wichtig.

Als die Frau nicht antwortete, wurde das Mädchen am Telefon langsamer und ruhiger: Es ist wirklich sehr wichtig, es geht nicht so weiter, einmal müssen doch klare Verhältnisse sein.

Die Frau begriff. Wollen Sie zu uns kommen, das wird wohl am besten sein, sagte sie in das Telefon. Wann wollen Sie kommen, fragte sie.

Vielleicht gleich, heute noch, antwortete die Stimme hastig. Nein, kommen Sie morgen. Morgen, am Spätnachmittag, entschied sie und hängte dann den Hörer sofort ein.

Immer noch bewegungslos am Fenster stehend, wunderte sich die Frau über die Ruhe und Sachlichkeit, mit der sie gesprochen hatte, vierundzwanzig Stunden lang hatte sie keine Zeit gehabt, sich zu wundern, vierundzwanzig Stunden hatte sie nur instinktiv gehandelt.

Am Tag zuvor, den Telefonhörer noch in der Hand, hatte sie begriffen. Nicht deswegen, weil die Worte des Mädchens so besonders aufschlußreich waren.

Aber sie hatte es gespürt, schon lange vor dem Telefongespräch. Der Mann war die Monate hindurch eigentlich unverändert geblieben, kein Tonfall, keine Geste war anders geworden. Aber war nun der Satz, mit dem er früh aus dem Bett sprang, besonders schwungvoll, klang das Klappern der zufallenden Wagentür besonders herausfordernd – sie konnte es im einzelnen nicht benennen, spürte nur undeutlich etwas.

Sie hatte vierundzwanzig Stunden genau dasselbe getan wie an allen anderen Tagen, hatte nicht ins Bewußtsein vordringen lassen, daß nun eigentlich alles anders war. All die gewohnten Verrichtungen: Abendbrot für die Jungs, Hausaufgaben kontrollieren, über die Schweinerei in den Schultaschen schimpfen, zehnmal drohen müssen, ehe die Jungs schliefen, den Mann begrüßen.

Bis zur Nacht.

Die Frau am Fenster dachte, die dunklen Augenringe machen mich älter, aber das Mädchen sieht auch nicht wie ein Pffirsich aus, wird wohl eine ähnliche Nacht gehabt haben oder vielleicht auch nicht, das Bewußtsein, eine Entscheidung herbeigeführt zu haben, kann erlösend wirken, möglicherweise hat sie tief geschlafen, ist ja auch zehn Jahre jünger als ich, aber alles Schnickschnack, was kümmert es mich, wie diese kleine Schlampe geschlafen hat, ein herrliches Wort, richtig erlösend: *Schlampe*, und wenn es auch zehnmal nicht stimmt, vielleicht.

Sie hatte bereits im Bett gelegen, als der Mann kam. Er ging immer später schlafen, stand auch später auf, ihre Berufe waren so verschieden.

Fräulein Weder hat angerufen, sagte die Frau und sah ihren Mann an. Er angelte gerade nach seinem Bettzeug, und sie beobachtete jeder seiner Bewegungen, erwartete, daß er zumindest einen Augenblick lang einhalten würde, aber er deckte sich gleichmütig zu.

So, sagte er. Was wollte sie denn.

Für Moment war sie ohne Gedanken, ihr Gefühl konnte sie doch nicht derart genarrt haben. Dann sah sie seinen angespannten Gesichtsausdruck. Zehn Ehejahre sind zuviel, um sich nicht gründlich zu kennen.

Plötzlich wußte sie nicht mehr, was sie machen sollte, sie dachte, vielleicht ist es das beste, zu tun, als habe es nie ein Telefongespräch gegeben, immer weiter so tun ... Sie hatte auf einmal ungeheure Angst, um alles.

Sie hat gesagt, einmal müssen doch klare Verhältnisse sein, sagte die Frau und beobachtete den Mann, der zur Decke starrte. Sie kommt morgen abend hierher.

Auch das noch, sagte er, und wieder bekam sein Gesicht den angestrengt-angespannten Ausdruck.

Und wenn sie sich auch gezwungen hätte – nun konnte sie nicht mehr still sein. Sie fiel über ihn her: Alles sollte er ihr sagen, endlich: warum, wie lange, wie oft, und immer wieder warum, warum, sie kreiste ihn ein, nagelte seine Antworten fest, machte jede seiner Drehungen mit, stellte sich ihm in den Weg, es gab keine Möglichkeit, ihren Fragen, ihrem Bohren zu entkommen. Ihr Gesichtsausdruck war wild, war boshaft; ihn in seinen Lügen klein und erbärmlich zu sehen,

war ihr ein Vergnügen. Nein, es tat ihr weh, es war, als füge sie sich mit jedem seiner Sätze, die sie aus ihm herauslockte, eine neue Wunde zu, aber sie wollte es wissen: alles!

Sie wollte wild sein, boshaft und gehässig, sie wollte nicht groß sein. Der Verrat, die Katastrophe war total.

Und er war anfangs beherrscht, gleichgültig, widerwillig gab er nur zu, was sie ihm mit seinen Worten nachwies, wollte ein paarmal einfach in Ruhe gelassen werden, drehte sich zur Seite, bis auch ihn ihre Worte erreichten und er ebenso wild, boshaft und gehässig wurde, erzählte, um ihr wehzutun.

Dann lagen beide nebeneinander in ihren Betten. Das Zimmer war dunkel, die Möbel durch Gewohnheit sichtbar.

Die ganze Nacht lagen sie so. Die Frau gab ihrem Drang, das Bettzeug zu packen und in das andere Zimmer auf die Couch zu ziehen, nicht nach. Wieder hatte sie Angst. Sie wollte fragen, was soll denn werden, aber sie schieg nun. Sie lagen Stunden so. Einmal fragte er: wie spät ist es eigentlich, und sie schaltete die Lampe ein, die sich auf ihrer Bettseite befand, und blinzelte auf die Uhr, drei Uhr, sagte sie und knipste das Licht wieder aus. Einmal fragte sie: kommt du heute abend pünktlich nach Hause, und erwartete keine Antwort, bekam auch keine. Beider Worte schienen den stillen Raum zu erschüttern.

71

... Die Frau lehnte am Fenster, und das Mädchen rauchte mit hastigen Zügen die zweite Zigarette.

Die Tür wurde aufgerissen, die Jungs steckten die Köpfe herein, wie immer, wenn Besuch da war, vor ihrer Neugierde war nichts sicher.

Sie musterten das Mädchen, ohne ins Zimmer zu kommen, bis die Frau anwies: Los los, geht schon, euer Essen steht in der Küche. Vati und ich essen später.

Sie hatte das – Vati und ich – unbewußt gesagt und dabei doch das kurze Zusammenzucken des Mädchens registriert. Sie spürte wieder eine boshafte Freude, sie bedauerte, diese Worte nicht mit deutlichem Genuß gesagt zu haben.

Diese Schlampe, dachte sie, was weiß sie von Kindern. Die Jungs, ihre Jungs ... Was weiß sie davon, wie solche Jungs geboren werden. Das erste Mal habe ich es nur überstanden, weil ich stundenlang an

ein paar Worten gekaut habe, weil ich die Hebamme eiskaltes Aas beschimpfen wollte, eiskaltes Aas, das mich so liegen ließ und mir nicht half, ich habe es nur überstanden, weil es mir doch zu gemein schien, sowas auszusprechen, stundenlang habe ich an solchen Schimpfwörtern gekaut.

Aber was hilft es, die Jungs sind nun schon groß, und wenn er gehen will, wird er es auch tun.

Diese ewig lange Nacht. Dieses ewig lange Durchstöbern von zehn Jahren nach dem Schlüssel für das Warum. Und diese Angst. Die Angst vor allem.

Die Frau am Fenster atmete tief und heftig. Na gut, sie hatte vieles nicht richtig gemacht und sie hätte gerne manches aus den Jahren zurückgenommen. Eigentlich Kleinigkeiten. Schon mehr aus Gewohnheit dahingesprochen. Zum Beispiel das mit der Postanweisung an jedem ersten oder zweiten des Monats, hundert Mark, und manchmal schickte er mehr, so gegen Weihnachten oder zum Geburtstag, ihr Hinweis auf die drei Jungs: ihre Bemerkungen, die sich tagelang hielten. Da nützte es nichts, wenn er sagte, du hast doch gewußt, daß ich schon mal verheiratet war. Diese Kleinigkeit hätte sie gern zurückgenommen. Oder das: Mußt du immer diese teuren Zigaretten rauchen. Und: Schlepp doch nicht immer das Haus voller Leute. Und: Mußt du immer in den Straßenschuhen durchs Haus laufen, zieh die Hausschuhe an. Und dies und das: Wichtigkeiten, Nichtigkeiten. Sie war sich seiner so sicher gewesen.

Diese lange Nacht hindurch und auch am Tag mußte sie an einen Satz denken. Sie grübelte, wann er gesprochen worden war. War es vor zwei Jahren, vor drei, sie hatte damals nicht auf ihn geachtet, auch nicht auf den resignierenden Tonfall. Aber er war doch hängengeblieben, nur verschüttet, jetzt war er wieder da, seit vierundzwanzig Jahren. Der Mann hatte gesagt: Kannst du nicht ein einziges Mal über dich hinauswachsen, nur einen Zentimeter? –

Sie sah sich das Mädchen wieder bewußt an. Sie erinnerte sich: als von Regine Weder noch ohne Betonung des Namens gesprochen wurde, hatte der Mann ihr von dem Mädchen erzählt, einer neuen Mitarbeiterin, frisch von der Hochschule. Bestimmt macht ich der Beruf Spaß, dachte die Frau damals. Sie war selbst technische Zeichnerin geworden, ein Notbehelf, dann hatte sie den Mann

kennengelernt, die Jungs wurden geboren, und es war nicht mehr die Zeit, darüber nachzudenken, ob Notbehelf oder nicht.

Ob sie sich heute gesehen haben, überlegte die Frau. Sich abgesprochen haben? Dann dachte sie: er war ja heute gar nicht im Institut. Und wenn doch? – Wieder verspürte sie diese Wut, diese Lust, gehässig zu sein: rausschmeißen müßte ich sie, das ist mein Haus, das ist unser Haus, einfach rausschmeißen, dieses Flittchen!

Kannst du nur ein einziges Mal über dich hinauswachsen, nur einen Zentimeter.

...Die Frau hörte das vertraute Geräusch des heranfahrenden Autos, das Abbremsen, das Halten, das Türöffnen, das Türzuschlagen. Gleichzeitig bemerkte sie, wie das Mädchen aufhorchte.

Die Frau brauchte nicht zum Fenster hinauszusehen: sieben große Schritte macht der Mann vom Gartentor bis zur Haustür, sie hört sein Schlüsselklappern. Dann aber trat er nicht ins Wohnzimmer. Er sprach in der Küche mit den Jungs, Besuch ist da, Vati, ein Fräulein. Er hatte wohl die Küchentür nicht geschlossen.

Die Frauen warteten. Er ließ sich Zeit.

Er sagte: guten Abend, als er ins Zimmer trat. Allen dreien schien das unsäglich albern. Er gab dem Mädchen die Hand und nickte der Frau am Fenster zu.

Dann suchte er im Schreibtisch Zigaretten. Die Frau wußte, daß er Zigaretten suchte. So wie sie bei den misten seiner Bewegungen schon im Ansatz wußte, wie sie endeten. Wo sind denn ..., begann er den Satz, führte ihn aber nicht zu Ende, unbewußt beugte er sich dem Schweigen. Jeder wollte das einzig Richtige tun und wußte nicht, was es sein konnte. Tja, begann der Mann ein zweites Mal, dehnte das Wort und kam doch nicht darüber hinaus.

Entschuldige Walter, daß ich hier so einfach eingebrochen bin, aber ich habe es einfach nicht mehr ausgehalten.

Das Mädchen hatte eine hohe und dünne Stimme. Die wievielte Zigarette raucht sie eigentlich, überlegte die Frau, ich habe gar nicht mehr mitgezählt, wie lange sind wir beide schon in diesem Raum zusammen? Aber sie sah nicht auf die Uhr. Aus der unbewußten Angst heraus, es könne in diesem Moment etwas geschehen zwischen dem

Mann und dem Mädchen. Sie bewunderte und sie haßte das Mädchen dafür, daß sie die ersten Worte gesagt hatte.

Die Frau hätte auch gern etwas gesagt, das wären Sätze geworden wie: Bitte, bitte, sprecht euch ruhig aus, tut euch keinen Zwang an, ich störe euch doch hoffentlich nicht, ich kann auch rausgehen. Aber sie blieb still.

Habt ihr euch schon ausgesprochen? Der Mann versuchte sich in sarkastischem Tonfall. Und es stand auf einmal Mann gegen Frauen.

Ich habe es wirklich nicht mehr ausgehalten, wiederholte das Mädchen. Sonderbar klar ahnte die Frau die Gedanken des Mannes: Warum ist sie nicht stärker; so oder ähnlich mochte er wohl denken in diesem Moment.

Wenn ich alles richtig verstanden habe, Fräulein Weder, sagte die Frau endlich – ausgesprochen haben wir uns nicht, wandte sie sich dazwischen an den Mann und gab sich große Mühe, keinerlei Emotionen in die Worte zu legen –, wenn ich also alles richtig verstanden habe, wollten Sie Klarheit, ich nehme an über Ihr Verhältnis zu meinem Mann.

Was heißt hier Klarheit, brauste der Mann plötzlich auf, unwirsch und hilflos, Klarheit herrschte von Anfang an.

Weder das Mädchen noch die Frau beachteten ihn über Gebühr.

Wie haben Sie sich das denn vorgestellt, fragte die Frau weiter.

Die Jungs steckten ihre Köpfe schon wieder durch die Tür. Ihre Augen hingen neugierig an dem Fräulein.

Was sucht ihr denn schon wieder hier, fuhr die Frau auf.

Dürfen wir noch rausgehen, maulten die Jungs. Meinetwegen, aber verschwindet endlich. Die Frau legte ihre ganze Erregtheit, die nicht den Jungs galt, in diese paar Worte.

Dann waren die drei wieder stumm.

Ich verstehe das ganze Theater nicht, sagte der Mann. Er wandte sich weder besonders an die Frau noch an das Mädchen. Es ist wohl doch alles klar. Ich habe dir doch von Anfang an gesagt – bei diesem Satz wagte er keine der Frauen anzusehen –, daß ich eine Frau, drei Kinder habe. Mit einem Seitenblick auf die Frau setzte er hinzu: Nicht zu vergessen, noch ein Kind aus meiner ersten Ehe.

Das Mädchen saß klein und ruhig in ihrem Sessel. Die Sonne war schon untergegangen, es dunkelte allmählich, und die Frau konnte die feuchten Augen des Mädchens nur noch erahnen.

Ja, ja, natürlich, das weiß ich alles schon von Anfang an, antwortete das Mädchen.

Es fehlte nur noch, daß er jetzt: na also oder: na bitte antwortet, dachte die Frau. Und wieder diese irrsinnige Wut in ihr, eine Wut, daß sie sich am Fensterbrett festhalten mußte. Nicht auf das Mädchen, sie konnte schon gar nicht mehr Flittchen oder Schlampe denken.

Auf ihn diese Wut. Zehn Jahre jünger als sie selbst war das Mädchen, zwanzig Jahre jünger als er. Die Frau hatte plötzlich Mitleid: mit dem Mädchen, mit dem Mann, mit sich selbst. Hätte nicht auch sie einmal so im Sessel sitzen können, so mit dünner Stimme um Verständnis, um Hilfe fast betteln, hätte nicht auch ihr das passieren können.

Na gut, ich habe nicht immer das gehabt, was man Größe nennt, oder was er Größe nannte. Aber gab ihm das ein Recht, sie oder sie beide in eine solche Situation zu bringen? Also, zugegeben: keine Größe. Aber sie hatte immerhin drei Kinder.

Das Mädchen weinte. Der Mann ging zu dem Mädchen, legte eine Hand auf ihre Schulter und schüttelte sie leicht.

Die Frau fühlte, daß sie allein am Fenster stand. Wieder hatte sie Angst, sie war traurig – sie konnte da nicht zusehen, seine Hand auf der fremden Schulter, sie wollte nicht mehr kämpfen – in diesem Augenblick dachte sie zum ersten Mal bewußt an das Wort Kampf –, sie ging zur Tür.

Bitte bleib doch hier, sagte der Mann mit der Stimme, mit der er einmal gesagt hatte, kannst du nicht einmal über dich hinauswachsen, nur einen Zentimeter. Nochmal schüttelte er die fremde Schulter, etwas stärker, und ließ sie dann los, ging zurück zu seinem Schreibtisch. Die Frau stellte sich wieder ans Fenster, obwohl das nun keine Bedeutung mehr hatte, das Zimmer war schon sehr dunkel.

Warum tue ich das eigentlich alles, warum lasse ich ihn nicht laufen, lasse alles laufen? Ist das vielleicht auch ...*Liebe*? Selbst in Gedanken war sie vor dem Wort zurückgeschreckt. Sie lächelte in sich hinein: Vor zehn Jahren, mit zwanzig, hätte ich mir euphorisch geantwortet: Natürlich, wie kann man da fragen, natürlich Liebe. Heute ... kann ich

mir nicht vorstellen, daß plötzlich alles anders sein soll. Liebe? Ich sollte nach Einfacherem fragen.

Fragen müßte ich jetzt, wie stellen Sie sich denn das vor, zwanzig Jahre älter, vier Kinder; aber das Mädchen war schneller. Ich werde jetzt nach Hause gehen, sagte sie.

Willst du sie in die Stadt fahren, fragte die Frau, und die Überwindung war nicht zu hören, die sie für diesen Satz brauchte. Der nächste Bus fährt erst in einer Stunde.

Nein, vielen Dank, sagte das Mädchen in den Raum zu beiden, ich gehe jetzt. Die paar Kilometer kann ich laufen.

Das Mädchen stand auf und nahm ihre Tasche. Der Mann ging mit ihr und öffnete die Tür.

Die Frau am Fenster hörte, wie die beiden zum Gartentor gingen – sieben Schritte zählte sie, und mit jedem Schritt wurde die Angst größer.

Dann hörte sie, wie die Tür des Autos geöffnet und wieder geschlossen wurde und wie das Auto in die Garage fuhr.

Die Frau ging in die Küche. Dieser Tag und alle folgenden mußten weitergehen.

Später saß sie in der Küche und weinte. Sie erinnerte sich gar nicht mehr, wann sie das letzte Mal geweint hatte. Einmal kam der Mann in die Küche und wusch sich die Hände.

Er sah Regine hinterher, wie sie davongeht, gerade und aufrecht

...Als sie beide das erste Mal in dem Ungetüm von Bett, das in ihrem möblierten Zimmer stand, nebeneinander gelegen hatten, er rauchend, nachdenklich – nur um in dieser Stadt leben zu können, wohnt sie in so einem feuchten, dunklen Loch; die Reproduktionen an den Wänden hängen da, als sollten sie nur schadhafte Stellen verdecken; und überhaupt, was sich hier an Geschmacklosigkeiten herumtreibt, in meiner Umgebung würde ich das nicht dulden –, als sie so nebeneinander lagen, setzte sich Regine plötzlich auf, betrachtete ihn stumm. Ihr Blick wanderte prüfend von seinen Augen weg über das Gesicht zu seinen Händen; dann legte sie ihren Kopf sehr sanft und zärtlich auf seine Brust und sprach: Wir gehören doch zusammen, das weißt du auch, nicht wahr, wir gehören doch zusammen. Sie sagte das mit fast gläubiger Überzeugung.

Als erstes überfiel ihn Panik. Dieser Wust von Verantwortlichkeit, möglicherweise auch Verwicklungen, der auf ihn zurollte, Falls er Regines Satz schweigend hinnahm.

Sie kuschelte sich auf seiner Brust zurecht, und er dachte: Kindchen, Kindchen, ist es ein Jahrzehnt her, anderthalb oder zwei, daß ich auf eine Frau zugehen, mit dem Finger auf sie weisen und sagen konnte: die und keine andere.

Damals war ihm aufgefallen, wie durchtrieben schlaue solche Redensarten oft sind; es müßte doch heißen: die oder keine andere. Wirklich schlaue, kann man auch gleich sagen: die und eine andere.

Regine wiederholte nochmal sacht und zärtlich: wir gehören zusammen; er mochte denken, was er wollte, kein Gedanke kam an gegen die Rührung, die ihn plötzlich überfiel.

Als sie gemeinsam ihre Wohnung betreten hatten, acht Stunden, nachdem sie das erste Mal mehr als zehn allgemeine Sätze miteinander gesprochen, war er voller Müdigkeit und Unlust. Er wünschte sich auch nach Hause, dort konnte er den Abend ausklingen lassen wie alle ähnlichen: herumlaufen, ein Buch aus dem Schrank nehmen, Musik hören, oder auch einfach nur im Bett liegen, sich einige Dinge durch den Kopf gehen lassen. Hier nun mußte er sich um das beschwipste lachende Mädchen kümmern. Er war der ganzen Sache, die sich fast ohne ein Zutun derart ausgewachsen hatte, überdrüssig. Und diese jungen Damen und ihre Zimmer kannte er. – Wäre sie wenigstens noch so, wie er sie am Nachmittag gesehen hatte, ein kleines, erschöpftes Mädchen, aber nein, sie mußte geschäftig herumlaufen und ihm abwechselnd Tee, Kaffee und Likör anbieten. Am liebsten hätte er chauffeursmäßig mit zwei Fingern an den Mützenrand getippt: alsdann, meine Dame, und wäre gegangen. Als sie sich sekundenlang kraftlos gegen das eichene Buffet lehnte, aus dem sie Keks kramen wollte bemerkte er ihre ganze große Hilflosigkeit. Er konnte nichts anderes tun, als zu ihr gehen und sie in die Arme nehmen.

Rührung, seltsames Mitleid, kleines Gefühl der Überlegenheit gegenüber dem anderen – immer wieder ist es dieses Konglomerat von Empfindungen, mit dem alles anfängt, denkt er, während er sich vom Gartentor abwendet.

Langsam geht er zurück zum Haus. Gestern habe ich zum ersten Mal bemerkt, daß es immer sieben Schritte sind, bis zum Haus. Verdammt, diese sieben Schritte. Den Zaun mit der Pforte müßte man versetzen. Oder das Haus.

Auch acht Stunden, bevor sie in jenem häßlichen Zimmer lagen, war es so ein Angerührtsein, viel schwächer, als es nachts unter ihrem Flüstern entstand. Es rührte ihn, wie er sie zusammengesunken in dem Sessel sitzen sah. Es war der tote Punkt einer hitzigen Diskussion, alle starren vor sich hin, rauchen hastig – und plötzlich sah er Regine: ihre Schultern hingen nach vorn, das Gesicht war blaß und sogar etwas grau – besonders schön wirkte sie nicht, aber sie war da: ein junges, von der Arbeit erschöpftes Mädchen. Er ging zu ihr hinüber, sagte Belangloses und wartete, schon etwas angespannt: würde so ein Automatenlächeln kommen? Es brauchte einige Sekunden, ehe sie zu ihm aufsaß, langsam hob sie den Kopf, und selbst als ihre Augen ihn schon betrachteten, dauerte es, ehe sich ihre Pupillen erkennend und begreifend verengten. Dann lächelte sie matt und zerstreut, brummelte Erkennungslaute, bei allem war zu sehen, es wäre ihr lieber gewesen, er hätte sie in ihrer müden Versunkenheit belassen.

Vier Stunden später, beim Abendessen in der Weinstube, lachte sie wie aufgezogen, keine Bemerkung war zu albern, auf ihr quittierendes Lachen konnte er warten.

...Der Garten, durch den er läuft, hat die Ausmaße eines Parks. Er unterteilt sich deutlich. Der vordere Teil beginnt hinter dem Haus und ist gepflegt: der Rasen ist geschoren, die wenigen Obstbäume, fachmännisch verschnitten und gestutzt, haben gesunde Abstände zueinander. Dahinter beginnt die Wildei, die Meter um Meter zunimmt, mit jedem Jahr wird es schwieriger, sich durchzukämpfen: - mit Wiesenblumen, Unkraut und Disteln durchwachsenes hohes Gras, Brennesseln, gelbe, verwiterte vorjährige Halme. In den ersten, noch glücklichen und zufriedenen Jahren hatte er sich mit betriebsamer Pflege bis zu einer noch immer erkennbaren Linie vorgekämpft; als er dann bemerkte, daß außer ihm niemand die Wildei mochte und sie auch nicht betrat, ließ er sie weiter zuwachsen.⁸

⁸ Die Bienen und Schmetterlinge mögen sie!

Die Jungs laufen ihm entgegen, Federn auf dem Kopf, in unregelmäßigen Abständen stoßen sie seltsame Laute aus. Er kennt das aus den Filmen, die er sich mit ihnen angesehen hat: so sollen die Indianer schreien.

Weißer Natter, ergibst du dich. Die Jungs umkreisen den Vater schreiend.

Er ist hierher gegangen, um niemanden zu sehen, um nichts sagen zu müssen.

Weißer Natter, was schleichst du dich in fremde Jagdgründe ein. Die Jungs geben keinen Frieden. Hoffentlich fragen sie ihn nicht nach dem Fräulein.

Könnt ihr nicht mal Eskimo spielen. Das sind so liebe und ... ruhige Menschen, sagt er.

Aller Überdruß der Welt schwingt in seiner Stimme mit. Nur Ruhe wünscht er sich, keine Erklärungen geben über etwas, das er nicht erklären kann.

Papa, dürfen wir dich an den Marterpfahl binden? Die Augen der Jungs leuchten auf bei dieser Idee.

Er läßt sich von ihnen tiefer in die Wildei hineinziehen. Die Jungs stolpern durch das Gestrüpp, zerren ihn von Baum zu Baum, keiner scheint ihnen rissig und eindrucksvoll genug als Marterpfahl für den Vater.

... Er denkt an seinen Einzug in dieses Haus, mit der hochschwangeren Frau. Das war im Frühjahr, gleich nach jenem Winter, den er selbst jetzt, ein Jahrzehnt später, zu den kältesten seines Lebens zählt. Ein Winter, durch den er weiß, was das ist: frieren bis ins Herz hinein. Er war aus Jakopps Wohnung in eine Laube gezogen – bei seinen verzweifelten Streifzügen, immer in der Nähe des Sees, hatte er dann später auch die Wildei entdeckt –, er mochte keinen Menschen sehen; alles Geld hatte er bei Jakopp und auf dem Gericht gelassen, die Laube war nicht heizbar, an manchen Tagen lag er, frierend unter den Decken und Mänteln, auf dem Feldbett und dachte sich als Eisblock, der nur darauf wartet, daß selbst die Empfindung des Frierens abstirbt.

Manchmal war die Frau da, taute die innere Eisschicht für Stunden ab; allein dafür, das gelobte er sich in sentimentalischen Stunden, allein

dafür verdient sie ein Leben lang von mir auf Händen getragen zu werden. In späteren Jahren dachte er dann gelegentlich bitter: Warum, gottverdammte, war nicht auch sie schon einmal verheiratet, warum hat nicht auch sie schon einmal bis ins Herz hinein gefroren.

... Die Jungs stellen ihn an eine Eiche und umwickeln eilig Beine und Stamm mit einer Wäscheleine. Er protestiert noch einmal, aber nur schwach, die Jungs betteln dringlich: Papa, sei kein Spielverderber; er läßt sie gewähren. Außerdem ist er an diesem Abend geneigt, jeder Handlung einen tieferen Sinn zu unterlegen. Sarkastisch denkt er: die binden einfach ihr Väterchen an den Baum, damit es nicht weglaufen kann.

Nicht so fest murrte er, als die Stricke in den Oberarm einschneiden. Die Jungs lassen sich nicht mehr stören, das Väterchen ist fest verschnürt, sie belehren ihn: Muß auch wehtun, sonst wäre es ja kein Marterpfahl. Dann umkreisen sie ihn unter schreienden Rufen, tanzen vor ihm und stampfen auf die Erde und laufen schließlich davon.

Der Mann steht so – und nach einer Weile ist es im Garten und auf der ganzen Welt still geworden. Nicht einmal vom Dorf her dringt ein Laut in die Wildei hinein. Er lehnt den Kopf an den Baumstamm. Er fühlt die Stille. als ob sie wie Glas undurchdringlich ihn und den Baum umschließt. Nur sich und diese übermächtige Stille ringsumher zu haben, erscheint ihm jetzt als der erträglichste Zustand überhaupt.

Mit der Zeit beginnen seine Arme zu schmerzen. Er versucht, den Kopf zu drehen, irgendwo müssen die Jungs doch sein, vielleicht umschleichen sie ihn in weiten Kreisen, pirschen sich an ihn heran.

Alles, nur nicht, daß sie ihr Geschrei in die Stille hineinstoßen. Am liebsten würde er sich einfach in die Stricke fallen lassen.

Die Dunkelheit kommt, feiner, kaum sichtbarer Nebel, stetig ziehend, Streifen um Streifen dunkler werdend. Dann, auf einmal ist es, als wäre ringsum alles lebendig geworden ... still lebendig. Als wäre jetzt die andere Hälfte der Welt erwacht, beide durch die Zäsur dieses nebligen Abenddämmerns getrennt. Um ihn herum sind stille Geräusche, ist stille Bewegung.

Jetzt kann er nicht mehr den Gedanken an Jakopp ausweichen. Es waren wohl Regines Augen, die ihn an sie erinnerten hatten. Obwohl

braun und allzuoft traurig, schienen sie manchmal genauso ungezähmt wie Jakopps Augen.

Wie sagt die Frau doch immer: deine Erste. Ist in reichlich zehn Jahren nicht über dieses ängstlich-giftige *deine Erste* hinausgewachsen. In den ersten Jahren fand er ihre Eifersucht schmeichelhaft.

Wie Jakopp wortlos, aber mit ungeheuren Augen, die Möbel umgeräumt hatte. Nach einem ihrer großen Streite. Keine Minute länger wollte sie mit ihm in einem Raum sein; sie mit dem Sohn in einem Zimmer, er in dem anderen: keine Sekunde länger zusammen. Zuerst hatte er um Vernunft gebeten, dann gefleht, und schließlich mit wütender Verbissenheit die Anbaumöbel auseinandergenommen, ohne Überlegung, rücksichtslos, noch viel schneller als Jakopp es wollte. Und über jedem Teil funkelten Jakopps Augen.

Bis alles zusammenkrachte. Sie hatte Möbelstücke übereinander getürmt, schwere Teile auf leichte.

Das Krachen, mit dem alles umkippte und zusammenfiel, vergißt er nie. Jakopp hatte fassungslos auf den wilden Haufen Holz gestarrt.

Ihre plötzlich entsetzten Augen: Mein Gott, wenn das auf den Jungen gefallen wäre.

Dann saß sie zwischen dem kaputten Zeug und weinte. aus erbrochenen Medizinfläschchen sickerte es grünlich-gelb. Der weiche Teppich, den Jakopp sehr mochte – sie lief gern barfuß durch die Wohnung –, sog den bitter riechenden Saft gierig auf.

Der Fleck auf dem Teppich blieb sowieso, aber ihm schien, als hätte sich sogar der bittere Geruch das eine Jahr bis zur Scheidung gehalten.

... Und auch die kleine Schäferin taucht jetzt auf. Jakopp und die Schäferin sind in der Erinnerung nur lose verbunden und doch – das merkt er in diesem Augenblick zum ersten Mal – sehr fest; der Mann findet ein Wort, er sucht und verwirft andere und bleibt beim ersten: Sehnsucht.

Eine Bewegung im Vorbeifahren, gar nicht weit vom Dorf entfernt, er war in Eile, und auf einmal war da die Schafherde auf der Straße. Die Gestalt in Hirtentracht am Straßenrand, die sich malerisch auf

einen langen Stab stützte, besah er sich nur flüchtig. Er fluchte still vor sich hin, die Schafherde schien unübersehbar.

Dann dies Lächeln, das er zuerst nur empfand. Der Hirt war ein Mädchen. Mit hellhäutigem Gesicht und dem schwarzen, breitrempigen Hut.

Das Mädchen stand reglos am Straßenrand und lächelte ihn an. Blökend zogen die Schafe über die Straße, glotzten auf das Auto, eine graubraune Masse, die sich von einer abgeweideten Wiese auf die nächste wälzte.

Er registrierte die Herde, das dürre Grün des Grases, den Vogelschwarm, der von einem entfernten Feld aufstieg, kreiste und dann davonflog, die Bergkette am Horizont – aber er sah nur die Schäferin.

Er saß im Wagen, hatte nicht einmal die Hände vom Lenkrad genommen, so wie er angehalten hatte, so saß er – voller Zärtlichkeit und dem Wunsch, immer nur gut zu sein, und plötzlich war er auch sehr müde, er wollte einfach aussteigen, das Mädchen an der Hand nehmen, nicht sprechen, sich nur ins Gras legen, den Kopf im Schoß des Mädchens, so würde er sie immerzu anschauen, sie würde sprechen und erzählen, und das wäre wie Vogelzwitschern, leise und etwas entfernt.

Schon trotteten die letzten Schafe über die Straße. Sein Körper war gespannt wie ein Feder, er mußte doch aussteigen, hingehen zu der Schäferin, mit ebensolchem Lächeln in den Mundwinkeln. Schon sah er voraus: in der nächsten Sekunde würde das Mädchen nicht mehr wartend dort stehen, sie würde die rechte Hand vom Stock nehmen, sich die Haare aus der Stirn streifen, den Hut zurechtrücken, er mußte doch aussteigen – da lief das Mädchen leichtfüßig den Schafen hinterher, sprang über den schmalen Graben am anderen Straßenrand, drehte sich nochmal um und winkte. Ihm war, als würde er in den Sitz zurückfallen nach großer Anstrengung. Als wäre er durch Jahrtausende gerast.

Er startete den Motor, winkte auch kurz und fuhr dann, er war tatsächlich in großer Eile.

Erst Monate später erinnerte er sich der Schäferin. In der Zwischenzeit war es, als hätte das Mädchen beim letzten Lächeln einen unverhältnismäßig breiten Mund mit ungleichmäßigen Zähnen

gehabt. Er forschte in den umliegenden Dörfern nach der Schafherde, aber es war, als hätte der Horizont sie verschluckt, kein Mensch wußte um sie. Irgendwo war ihm das sogar ganz recht, allzu eifrig suchte er nicht und bald gar nicht mehr. Mit der Zeit war er überzeugt, daß es da nie eine Schäferin und eine Herde gegeben hatte. Trotzdem sah er ihr Gesicht gelegentlich vor sich.

... Der Mann an den Stricken wird ungeduldig, wo zum Teufel bleiben die Jungs, diese Art von Spielen reicht ihm nun endgültig. Er kann den Kopf nur wenig drehen, die Fläche des Gartens, die er übersehen kann, liegt ohne Bewegung.

Mehrmals ruft er laut und hört sie dann heranjagen, sie kommen von hinten, also waren sie im Haus; wortlos schnüren sie den Strick los, sein Gesichtsausdruck sagt ihnen genügend. Als sich der Kleine bei den Knoten verheddert, fährt er ihn an: Beeile dich gefälligst.

Endlich haben sie ihn befreit. Er geht zwei Schritt vom Baum weg, reckt die Arme und winkelt sie an, spürt, wie das Blut in ihnen pulsiert, besonders an den Stellen, wo der Strick eingeschnitten hatte.

Die Jungs lassen die Köpfe hängen, der Kleine scharrt mit dem Fuß im Gras, und er sagt scharf: Laßt euch das nicht nochmal einfallen – mich hier stehenzulassen.

Papa, das Fräulein ist fort, trompetet der Kleine in den Garten. Dem Mann ist, als würde es bis zum Dorf hinüberschallen. Ob Regine schon in der Stadt ist? Er hat jedes Zeitgefühl verloren.

Der Große sagt ernst und vorwurfsvoll: Mama sitzt in der Küche und weint.

Zu dritt laufen sie zum Haus hinüber, der Mann in der Mitte. Er denkt müde: Nicht noch eine Szene heute.



In der Art alter Bilder⁹

Der erste Brief hatte folgenden Inhalt:

Lieber Gerhard, mit dem Absender allein wirst Du nicht viel anzufangen wissen, meinen Vornamen gibt es häufig. Aber wenn ich Dir meinen Mädchennamen aufschreibe, Margarethe Schreier, dann Erinnerst Du Dich doch, ja?

Als ich neulich meine alten Fotoalben durchblättert, fand ich Dein Foto. Ich schicke es mit, sozusagen als Erkennungszeichen.

Wie geht es Dir? Ich würde mich freuen, bald etwas von Dir zu hören.

Viele Grüße, Deine Margarethe

PS. Das Foto möchte ich aber gern wiederhaben. Bitte schick es unter allen Umständen zurück.

Er war fassungslos. Das wollte etwas besagen, in seinem Alter und nach dem, was er gesehen hatte.

Er bemerkte, daß er schon längere Zeit regungslos vor dem Schreibtisch gesessen haben mußte. In der Rechten hielt er das Blatt Papier mit Margarethes etwas flüchtigen Schriftzeichen. Seine Hand zitterte leicht.

Der Mann schob den Stuhl geräuschvoll zurück und begann zwischen Bücherschrank und Schreibtisch auf und ab zu laufen. Jahrzehnte waren vergangen und plötzlich diese kärglichen und doch sehr selbstverständlichen wenigen Sätze.

⁹ STUNDE ZWISCHEN HUND & KATZ (a.a.O., S. 155-173)

Ein großer Teil seiner Fassungslosigkeit rührte von einem seltsamen Zusammentreffen her. Er glaubte nicht an Schicksal und ähnliche nicht faßbare Dinge, und dennoch ... Einige Wochen zuvor war er in der Stadt gewesen, in der er Margarethe kennengelernt hatte. Eine wunderschöne Stadt, damals, und nun wieder, besonders im Frühling, wenn die Elbwiesen frisch grünten, fuhr er gern dahin.

Nicht einmal die Straßennamen waren dort, wo vor drei Jahrzehnten alte Häuser in engen Straßen dicht nebeneinander gestanden hatten, die gleichen geblieben. Die Bomben hatten alles vernichtet.

Er war zwischen den neuen Häuserblocks umhergegangen, hatte in Gedanken die alten Straßenzüge rekonstruiert – und plötzlich war auch die Erinnerung an Margarethe da. Plötzlich lief Margarethe leichtfüßig durch jene Straßen, winkte ihm vom Fenster aus zu; ihre Mutter trat aus der alten Haustür; Margarethes Mutter war eine wunderbare Frau, eine alte Dame, die ein Fluidum von Würde und Güte verbreitete – die Erinnerungen brachen über ihn herein. Das alles hätte ein Jahr zuvor, zwei Monate später oder auch nie geschehen können, aber er war eben Wochen vorher traumwandlerisch mitten durch die Gruppen rollschuhfahrender Kinder gelaufen.

Und nun dieser Brief. Er kramte in dem Fach, in das er die Landkarten und Automappen gestapelt hatte – es war fast unglaublich, Margarethe wohnte, dem Absender zufolge, in einem kleinen Ort unweit ihrer gemeinsamen Stadt. Achtzig Kilometer Autobahn bis zu seinem Wohnort.

Weshalb hatte sie ihm geschrieben? Weshalb gerade jetzt? Woher hatte sie seine Adresse? Wie lange wußte sie schon von ihm? ... Jede Frage zog beliebig viele andere nach sich.

In der Nacht darauf schrie er. Er erwachte darüber; der letzte Ton des Schreis schien noch in dem dunklen Raum zu hängen, zwischen den Vorhängen, die den tröstlichen Blick auf die Häuser gegenüber, mit Menschen darin, verwehrten; zwischen den Teppichen, die jeden Hilferuf in die Wohnung unter ihm ersticken würden.

Er wußte, wie er geschrien hatte: die vielen Nächte, in denen seine Frau ihn angstvoll wachgerüttelt hatte: mein Gott, wach auf, wach doch auf. Ihre Erklärung dann: das hält ja kein Mensch aus, wie du schreist, – wie ein ... An dieser Stelle hielt sie immer ein, um nach Worten zu suchen und dann doch genau und grob den Satz zu beenden:

... wie ein gefangenes Tier, so langgezogen, qualvoll, mein Gott, das hält ja keiner aus.

In dieser Nacht nun hatte er wieder geschrien und war darüber erwacht. Er knipste die Stehlampe neben dem Bett an und ließ den Radioapparat leise bis zum Morgen laufen.

Drei Tage später schrieb er zurück. Schrieb ihr, daß er die ganzen Jahre gedacht hatte, sie sei tot, daß er an sie gedacht hatte wie an eine Tote, eine gut bekannte Tote.

Der zweite Brief:

Lieber Gerhard, mit großer Freude habe ich Deinen Brief erhalten.

Ich würde Dich auch gern wiedersehen. Wir könnten ein wenig über alte Zeiten plaudern. Ich lebe jetzt allein. Mein Mann ist vor zwei Jahren gestorben. Meine Mutter, an die Du Dich, wie Du schriebst, noch sehr gut erinnerst, hat den Angriff nicht überstanden.

Lieber Gerhard, wenn wir uns treffen wollen, dann müßte das schon am kommenden Sonnabend sein. Ansonsten paßt es mir dan erst später, im August. Ich habe ein Geschäft, ein Fotoatelier, seit dem Tod meines Mannes führe ich es allein. Dadurch bin ich jeden Sonnabend und Sonntag unterwegs, Hochzeiten fotografieren.

Wir könnten uns in der Stadt treffen, ich würde Dich mit dem Wagen abholen und dann zu mir herausfahren. Im Garten sitzt es sich um diese Jahreszeit sehr schön. Schreibe mir doch bitte, ob Du einverstanden bist.

Viele Grüße, Deine Margarethe

Er schrieb ihr, das Wiedersehen am Sonnabend sei ihm sehr angenehm.

In den verbleibenden Tagen bis zum Wochenende war er sehr unruhig. Er versuchte, jede Stunde ihrer gemeinsamen Zeit für sich zusammenzutragen. Er rechnete nach: wieviel Jahre hatten sie sich nicht gesehen? Das war wieder einer der Augenblicke, in dem er vor der *Zeit* erschrak: siebenunddreißig Jahre, und was jedes einzelne geprägt hatte, war gegenwärtig; insgesamt ergaben sie doch diese ungeheure Summe von siebenunddreißig Jahren. Im September des Jahres fünfundvierzig hatte er zuletzt von Margarethe gehört. Damals

stand er vor den Trümmern ihres Hauses. Die sind alle umgekommen, wurde ihm gesagt. Er hatte einen, der durch das riesige Trümmerfeld strich, nach dem Verbleib der vielen Menschen gefragt. Die sind alle im Keller geblieben, verschüttet. Es war damals ein heißer Herbsttag, und zwischen den Steinbrocken wuchsen bereits wieder kleine grüne Hälmmchen.

Am Freitag überlegte er: Was nehme ich mit, Koffer, Reisetasche, Aktentasche. Er entschied sich für die Aktentasche, packte aber einen Pyjama hinein.

Weshalb hat sie gerade jetzt geschrieben.

Mein Mann ist vor zwei Jahren gestorben. Seine Ehe war seit einigen Jahren geschieden.

Früher als verabredet wartete er in der Hotelhalle. Er setzte sich in einen der tiefen Ledersessel, die der Eingangstür gegenüberstanden. Er fühlte sich ein wenig unsicher, woran eigentlich sollte er Margarethe erkennen. In seiner Erinnerung war da ein junges Mädchen, mit nun schon sehr vagen Gesichtszügen, ein Foto hatte er auch nie besessen, die Zeiten damals waren nicht danach.

88

Wenigstens aber behielt er die Tür im Auge, zu einer Frau, die sich suchend in der Halle umsehen würde, wollte er gehen und leise und deutlich sagen: Guten Tag, Grete. Alles wie vor Jahrzehnten: Grete. Irgendwann später – gedankenversunken war er aus der Zeit geraten – stand sie vor im. Er wußte sofort, daß sie es sein mußte, obwohl er sekundenlang eben nur eine Frau vor sich sah. Er blieb noch einen Moment sitzen, die Frau erschien ihm so groß, und er dachte: war sie denn nicht klein und zierlich.

Dann erhob er sich und stand vor einer kleinen, molligen Mittfünfzigerin. Sie lächelte und hielt ihm mit einem kleinen Ruck und sehr burschikos ihre Hand hin: "Guten Tag, Gerhard."

Er freute sich über sie und erinnerte sich auf einmal daran, was ihm damals zuerst an ihr gefiel: sie schien herrlich unkompliziert zu sein.

"Na ja, du hattest es einfacher, mich zu finden, mit so einer Fotografie. Ich starre die ganz Zeit über auf die Tür", meinte er.

Nach einer stillen Minute, in der sie sich nur gegenüberstanden, nicht ergriffen, mehr unsicher, sagten beide fast zur gleichen Zeit: "Du hast dich gar nicht verändert."

Erst später, nach dem Frühstück in dem leeren Hotelrestaurant, geschah es, da ihre Blicke voll und prüfend aufeinandertrafen. *Wer bist du heute?* Vorher war das ein verstohlenes Abtasten aller Gesichtslinien, immer auf der Suche nach Veränderungen. Margarethe wandte zuerst die Augen ab. "Ich schlage vor, wir fahren jetzt gleich zu mir, da haben wir es gemütlicher", sagte sie.

Draußen, auf dem sonnenüberfluteten Parkplatz, lief sie um ihren Trabant herum und klopfte wie ein richtiger Besitzer gegen die Fensterscheibe. "Er ist fast neu. Ich habe so lange darauf warten müssen, dabei brauche ich ihn dringend für das Geschäft. Gefällt er dir?"

Wieder glomm eine Erinnerung auf. Damals war es ein kleines, ovales Gesichtchen, mit Augen wie Kohlstückchen, auf dem dieses erwartungsvolle Lächeln lag: gefällt es dir; ein Kleid, die schwer zu bekommenden seidenen Strümpfe, ein Hütchen, dessen schwarzer Schleier kokett über die mattbraune Stirn bis zu den Augenbrauen fiel, oder hochhackige Schuhe mochten es sei. Unvermutet trat immer ihre kleine Eitelkeit zutage. Beim Spaziergang auf dem Kaitzer Weg, wenn er über Grundsätzliches sich ereiferte, konnte sie plötzlich ihre Hand aus einer reißen, sich ihm in den Weg stellen und – die Arme auf dem Rücken verschränkt – herausfordernd fragen: Gefällt es dir? Solche Kleinigkeiten wie Kleidung fielen ihm damals nie auf, und es war immer sehr anstrengend, schnell zu erkennen, was an ihr verändert und neu war.

Während er sich neben sie in das Auto setzte, schmunzelte der Mann freundlich vor sich hin: wie kann man so viele Jahre älter werden und sich so ähnlich bleiben.

Er sagte es noch einmal, meinte es anders: "Du hast dich wirklich nicht verändert." –

"Dein Fotogeschäft scheint gut zu gehen", plauderte er unterwegs, er wollte nicht zu viel sprechen, um sie nicht abzulenken, auf den Straße herrschte starker Verkehr.

Sie fuhr erstaunlich zügig für eine Fünzigerin.

"Ich habe viel Arbeit, nicht nur in der Woche; ich bin allein, was soll ich sonst an den Wochenenden machen", antwortete sie, ohne die Augen von der Fahrbahn abzuwenden.

Ihr Häuschen, von dem sie geschrieben hatte, war weder besonders häßlich noch besonders groß. Der Garten, der sich weit nach hinten erstreckte, gefiel ihm. Viele Obstbäume standen darin. Er wohnte mitten in der Stadt, ohne Ausblick auf Grünes.

Als sie ausstiegen, sahen Nachbarn zu, die in ebensolchen Häusern wohnten. Die Nachbarn grüßten. Sie saßen in ihren Gärten. Das Wetter war herrlich, wie mitten im Sommer.

"Am Nachmittag können wir uns auch in den Garten setzen", sagte Margarethe. Sie hatte Erdbeertorte gebacken. Er konnte sich das gut vorstellen. Er wünschte nur, in ihrem großen Garten gäbe es eine Ecke, in der sie sitzen konnte, ohne den Nachbarn zu ähneln.

Als sie das Haus betraten, sagte die Frau: "Hier wohne ich also." Sie führte ihn durch alle Räume des Häuschens. Es war alles sehr schön und sauber.

Als sie das Wohnzimmer betraten, sah er als erstes das Bild ihrer Mutter. Es hing an der Schmalwand neben dem Fenster. Das Bild war in der Art alter Fotografien gemacht: in bräunlichem Ton, die Konturen in das cremefarbene Passepartout verlaufend. Margarethes Mutter sah aus wie im Leben. Ein ruhiges, großes Gesicht.

"Weißt du, als ich mit Typhus im Revier lag, ist mir deine Mutter manchmal im Traum erschienen", sagte er. Die Erinnerung daran war Jahrzehnte verschüttet gewesen. Er nahm das Bild vorsichtig von der Wand und betrachtete es.

In jenen Monaten mit Margarethe hatte er manchmal gedacht: Wenn sie älter wird, ist sie eine alte Dame wie ihre Mutter.

Er sah nicht zu Margarethe hinüber, ihr Äußeres hatte sich ihm in wenigen Stunden wieder fest eingepägt: sie war sehr anders. Schon äußerlich viel kleiner als die Mutter. Ihren Vater hatte er nie kennengelernt.

Unter ihrem betrachtenden Blick, den er plötzlich stark spürte, hängte er das Bild zurück und setzte sich auf das steife Sofa.

Die große Spannung vor dem Wiedersehen war einer ebenso großen Leere gewichen. Es kam jetzt auf die Frau an.

Das Mittagessen, das sie später auftischte, war großartig gelungen. Margarethe bewegte sich flink und behende mit dampfenden Schüsseln zwischen Küche und Eßtisch, stellte geschäftig Geschirr mit breitem Goldrand zurecht, gab vorsichtig Suppe in die tiefen Teller –

es war ein Freude, ihr dabei zuzusehen. Alles, selbst Margarethe in der großblumigen Schürze, wirkte so reinlich und so nahrhaft. Sie war wieder das praktische und fixe Mädchen, das ihm ungeheuer imponierte.

"Ich habe dich damals nach fünfundvierzig tatsächlich gesucht." Er sagte das wie entschuldigend. "Aber alle erzählten, du wärest umgekommen, damals beim Angriff – "

Die Frau schaute auf den Teller, von ihrem Gesicht sah er nur die Stirn mit der steilen Falte, und so erschien sie ihm noch viel mehr wie das junge Mädchen, das ihn stundenlang mit heißem Zorn strafte, wenn er aus objektiven Gründen nicht zu ihr kommen konnte. War das schön, wenn sie sich seinetwegen so leidenschaftlich empörte.

"Vielleicht hätte ich noch intensiver suchen sollen, aber irgendwie war damals für mich nicht die Zeit zum Suchen."

So sprach nun wieder der fast Sechzigjährige.

"Außerdem," sagte er nach einer Weile, in der sie nichts taten als essen, "außerdem: ich war inzwischen sechs Jahre älter."

Er wußte nicht, ob sie ihn verstand. Sagen wollte er ihr das nicht, es würde zu sentimental klingen, aber für ihn war sie drei Jahrzehnte lang die Jugend gewesen. Die Jugend, die so abrupt abgebrochen worden war. Und er war nicht nur sechs Jahre älter in die Stadt zurückgekommen.

"Wenn du möchtest, kannst du hier schlafen, du siehst, ich bin allein, manchmal zu sehr, das Haus kommt mir oft viel zu groß vor, das Wetter ist bestimmt auch morgen schön, Gartenwetter, zu der Hochzeit kann ich eine Vertretung schicken", sagte sie ihm.

Er nickte, ja wollte er noch nicht sagen, aber der Gedanke zu bleiben gefiel ihm zu der Stunde noch.

Wie sie das alles herunterspult, Wichtiges und weniger Wichtiges, Alleinsein und Gartenwetter, auch damals mußte ich mir aus ihren Reden immer das Wesentliche herausklauben, dachte er. Aber das berührte ihn an diesem Tag nicht unangenehm.

Sie saßen sich an dem großen runden Ecktisch gegenüber. Margarethe hielt ihm mit großem Blick das Weinglas entgegen. Als die Gläser aneinanderstießen, gab das einen dunklen vollen Klang. Beide hörten ihm versonnen nach. Er trank den Wein in wenigen Zügen aus, Margarethe nippte nur schluckweise.

Dann sprachen sie über alle Freunde aus jener Zeit. Sie zählten Namen für Namen auf, und die meisten waren tot.

"Studiert hast du also nicht", stellte er nachmittags unter dem Kirschbaum bei der Erdbeertorte fest. "Erinnerst du dich nicht, wie wir immer erzählt haben, was wir machen wollen, wenn der Krieg, wenn jene Zeit überhaupt erst vorbei sein würde – ich mein Studium beenden, du wolltest auf alle Fälle auch studieren."

"Ja –", sagte sie, aber es klang fragend, als könne sie sich nicht mehr daran erinnern.

"Hast du eigentlich nach dem Krieg noch etwas von den jüdischen Familien gehört, denen du das Geld rausgebracht hast, ich erinnere mich nicht mehr genau, aber sind sie nicht nach England gegangen?"

"Nein. Ich habe von niemandem gehört. Ich glaube, sie sind auch umgekommen."

Er dachte: Wenn wir von jener Zeit sprechen, sagen wir immer umkommen. Nie sterben. Umkommen. Wir denken sogar so.

"Ich habe lange Zeit auf dich gewartet", sprach Margarethe. "Nach dem Krieg, als diese Zeit vorbei war. Ich dachte immer, du tauchst eines Tages auf, so wie das erste Mal."

"Ich habe nachgedacht und gegrübelt, aber ich weiß einfach nicht mehr, wie wir uns kennengelernt haben. Ich hatte immer das Gefühl, du warst auf einmal da", erzählte er.

Er sah sie freundlich ironisch an, fuhr nicht gleich wieder hoch, Margarethe, aber sie antwortete präzise: "Das war bei Professor Vischer, wir saßen an einem Abend dort, haben Radio gehört, geredet, und irgendjemand hat dich später mitgebracht. Du hast mich nach Hause begleitet, hast gesagt, allein sei es zu gefährlich – "

Impulsiv wandte sie sich ihm voll zu: "Aber das mußt du nun wirklich wissen!"

Es waren alles sehr alltägliche Dinge in dem großen Unalltäglichen damals.

"Nach dem Krieg habe ich mich sogar an den Suchdienst gewandt", berichtete sie. "Aber ich wußte doch so wenig von dir, kannte nicht einmal deine Eltern. Reinweg nichts! – Als ich aus dem Gefängnis kam, bin ich wochenlang nur einmal in der Woche aus dem Haus gegangen, zur Polizei, dort mußte ich mich melden. Irgendwann habe ich dann gefragt, wo du bist, was überhaupt mit dir ist. Der Polizist

dort war nicht der Schlechteste, er sagte, du seist in Schutzhaft, vorläufig, aber für so ein junges Fräulein wie mich wäre es entschieden besser, sich nicht dafür zu interessieren. Ich weiß das alles noch ganz genau. Hinterher hatte ich monatelang Angst. Weil ich mir ständig vorstellte, sie holen dich wieder."

Der Mann beobachtete eine Wespe, die ich auf dem Kuchenrand niedergelassen hatte und reglos dort verharrte. Margarethes Stimme klang angenehm ruhig und freundlich. Sie unterbrach kurz ihr Erzählen, und er sah zu ihr hinüber. Das Rot des Schirms, unter dem sie saßen, tönnte ihr Gesicht zartrosa. Die schon etwas harten Konturen der Frau schienen weich zu zerfließen.

"Der Suchdienst hatte Erfolg", erzählte sie und er war verblüfft. "Deine Adresse erfuhr ich, und daß du verheiratet bist und Kinder hast. Aber das war Jahre später, da war ich auch schon verheiratet, und es ging mich nur noch wenig an." Sie lachte auf: "Das war so, wie wenn man heute ein Auto bestellt und zehn Jahre später erstaunt ist, wenn die Benachrichtigung kommt, man könne es sich abholen."

Er war wirklich sehr überrascht. Lange Jahre nach dem Krieg dachte er kaum an sie. Nachdem er gehört hatte, daß sie bei jenem Bombenangriff umgekommen war, lief er einige Wochen in sich gekehrt herum, er hatte sich oft vorher ihr Wiedersehen ausgemalt.

Aber dann wartete viel Arbeit auf ihn.

Er fragte nach Professor Vischer.

"Wußtest du nicht, daß er in Bergen-Belsen umgebracht wurde? – Dort haben sie jetzt auch eine Gedenkstätte. Mein Bruder hat mir Bilder geschickt ... Auf einer Gedenktafel ist ein Bild von ihm angebracht, gleich neben dem Bild von Anne Frank."

Er hat es nicht gewußt. – Er erinnert sich nur einer Unsicherheit, die ihn stets in Professor Vischers Gegenwart angefallen hatte. Wie er den Älteren unauffällig betrachtet hatte, über den kleinen Volksempfänger hinweg, um den sie manchmal zu zehnt saßen.

Wegen Margarethe war er unsicher gewesen. Wie ihre Augen noch schwärzer und zugleich leuchtender schienen, wenn sie Professor Vischer ansah, wie fürsorglich ihre Handbewegungen wurden, wenn sie ihm den Tee reichte. Und lächelte nicht auch der Professor Margarethe auf ganz besondere Weise an? Allein mit ihr, wenn sie ihre Nase liebevoll an seinem Oberarm rieb, wenn sie ihn auslachte, sobald

er auch nur ein Wörtchen des Verdachts aussprach – allein mit ihr fiel der Verdacht in sich zusammen.

"Wenn du wüßtest, wie elend und abgezehrt er auf dem Bild aussieht – " Dreißig Jahre vorher hätte sie beim Erzählen geweint. Jetzt sprach sie nur noch monoton.

"Erinnerst du dich, wie ich dir im Untersuchungsgefängnis die Kassiber hoch in den fünften Stock geschickt habe, in die Frauenabteilung?" fragte er, in seine Erinnerung versunken. "Der Wachtmeister, der das gemacht hat, war schon alt. Jedesmal, wenn er mich zum Verhör geholt hat, hat er gesagt: Student, laß dich nicht unterkriegen, ich sehe schon, du bist kein Verbrecher, solche Brüder kenn' ich, bin hier im Gefängnis alt geworden, solche Brüder kenn' ich an den Ohren. Lach' nicht, Student, wirst noch an mich denken, solche erkennt man an den Ohren!"

Immer noch nachdenklich: "In Sachsenhausen habe ich oft an den Alten gedacht. Wenn ich mir die Ohren der Leute angesehen habe." Dann wird dem Mann bewußt, daß sich diese Gewohnheit das ganze Leben über erhalten hat. Minutenlang war er wieder hundert Jahre entfernt. Die Frau lächelt unsicher: "Möchtest du noch Torte", fragt sie. "Die Schlagsahne muß auch aufgegessen werden, die hält sich nicht."

Abwesend nahm er Tore und Schlagsahne.

"War es sehr schlimm, dort", wollte sie dann wissen. Er wurde hellhörig bei dieser Frage, wie immer, wenn sie so oder ähnlich trivial gestellt wurde. Auch wußte er Margarethes Tonfall nicht zu deuten: Neugier, Interesse, Mitgefühl; es war ja auch egal, warum nur war er so empfindlich.

"Weißt du, man kann das nicht erzählen", antwortete er. Als sie in verständnislos ansah, fuhr er langsam und die Worte wägend fort: "Natürlich kann ich irgendwas erzählen, ich kann darüber sprechen, aber es ist nichts zum Erzählen, weil man so etwas nicht begreifen kann – man kann es hören, kann es aufnehmen, aber nicht begreifen." Leiser noch: "Und ich möchte, daß man das nicht nur einfach aufnimmt."

Die sonne schien sehr warm für diese Jahreszeit in den Garten. Er tupfte sich Schweißtropfen von der Stirn.

"Ich habe versucht, alles zu erzählen," fuhr er ruhiger fort, er war so im Sprechen: "jungen Leuten, bei Jugendweihen und ähnlichen Gelegenheiten. Und da hat mich einmal ein junger Mann gefragt, mußten Sie am Sonntag auch arbeiten, oder hatten Sie am Sonntag frei. Ich habe ihm geantwortet, mal so, mal so, manchmal hatten wir frei, manchmal mußten wir arbeiten – "

Er schwieg. "Seitdem kann ich nicht mehr darüber sprechen."

Bruchstücke dessen, was er nur für sich aufschrieb, was er nie mit jemandem besprach wollte er ihr erzählen. Weil sie doch auch vieles erlebt hatte.

... Die Gesichter der Kameraden während der Nächte im Lager, als die 13.000 kriegsgefangenen Sowjetsoldaten hingemordet wurden. Die Genickschußanlage befand sich direkt hinter der Lagemauer. wie sie al auf den fetten, dunklen Rauch starrten, der sich aus dem Schornstein wälzte.¹⁰ Oder der Schock, als die Schwester in den monatlichen fünfzehn Zeilen schrieb, daß die Cousine Marja in Ravensbrück gestoben war. Er wußte doch, wie man im Konzentrationslager starb. Nun Marja, die immer etwas Eigenbrödlerische. Oder als mit einem neuen Transport die Nachricht vom Tod Professor Patas in Theresienstadt eintraf. Pata, dem mindestens der zweite Besuch jedes sorbischen Studenten galt, der nach Prag zum Studium ging.¹¹ An das Sterben ringsum meinte man gewöhnt zu sein. Und plötzlich traf einen der Tod.

"Na, Hauptsache, du bist durchgekommen", sagte die Frau. Daß ihre Stimme sehr unsicher klang, fast zitterte, hörte er nicht. Er hörte nur: Hauptsache, du bist durchgekommen, und das klang wie: Mußten Sie am Sonntag auch arbeiten, oder hatten Sie da frei.

Im Garten war alles unverändert, an den Bäumen hingen kleine grüne Äpfelchen, die Hecke, die das Anwesen einzäunte, blühte, das Gras stand hoch und saftig. Nur ihn beschlich die Mutlosigkeit. Er wurde ruhig und gleichgültig.

Alles war so fremd. Dieses hübsche Arrangement – der Sonnenschirm mit den weißen Punkten, das Tischchen und die beiden

¹⁰ 1941, in Oranienburg-Sachsenhausen. Es waren sogar 18.000 sowjetische Soldaten.

¹¹ Josef Páta (geboren 27. August 1886 in Leitomischl, Böhmen; gestorben 24. Juni 1942 in Prag) war ein tschechischer Slawist mit den Schwerpunkten Sorabistik und Bulgaristik. Seit 1933 erster ordentlicher Professor für Sorabistik an der Karls-Universität Prag.

1942 wurde Josef Páta nach dem Attentat auf Reinhard Heydrich verhaftet, kurzzeitig in das Konzentrationslager Theresienstadt gebracht und dann auf dem Schießplatz Kobylisy in Prag erschossen.

Korbstühle mit den bequemen Kissen, er hatte das schon vom Fenster des Häuschens alles gesehen, alles war von Margarethe mit großer Sorgfalt vorbereitet – er gehörte nicht dazu.

Er wußte ja, er war ungerecht, sie derart gleichzusetzen, gerade sie. Aber unbewußt hatte er sich viel mehr von ihr und von dieser Begegnung erhofft. Ihr Worte klangen so beliebig ...

Freilich, sie waren einmal eine Strecke Wegs miteinander gegangen. Eine wesentliche Strecke. Aber – an diesem Tag spürte er das besonders stark: gemessen an ihrer beider Leben, dem langen Leben, und gemessen vor allem an ihrem Erleben, war es wenig. Er mußte sich eingestehen: Für ihn saßen unter dem Kirschbaum nicht zwei, die sich einmal sehr gut gekannt, die immer gut aneinander gedacht, die dieser Begegnung so etwas wie Schicksal beimessen wollten, wenn dem sem auch von der Frau etwas nachgeholfen worden war – wo ist ein Schicksal, dem nicht von irgendeiner Seite nachgeholfen wird –, für ihn saßen hier nur eine Frau und ein Mann, beide schon alt, bei Erdbeertorte und Schlagsahne.

"Durchgekommen, ja, da hast du freilich recht", sagte er bedächtig und kam dann wider Willen doch ins Sprechen. Wahrscheinlich weil er schon lange nicht mehr gesprochen hatte.

"Das war damals das Wichtigste, einfach durchkommen, ohne Muselman oder Tier zu werden."

Es war, als spräche er gar nicht mehr mit der Frau. Als müsse er sich selbst etwas bekräftigen. Da ist so vieles an Erinnerungen, an Überlegungen aufgerührt worden, die er schon abgeschlossen wähnte.

"Heute denke ich manchmal, vielleicht hätte man noch etwas mehr machen können, als einfach den Willen zum Durchkommen zu haben." Er nahm das Thema wieder auf, obwohl er zu fühlen vermeinte, daß Margarethe gern anderes hören würde.

"Aber dann denk ich an die, die im Stacheldraht gehangen haben, die in den Zaun gelaufen sind. Und dann weiß ich, es war schon viel, durchkommen zu wollen: menschlich durchkommen zu wollen."

Der Mann schwieg eine Weile und lächelte wieder versonnen in sich hinein: "Was waren wir denn überhaupt, als wir nach Sachsenhausen kamen – junge Männer, Studenten, den Kopf voller Ideale und Träume von heroischen Taten."

"Ja, aber," die Frau war noch unsicherer geworden: "aber wäre es denn besser, eine Straße oder eine Schule wäre nach dir benannt worden, wenn du nicht überlebt hättest?"

Die Sonne erreichte den Garten nicht mehr. Der Mann und die Frau sahen zu, wie in den Gärten ringsum die Kaffeedecken von den Tischen gezogen wurden.

Margarethe erhob sich langsam. Er sah ein kleines trauriges Lächeln auf ihrem Gesicht.

"Ja, es ist selbst in der Erinnerung noch so: bei all dem Schrecklichen dort hatte ich doch die größte Furcht vor den Depressionen, in denen immer wieder der elektrische Zaun lockte."

Dann räumten sie gemeinsam die Gartenmöbel in den kleinen Anbau. Sie sprachen nur die notwendigen, dieser Verrichtung zugehörigen Sätze.

Später bereitete die Frau das Abendbrot vor.

"Du kannst auch auf das zweite und dritte Programm umschalten, ich habe mir eine Riesenantenne aufs Dach setzen lassen", rief sie ihm von der Küche aus zu.

Er mochte nicht. Er öffnete das Fenster, die laue Sommerabendluft füllte den etwas nüchtern wirkenden Raum. Er betrachtete eine dilettantisch gemalte Landschaft über dem Sofa.

Schließlich ging er in die Küche, lehnte sich gegen den Türpfosten und sah ihr zu.

"Was hast du in den Jahren nach dem Krieg gemacht?" fragte sie ihn zwischen Teeaufbrühen und Aufschnittgarnieren.

Er überlegte. Was kann man in der Zeitspanne erzählen, die der Tee zum Ziehen braucht.

"Viel", sagte er. "Besser gesagt, viel Verschiedenes; eigentlich das, was eben notwendig war, was gemacht werden mußte ... und wovon heute keiner mehr denkt, daß es einmal notwendig war."

Er merkte, sie verstand ihn nicht. Er ist eben so ein kauziger Kerl, umständlich, der über Jetscheba fährt, statt auf grader Straße zu kommen¹², alles klipp und klar zu sagen, wie es normale Menschen tun. Statt einfach zu sagen, hier war ich Sekretär, dort Direktor, es

¹² Vermutlich ein sorbisches Sprichwort. – Jetscheba, obersorbisch Jatřob, ist ein Ort im Osten des Landkreises Bautzen in Sachsen und gehört seit 1994 zur Gemeinde Großdubrau. Der Ort liegt in der Oberlausitz und zählt zum Siedlungsgebiet der Sorben.

waren alles solche Tagesaufgaben, und manchmal – das sage ich heute – konnte ich darüber das Wesentliche nicht mehr erkennen.

Beim Abendbrot fragte er sie: "Und du, was hast du in den vielen Jahren gemacht?"

Aber schon während er fragte, wußte er, eigentlich bracht sie nur eine kreisförmige Geste mit der Hand zu machen, und in der Geste eingeschlossen wären das Häuschen, der Trabant und das Fotoatelier.

Jetzt erinnerte er sich, schon im Brief war ihm dieser Ausdruck *Fotoatelier* irgendwie unangenehm gewesen. aber da hatte noch die Freude, die Spannung alles überdeckt.

"Meinen Mann habe ich sechsundvierzig kennengelernt", erzählte sie. "Wir haben dann schnell geheiratet, ich war allein, er war allein. Kinder wollte ich nicht. Wir haben das einzige Fotoatelier hier in der Umgebung." Sie berichtete, wieviel Arbeit an so einem Fotogeschäft hängt. Geld natürlich auch, aber das ließ sie nur so durchblicken. Dann erzählte sie lustige Episoden aus ihrem Fotografenleben.

"Und in dem Häuschen steckt natürlich auch viel Arbeit", sagte sie stolz. "Das will alles gemacht sein, das Haus, der Garten."

Er liebt ja Gärten. Er wohnt mitten in der Stadt, ohne Ausblick auf Grünes ...

"Ja, da bist du also noch das patente Mädchen von damals, das weiß, was es will, die organisiert, was notwendig ist ... – Wie du damals bei der Bank den Leuten das Geld aus Deutschland herausgebracht hast – !"

Und er dachte, heute organisierst du deinen Fotoladen, dein Haus und deinen Garten Warum auch nicht?

Es begann ihn auf einmal zu bedrücken, dieses Haus, vielleicht hatte er auch zu viel Erdbeeren mit Schlagsahne gegessen.

"Du, ich telefoniere meiner Vertretung – ich laß' die Hochzeit morgen sausen", sprach sie eifrig und verschwörerisch auf ihn ein.

Fast überkam ihn Panikstimmung. "Entschuldige," entgegnete er hastig, "entschuldige, aber ich glaube, ich habe mich heute nachmittag im Garten etwas erkältet, die Frühlingstage sind eben doch trügerisch." Er hustete.

Als sie ihn erstaunt ansah, sprach er weiter: "Gegen Mitternacht fährt ein Zug."

Später begann er wieder, im Raum umherzulaufen. Bis Mitternacht waren noch einige Stunden. Die Frau faltete das Tischtuch Kante auf Kante, sie mühte sich lange damit.

"Ich fahr dich dann hin", sagte sie zwischendurch. Er hörte, wie sie ihre Stimme zwang. Sie tat ihm leid. Margarethe, um die er einmal Qualen der Eifersucht erlitten hatte, war jetzt eine alte Frau in einem großen, leeren Haus. Aber er mußte nach Hause.

Bis sie das Auto aus der Garage holte, sprachen beide nicht mehr viel.

Auf der Rückfahrt sah er im Scheinwerferlicht ein Ortsschild vorbeihuschen. "Wenn du jetzt nach links abbiegst, kommen wir bald auf den Kaitzer Weg", sagte er. Er hoffte, sie würde ihn richtig verstehen. Margarethe fuhr zügig weiter.

"Ich rufe dich in den nächsten Tagen an", sagte er. Sie nickte.

Kurz vor der Stadt, ihrer wirklich gemeinsamen Stadt, sagte sie zögerlich: "Man kann nicht wieder dort anfangen, wo man vor dreißig Jahren aufgehört hat –"

Er wußte nicht, ob sie eine Antwort erwartete, hätte auch keine gewußt, also schwiegen sie beide.

Auf dem Bahnhof schon, sagte sie unvermutet und lebhaft: "Aber das Bild mußt du mir wiedergeben!"

Er begriff nicht sofort, was sie meinte.

"Na, das Bild, das ich dir geschickt habe – deine Fotografie."

Er gab sie ihr.

"Vielleicht schicke ich sie dir wieder einmal nach dreißig Jahren", versuchte sie zu scherzen, aber das war für beide kein Scherz, und sie wurden etwas traurig. So fühlten sie sich plötzlich wieder nah. Minutenlang dachte er, jetzt könnten wir in dem stillen Haus sitzen, Tee trinken, auch ohne viel zu sprechen. – Reden in unserem Alter entfernt nur voneinander, grübelte sie, warum eigentlich fahren wir nicht zurück, ich weiß doch, was ihn verstimmt hat, und könnte es jetzt besser machen.

Kalter Wind pfiff über den Bahnsteig. Frühlingstage sind wirklich trügerisch, er fror und dachte an seine Wohnung, dort war es warm, eine Stunde Zugfahrt, dann konnte er sich in sein Bett legen, das ist komisch geworden mit den Jahren: am liebsten schlief er in seinem eigenen Bett.

Auch die Frau fühlte sich müde, sie erinnerte sich an das verbrauchte Wohnzimmer, das mochte sie nicht, nun hatte sie doch vergessen, die Fenster zu öffnen.

"Du hast dich überhaupt nicht verändert", sagte sie. "Ich habe dich heute früh in der Hotelhalle lang angeschaut. Du bist nur älter geworden. Das Gesicht ist genau das gleiche geblieben. Nur ist es auf der Fotografie viel verträumter."

Sie lächelte liebevoll und wie zum Abschied, die temperamentvolle Margarethe: "Dein Gesicht ist schwärmerisch auf dem Bild: Sturm- und Drangzeit."

Dann war der Zug da, er stieg ein, und die Frau ging vom Bahnsteig.

Der dritte Brief kam ein halbes Jahr später.

Lieber Gerhard, ein paar Wochen nach unserem Wiedersehen hatte ich einen Verkehrsunfall. Es war schwer für mich. Man gab mir alle Schuld. Die Fahrerlaubnis hat man mir für ein Jahr entzogen. Aber nur wird es langsam wieder.

Wie geht es Dir?

Viele Grüße, Margarethe

100

Die Fotografie hatte sie nicht beigelegt.



Geschichten für Majka¹³

Der Tag, an dem wir so unglücklich waren, begann wie jeder Sonnabend. – Beim Frühstück las ich im "Sächsischen Tageblatt" von Indianern, die aus Protest gegen Diskriminierung eine Ortschaft besetzt hielten. Ich fand, das Mädchen auf dem danebenstehenden Bild sah gar nicht aus wie eine Indianerin. Eher sehr zivilisiert.

Draußen vor dem Fenster pladderte der Regen. Das Trommeln der Regentropfen auf die Dachrinne hatte uns bereits geweckt. Seitdem ich mit Majka in der Stadt wohne, freue ich mich über verregnete Wochenenden. Früher, bei uns zu Hause auf dem Dorf, war das wenig angenehm, alles drängte sich zusammen in Küche und Wohnzimmer und schleppte Dreck und Nässe ins Haus.

Dann befahl mir Majka, ich solle die Zeitung weglegen und mich mit ihr unterhalten. Ich tat das, abgesehen von den Ferien sind wir nur am Sonnabend und Sonntag zusammen. Während der Woche studiere ich in Berlin, ich werde Lehrer für Mathematik und Astronomie.

Majka berichtete empört über ihre ältere Schwester, die den Eltern und ihrt kürzlich eine Karte geschickt hatte, auf der stand, daß sie nun vermählt sei.

"Von uns kriegt sie kein Geschenk zur Hochzeit", sagte Majka finster, während sie das Frühstücksgeschirr zusammenräumte und entschlossen die Marmeladenbüchse zudrehte. Ich kenne Majka, mag es aber trotzdem nicht, wenn sie kleinlich wird. Sie ähnelt dann sehr ihrem Vater. Als er Vorsitzender der LPG wurde, kaufte er als erstes

¹³ Angela Stachowa: GESCHICHTEN FÜR MAJKA (Halle-Leipzig 1978, S. 8-29)

großartige Möbel für sein Büro, dazu auf den Schreibtisch eine lila Tischrechenmaschine und eine Telefonanlage mit vielen Knöpfchen. Die wurde leider nur in grau geliefert. Dabei war die LPG damals riesig verschuldet. Er kann auch beide Geräte bis zum heutigen Tag nicht richtig bedienen. "Hör auf", sagte ich deshalb zu Majka. "Erstens geht uns das nichts an, zweitens ist das die Sache deiner Schwester, und drittens schenken wir ihr sowieso was."

Wir beide, Majka und ich, hatten eine große Hochzeit. Das war vor zwei Jahren, als ich von der Armee zurückkam. Die Feier fand im Haus von Majkas Eltern statt, mit vierundsechzig Gästen und Hochzeitsbitter. Majka wünschte dies so. Wenn ich ehrlich sein soll: Ich finde es etwas bedrückend, so viele Menschen drei Tage lang feiernd um mich haben zu müssen.

Am glücklichsten war am Hochzeitstag Majkas Mutter. Es grämte sie nur, daß Majka nicht die Hochzeitstracht anziehen wollte, sie hatte sich das all die Jahre so schön ausgemalt. – Majka trug ein langes, weißes Spitzenkleid. Und auf dem Kopf keinen Schleier, sondern einen breitkrepigen weißen Hut. Majka war damals neunzehn Jahre alt und erweckte den Eindruck eines kleinen Mädchens, das Braut spielt. Ich liebe Majka.

Tatsächlich sah es etwas ungewohnt aus, wie wir durch das Dorf liefen: vornweg oder seitlich der Hochzeitsbitter, dann Majka mit dem Hut und ich, dahinter ihre Mutter mit der schwarzweißen Tracht und Majkas Vater, schließlich paarweise die vielen Gäste, darunter auch ein paar alte Frauen in sorbischer Tracht.

Nachdem Majka das Geschirr in die Küche geräumt hatte, wuschen wir es gemeinsam und friedlich schweigend ab. Was an Besonderem in der Woche passiert ist, erzähle ich immer schon am Freitagabend, wenn ich nach Hause komme. Majka tut das ebenso, wir springen von einem Thema zum anderen und unterbrechen einander dauernd. Es gibt keinen Freitag, an dem wir vor ein oder zwei Uhr schlafen. Wahrscheinlich sind wir deshalb am Sonnabend schweigsamer als sonst. Nur daß ich Majka auch an diesem Tag einfach nicht in Ruhe lassen kann und sie mich öfter abwehren muß.

Es war schon fast Mittag, als wir alle diese Hausarbeiten beendeten. Majka wünscht um sich herum keine Unordnung, sie begründet das

sehr entschieden mit solchen Sätzen, die sie sich irgendwo anlas, wie: ohne äußere Ordnung hat man auch keine innere Ordnung. Ich glaube eher, dies ist eine Reaktion auf ihre Kindheit, da ging es manchmal knapp am Chaos vorbei.

Wir stellten fest, daß bis zur Busabfahrt nur noch eine Stunde blieb. Da beschloß Majka plötzlich, nicht zu den Eltern zu fahren. Ich hatte leichte Bedenken: Meine Mutter wartete mit dem Mittagessen, Majkas Eltern mit Kaffee und Kuchen. Aber Majka umarmte mich und flüsterte mir ins Ohr, wir sollten auch einmal an uns denken. Und um es ehrlich zu sagen: eigentlich war ich froh über diesen Entschluß. Wir begannen verschwörerisch wie Kinder zu kichern. Solch ein verregnetes Wochenende enthebt auf unkomplizierte Weise von vielen Verpflichtungen, man läßt sich freundlich treiben.

Ich bin seit dem Jahr unseres Einzugs am liebsten in unserer Wohnung in dem großen Mietshaus in der Altstadt von Kamenz.¹⁴ Sie liegt direkt unter dem Dach: ein großes Zimmer, eine kleinere Küche und eine Speisekammer, die wir in den Sommerferien zu einem Bad ausbauen wollen. In den Räumen sind noch nicht viele Möbel, im Wohnzimmer nur eine breite Liege, ein Tischchen und zwei Sessel; außerdem ist dort ein riesiger Teppich, den wir zur Hochzeit bekamen. Ich glaube, so gern kann man eine Wohnung nur nach den vielen Internatsjahren haben: Oberschulzeit, Armee, und in Berlin wohne ich auch im Wohnheim.

Majka ist Kindergärtnerin. Sie arbeitet seit einem Jahr in einem neueröffneten Kindergarten und hat schon eine eigene Gruppe. Manchmal fotografiert sie ihre Kinder und zeigt mir dann die Bilder. Wegen der gleichen Berufe bezeichnen uns viele als ideales Par. Auch, da wir uns von Kindheit an kennen und einander sogar etwas ähneln.

Nach dem Mittagessen legten wir uns auf die Couch. Wir nahmen uns fest vor zu schlafen. Natürlich wurde daraus nichts. Auch das ist jeden Sonnabend so.

Später fror Majka. Sie zog sich den Bademantel über und legte sich wieder neben mich. Ich war müde und wollte schlafen, Majkas Kopf auf meiner Brust. Aber Majka bestand darauf, zu besprechen, wann wir ein Kind haben würden. Darüber reden wir seit unserer Hochzeit:

¹⁴ Im Original leicht verfremdet: "Kramenz".

soll es nach Beendigung meines Studiums kommen oder noch vorher, und in welchem Studienjahr dann.

Eigentlich überlasse ich das alles Majka. Manchmal sagt sie, wir sollten es gleich machen. So spricht sie immer nach irgendwelchen Eifersuchtsszenen. Auch die gibt es bei uns. Einmal empfing sie mich am Freitag ohne Gruß und beschuldigte mich bereits an der Wohnungstür weinend, genau in dieser Woche hätte ich sie betrogen. Sie sei in der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag aufgewacht und wußte in diesem Augenblick, daß ich in Berlin mit einer anderen im Bett läge. Dazu nannte sie den Namen eines überaus dicken Mädchens meiner Seminargruppe, wahrscheinlich hatte ich ihn in einem Gespräch erwähnt. – Sie quält sich herum damit. Ich tue alles, um ihr das auszureden, aber nach drei, vier Monaten fängt sie wieder damit an. Wenn sie sich dann beruhigt hat, ist die Quintessenz aller Streiteien, als Vater eines Kindes mit Majka würde ich mich mehr schämen, sie zu betrügen. Natürlich verstehe ich Majka, fünf Tage allein zu sein mit allen Gedanken wird schwierig für sie. Nur fehlt mir manches Mal ob dieser ständig gleichen Szenen die Geduld, ich werfe die Tür hinter mir zu und laufe weg.

105

Dabei sieht Majka eines nicht: Sicher fühle ich mich nur bei ihr. Ich hatte vorher auch andere Mädchen, Majka fragt mich öfter darüber aus, und über einigie Affären mußte ich von Anfang bis Ende berichten. Es kam aber schon vor, da ich mir einfach Geschichten dazu ausdachte. Geschichten für Majka.

Majka wird nicht verstehen, daß die Sache mit anderen Mädchen auf verschiedene Weise immer seltsam kompliziert war: freudlos danach, ohne Zärtlichkeit oder überhaupt mißglückt. – Besonders eifrig forscht sie meiner Armeezeit nach, die liegt für sie vollkommen im Dunkeln. Ich war damals in Erfurt stationiert, und natürlich sind wir so oft wie nur möglich zum Tanz und Trinken gegangen, wer Kasernen und das ganze Drum und Dran kennt, kann das verstehen. Nur wollten die Erfurter Mädchen in der Regel keine Soldaten. Einmal nahm mich eine Elke mit zu sich, ich war angetrunken und konnte später nicht einmal mehr den Weg zu ihrer Wohnung beschreiben. – Mir ist von jeher diese Prozedur des ersten Ausziehens peinlich, jeder für sich, in einer Ecke, und um die Verlegenheit zu überdecken, fällt man dann übereinander

her, verkorkst die Situation schon von Anfang an. Nur mit Majka war es immer anders.

Das sind auch unsere Sonnabendnachmittagsthemen, in gemilderter Form, eben für Majka. Schließlich schliefen wir beide doch noch ein.

Ich erwachte, als es draußen bereits dunkelte. Majka lag schwer auf meinem Arm. Einige Sekunden lang befand ich mich wieder in dem Zustand, den ich schon ein paarmal erlebt hatte: Ich betrachtete Majka, das Zimmer und die wenigen Möbel wie ein Fremder, ich konnte das alles nicht einordnen. Und vor allem wußte ich plötzlich Majkas Namen nicht. Ich fürchtete, sie falsch anzusprechen, einmal war das passiert, und die Folgen hatten sich mir eingepägt. Dann wandte Majka mir den Kopf zu und lächelte mich an, und meine Beklemmung löste sich. Ich war wieder in dieser Welt.

Wir rätselten, wie spät es wohl sein mochte. Majka griff nach oben auf das Wandbrett und schaltete das Radio ein. Dort liefen gerade die Achtzehnuhr-Nachrichten. Wir lagen da, und vom Kachelofen strömte Wärme zu uns herüber.

"Ach, wie gut wir es haben", sagte Majka plötzlich und drückte sich eng an mich. Ich streichelte sie.

Ich empfand auch: wir haben es gut. Überhaupt und miteinander. Es gibt Momente, da fällt alles Kleinliche ab, das Dumme verkleinert sich zu angemessener und realer Größe, und die Dinge bekommen ihre richtige Rangordnung. Man wird dann innerlich ganz ruhig.

Mir ist auch, als kenne ich dieses Gefühl erst, seitdem ich Majka besitze. Man kann streiten über diesen Ausdruck: besitzen; mir macht es Spaß, so zu denken, und Majka wohl auch. – Aufgewachsen sind wir im selben Dorf, Majka zwei Gehöfte weiter, besuchten dann die gleiche Oberschule und wohnten in einem Internat. Echte Sorgen und Probleme hatten wir eigentlich nie; Abiturangst, Prüfungen und Eifersüchteleien kann man als solche nicht bezeichnen. Andererseits ...

Ich kitzelte Majka, und so kamen wir endlich hoch von unserer Couch. Dann sammelten wir die herumliegenden Sachen auf, und ich zog Majka das Hemd über, die Bluse, die Hose, und alles nur, weil ich sie immer wieder anfassen wollte. Im Scherz nennt mich Majka manchmal ihren taktilen Typ.

Wir einigten uns darauf, daß Majka allein das Abendbrot vorbereiten würde. Ich holte das Taschenbuch der Mathematik und ein paar Hefter aus der Reisetasche und schob meinen Sessel in die Nähe des Kachelofens. Im Radio erklärte ein Mann Spirituals. Ich horchte darauf ...irgendwann bei Regenwetter irgendwo im Süden ... Es fiel mir an diesem Sonnabend schwer, mich auf Darstellende Geometrie und die Art und Weise ihrer Vermittlung an Kinder zu konzentrieren.

Dann dachte ich darüber nach, was für eine Vorstellung Majka sich von meinem Leben in Berlin macht. Sie besuchte mich zweimal, aber das gab nur Ärger. Da wir kein Hotelzimmer fanden, übernachtete sie unangemeldet im Wohnheim, der Hausmeister entdeckte das und wollte sie 'rauswerfen, uns rettete nur, daß wir schon verheiratet waren.

Wenn ich sage: in Leben, so scheint es mir nachträglich tatsächlich so, daß es zu Anfang des Studiums in zwei zerfiel: eines in dem mir neuen Berlin und eines mit Majka in dem sattsam bekannten Kamenz mit seinen fünfzehntausend Einwohnern. Am Wochenende fuhr ich öfter nicht nach Hause und erzählte Majka von NAW-Einsätzen¹⁵ und Prüfungsvorbereitungen. Von Woche zu Woche war ich verrückter nach Majka, ich hatte Sehnsucht nach ihr, in unserer Wohnung war Ruhe, und es tat sich dort, was ich wünschte. Vielleicht bin ich auch kein Student, wie er im Buche steht.

Jetzt gibt es öfter Wochen, da ist mir das Wohnheim einfach zuwider. Von Montag bis Freitag herrscht dort ein steriler Rhythmus: vier Mann in einem Zimmer von vierzehn Quadratmetern, dazu entsprechender Gestank; abgesehen von den Prüfungszeiten, in denen sich jeder mit seinen Lehrbüchen in eine stille Ecke verkriecht, weiß man nach neunzehn Uhr kaum nichts mit sich anzufangen. Dieses beengte Zusammenleben wirkt lähmend. An Schlafen ist vor zwölf kaum zu denken, Immer wieder trampelt jemand in das Zimmer, meist bleibt dann nur die Abendmensa mit dem ewigen Bauernfrühstück oder die Kneipe mit den Grand ouverts an den Wänden und dem wäßrigen Bier. Dort sieht man wenigstens noch ab und zu neue Gesichter. In der Wohnheimbar tummeln sich immer die gleichen

¹⁵ Das Nationale Aufbauwerk (NAW) der DDR war eine im November 1951 gegründete und von der Nationalen Front getragene Aktion zur freiwilligen, gemeinnützigen und unentgeltlichen Arbeit, die ursprünglich Bauvorhaben in Ost-Berlin realisieren sollte und dann auf die gesamte DDR ausgeweitet wurde.

Leute, vor allem die gleichen Mädchen, abends um acht ist schon abzusehen, wie die Stunden bis früh um sieben verlaufen.

Aus dem Radio kamen längst andere Lieder, mir aber ging diese eine Zeile nicht aus dem Sinn: *irgendwann bei Regenwetter irgendwo im Süden*. Ich sah zum Fenster. Durch die Gardinen war nichts zu erkennen. Sicher regnete es noch. An solchen Tagen erwacht man durch Regen und schläft damit ein.

Ich schrak zusammen, als Majka hereinkam. Die Musik gefiel ihr nicht, sie stellte einen anderen Sender ein. "Du machst ja gar nichts", sagte sie. "Sitzt da und starrst. Ich denke, du hast Prüfungen."

Majka hat manchmal einen Tonfall, der mich anregt nachzudenken, ob ich sie immer lieben könnte. Wenn sie zum Beispiel eines Tages noch spitzer und vorwurfsvoller spräche. Oder satter und abgesättigter. Vor allem über Dinge, die nicht die ihren sind. – Ich zog sie auf meinen Schoß und küßte sie.

Es war schon acht, als wir uns anzogen, um spazierenzugehen. Nach dem Tag nur in der -wohnung begannen wir uns unangenehm zu fühlen. Draußen trieb der Wind die Regentropfen schräg vor sich her. Ich zog Majka die Mütze tiefer ins Gesicht und drückte sie eng an mich. Über uns hielt ich den Regenschirm.

Wir liefen die Reichenstraße entlang, die Schaufenster waren alle beleuchtet. Majka zeigte auf Kleidungsstücke und goldene Ketten und erzählte von den Kolleginnen, die diese besaßen. Am Obermarkt vor dem Radiogeschäft beschlossen wir endgültig, im nächsten Monat den Plattenspieler zu kaufen.

Dann liefen wir hinüber zum Stadtpark. Der Regen fiel weiter dicht und stetig, es hatte den Anschein, als würde er nie nachlassen. Auf meinen Vorschlag, eine Runde durch den Park zu rennen, reagierte Majka unwillig. Sie fror und wollte wieder nach Hause.

Ihre Stimmung änderte sich plötzlich, als wir am Café Süd vorbeikamen. Sie blieb stehen und hängte sich an meinen Arm. "Ich möchte mit dir eine Flasche Sekt trinken gehen, ich hab' noch nie einfach so Sekt getrunken." Solche Ausbrüche sind mir an Majka nicht unbekannt, von einer Minute zur anderen wird sie lebhaft und absolut unwiderstehlich.

Im Café lärmten die Leute, und die Luft war voller Zigarettenqualm. Diese Gaststätte gehört zu den schlechteren, aber von den insgesamt acht in der Stadt werden vier um achtzehn Uhr geschlossen.

Wir fanden noch zwei Plätze an einem Tisch. Majka biß sich vor Begeisterung auf die Unterlippe, als sie neben dem Büfett die Dreimannkapelle entdeckte. "Ist das schön," flüsterte sie mir ins Ohr: "Tanz –!"

Die Kapelle spielte schwungvoll falsch. Ich kannte einen der drei Musiker, er wohnte früher ein paar Dörfer weiter. Meine Mutter erzählte irgendwann, er arbeite jetzt als Monteur beim Waschmaschinenservice. Der Sekt wurde großartig im Kübel gebracht und mit lautem Knall geöffnet, nur war er noch lauwarm. Aber in dieser Gaststätte hatte es wenig Sinn, sich darüber zu beschweren, man riskierte nur eine dumme Antwort des Kellners. Auch das Publikum gefiel mir nicht, es war jenes zusammengewürfelte solcher halbschrägen Cafés. Viel lieber wäre ich mit Majka durch die windigen Straßen von Kamenz gelaufen.

Majka bestand dann gleich darauf, mit mir zu tanzen. Die Fläche war sehr klein und nicht für solche Vergnügungen gedacht, tagsüber stehen dort Tische und Stühle, die Paare stießen einander immerzu an.

Als wir von der Tanzfläche zurückgingen, entdeckten wir einen ehemaligen Schulfreund. Er kam zu uns an den Tisch und umarmte uns vor Wiedersehensfreude. Majka rief dem Kellner laut zu, er solle noch einen Hocker und ein drittes Sektglas bringen; als dieser nicht reagierte, lief sie selbst zum Büfett und schleppte beides heran.

Jan, mit dem zusammen wir Abitur gemacht hatten, erzählte uns von Leipzig und seinem Veterinärmedizinstudium. Er behauptete auch, gar nicht verwundert zu sein, daß Majka und ich verheiratet sind. Als die Kapelle wieder zu spielen begann, forderte er Majka auf. Sie sah mich fragend an, und als ich nickte, hängte sie sich lächelnd an Jans Arm.

Eine Weile beobachtete ich Jan und Majka, dann verschwanden sie hinter anderen Paaren, ich wandte mich zurück. Die beiden Männer an unserem Tisch hatten Bier und Schnaps vor sich stehen. Sie mochten gleichaltrig sein, zwischen dreißig und fünfunddreißig, und beide der Typ, der öfter in solchen Cafés herumsitzt. Bisher hatte sie noch keine fünf Sätze miteinander gewechselt. Ich empfand sie sofort als

unsympathisch, sie mich wahrscheinlich auch, und dieses Gefühl begann zwischen uns zu schwingen. Majka mit ihrem lockeren Geplapper fehlte mir. Der eine machte einen vierschrötigen Eindruck, er hing mit aufgestützten Armen über dem Tisch und sah stumpfsinnig auf die Vase mit den Kunstblumen. Nur manchmal hob er den Kopf und blickte hinüber zu den Tanzenden. Auffallend an dem anderen waren die rötlichblonden Haare und die vielen Sommersprossen im Gesicht. Außerdem starrte er mich ausdauernd und aufdringlich an.

Dann murmelte der Vierschrötige mit schwerfälliger Zunge: "Was die an unserem Tisch wendisch zu quatschen haben – "

Es ist jedesmal dasselbe: Ich zucke zusammen und beginne dann innerlich zu zittern, sobald ich den Ausdruck: *wendisch* und den entsprechenden, mir in allen Variationen bekannten Tonfall dazu höre. Minderwertigkeitsgefühle, was das anbetrifft, sog ich wahrscheinlich schon mit der Muttermilch ein. Oder bekam es als Erbmasse mit. Ich habe viel darüber nachgedacht und glaube wirklich, daß sich in den Erbanlagen der Menschen eines Volkes, das über tausend Jahre unterdrückt wird, etwas verändert. Woher käme sonst dieses Lammhafte und Ergebene. – Aber ich mag nicht darüber sprechen. Dieses gehört nicht zu den Themen, über die man spricht. Und außerdem: So kraß und genau stellen sich die Dinge nur manchmal dar. Wie eben an diesem Sonnabend.

Ich tat, als hätte ich nichts gehört. In solchen Situationen befehle ich mir immer: Ruhig bleiben. Sie wissen es nicht besser. Das sind einzelne. Das steckt drin in denen. – Und ähnliches Zeug.

Auch der Rothaarige reagierte nicht. Er starrte mich nur weiterhin unverwandt an. So wie man Mäuse nach medizinischen Versuchen beobachtet.

Die Kapelle hörte auf zu spielen, und Jan führte Majka an unseren Tisch zurück. Majka machte einen nachdenklichen Eindruck, sie sah mich nur flüchtig an. Ich überlegte, was Jan ihr wohl erzählt haben mochte. – Majka war während unserer Oberschulzeit eins der begehrtesten Mädchen. Obwohl sich niemand so richtig an sie herantraute, während man mit anderen wenig Umstände machte. Woran das lag, kann ich auch heute nicht sagen. Vielleicht sehe ich Majka überhaupt ganz falsch, bisher habe ich kaum darüber nachgedacht, wichtig ist, daß sie einfach da ist.

Sie trank in großen Zügen ihr Glas Sekt aus, während sich Jan im Lokal umsah. Mir fiel auf, daß die beiden Männer uns abschätzig musterten.

Ich dachte an die vorangegangene Szene und streichelte leicht Majkas Handrücken. "Amüsiert dich gut? Ist ja richtig, daß wir am Wochenende mal was anderes machen. – Kannst du nicht auch mit deinen Kolleginnen tanzen gehen – damit du nicht immer allein zu Hause sitzt ..."

So gut kannte mich Majka mittlerweile schon, daß sie mich daraufhin irritiert ansah. Tatsächlich sagte ich jetzt einfach, was mir so gerade in den Sinn kam, nur nicht das Eigentliche. Wozu sollte ich sie beunruhigen, noch dazu in einer Sache, die es wohl nicht wert war.

"Ist was?" fragte Majka.

"Ich bin müde. Wir sollten nach Hause gehen, ich muß morgen zeitig aufstehen und für die Prüfung lernen."

Majkas Gesicht verzog sich enttäuscht, und auch Jan wollte unbedingt noch einmal mit Majka tanzen. Also blieben wir sitzen.

Der Kellner brachte wieder Bier und Schnaps für die beiden Männer und machte Striche auf die Bierdeckel. Ich stand zugleich mit Jan und Majka auf und ging zur Toilette. Allein konnte ich nicht einmal die bloße Anwesenheit der beiden ertragen. Außerdem wußte ich, daß ich etwas tun mußte, wenn sie noch einmal etwas derartiges sagten. Und ich wollte nichts tun.

Auf der Toilette war ich allein. Eine ganze Weile stand ich vor dem Waschbecken und lauschte in den Gastraum hinüber. Erst als keine Musik mehr zu hören war, lief ich langsam zurück.

Jan verabschiedete sich eben von Majka, er wollte noch zu seinen Eltern und mußte den letzten Bus erreichen. Wir verabredeten uns für das nächste Wochenende, auf Majkas dringlichen Wunsch sollte er sich unsere erste Wohnung ansehen.

Nun saß nur noch Majka neben mir, und ich fühlte mich sehr verlassen. Majka winkte dem davongehenden Jan noch einmal zu, dabei meinte sie zu mir: "Ist das nicht ein Zufall, daß wir uns nach vier Jahren ausgerechnet hier treffen?"

Instinktiv hatte ich von dem Vierschrötigen etwas erwartet, solche Leute lassen nicht nach, und schrak trotzdem zusammen, als er den Kopf hob und viel lauter als vorher und lauernd böseartig sagte: "Das

wendische Gequatsche müßte verboten werden. Eine Landplage ist das in dieser Stadt."

Nur ich bemerkte, wie auch Majka zusammenzuckte. Langsam nahm sie ihre Hand herunter. Ich weiß nicht, wie lange die abwartende Stille an unserem Tisch währte. Die Leute von den Nebentischen sahen neugierig zu uns herüber, laut genug hatte der Dicke gesprochen.

Plötzlich begann der vor sich hin zu lachen. Nach einer Weile wandte er sich an den Rothaarigen: "Das ist ein Schätzchen, was, Wolfgang, läßt ihren Alten hier sitzen und haut mit dem andern ab. Aber verdenken kann man ihr das ja nicht." Bei jedem Wort lachte er unentwegt breit. Er erhob sich und schob den Stuhl geräuschvoll zurück. Dabei schwankte er, und ich bemerkte, wie betrunken er schon war. Er versuchte eine Verbeugung vor Majka und murmelte die Aufforderung zum Tanz.

"Nein, mit Ihnen tanze ich nicht", sagt Majka. Sie straffte die Schultern und reckte das kleine Kinn vor. "Ich tanz nur mit meinem Mann."

Majka sah sehr schön aus an diesem Abend. Sie trug einen hellgrünen, am Hals weit ausgeschnittenen Pullover, dazu einen gleichfarbigen Rock. Der Pullover war aus ganz dünnem Material und eng anliegend. Um den Hals hatte sie ein kleines Schaumgoldkettchen getan. Das dunkelblonde Haar hatte Majka locker aus dem Gesicht gekämmt und im Nacken zu einem langen, dichten Zopf geflochten. Durch die Blässe und Angespanntheit ihres Gesichts wirkten die braunen Augen fast schwarz.

Der Mann ließ sich auf seinen Stuhl zurückfallen. Schwerfällig setzte er sich zurecht wie vordem und blickt Majka mit tückisch verengten Augen an. "Das ist ein Schätzchen, was, Wolfgang?" wiederholte er noch einmal.

Ich überlegte krampfhaft, wie wir am schnellsten wegkämen, selbst wenn er jetzt ruhig war, so würde er doch weitermachen, ich kenne solche Typen. Auch Majka half mir nicht sie behielt ihre stolze Haltung eines kleinen Mädchens bei, trug den Kopf hoch und sah den neugierigen Leuten an den Nachbartischen gerade ins Gesicht.

Dann hörte ich den Vierschrötigen wieder sprechen. "Aber mit dem kannst du es, was," sagte er und wies in die Richtung der Tür, durch die Jan das Lokal verlassen hatte, "und mit dem auch, oder vielleicht

mit dem, oder mit dem" – er brabbelte dummes Zeug und zeigte wahllos auf verschiedene Männer in der Runde. Von irgendwoher hörte ich unterdrücktes Lachen.

Die Lust, der kleinen Majka Boshaftigkeiten zu sagen, war dem Mann vom Gesicht abzulesen. Noch einmal wedelte er mit der Hand durch die Luft, als verscheuche er etwas, dann ließ er sie schwer auf den Tisch klatschen. "Aber laß mal, es gibt ja noch genügend andere wendische Nutten."

Erst jetzt sah Majka mich an. Auf ihrem Gesicht stand ein kleines Lächeln, als hätte sie einfach vergessen, ernst zu werden.

Ich hätte längst etwas sagen müssen. Dabei war ich schon ganz verkrampft von diesem Zwang, etwas tun zu müssen. Warum nahm ich alles so hin ... – Der rothaarige Wolfgang feixte. Einen Moment lang wußte ich nicht, wen von beiden ich schlagen sollte, er war bei weitem nicht so betrunken wie sein vierschrötiger Freund.

Ich schluckte und sagte dann: "Jetzt ist aber Schluß! Ich muß Sie wohl nicht darauf aufmerksam machen, daß wir eine Verfassung haben und die Garantie menschlicher Grundrechte für die nationale Minderheit ..." Bei jedem Wort wurde mir jämmerlicher. Meine Stimme kam nicht an gegen die massive Brutalität, die von den beiden ausging. Selbst Majka sah weg. Und das war, glaube ich, das schlimmste.

Der Mann unterbrach mich gelangweilt und zugleich mit Freude an der erneuten Herausforderung: "Einen feuchten Kehrriech hast du – du halbe Portion." Fast hatte es den Anschein, als spielte er ein kleines Spiel mit uns, mit Majka und mir. Ich beobachtete noch, daß sein Mund nach dem letzten Wort leicht offenstand, als erwartete er etwas, dann nahm er sein Glas Bier und kippte es mir ins Gesicht.

Von diesem Augenblick an war ich weder erregt noch verkrampft. Es verging einfach die Zeit, die ich brauchte, um die Flüssigkeit aus den Augen zu blinzeln, das Taschentuch herauszuholen und mir Gesicht und Haare abzutrocknen. Auch der Pullover und das Hemd darunter waren naß.

Dann faßte ich Majka an der Hand, zog sie vom Stuhl hoch und nahm auch ihre Handtasche: "Komm jetzt." Ich zerrte Majka hinter mir her durch das Lokal. Im Unterbewußtsein registrierte ich, daß die Kapelle nicht mehr spielte und alles auf uns beide sah. Am Büfett

tuschelten der Gaststättenleiter und eine verschüchtert aussehende Serviererin.

Von meinen Haaren tropfte ab und zu noch Bier herunter. Ich verlangte das Telefon. "Ich will die Polizei anrufen", sagte ich dazu.

Der Gaststättenleiter sah mich an und warf dann einen Seitenblick auf die Serviererin. Er hatte das Gesicht eines Kneipers, der von den hundert Kilo Fleisch täglich zwanzig verschiebt und die Weltordnung und die Menschen in ihr mit dieser Elle mißt. "Wir haben hier kein Telefon", antwortete er.

Majka rief plötzlich sehr laut: "Aber dort steht doch eins", und wies auf den Nebenraum. Durch die geöffnete Tür sah man auf einem Schreibtisch ein Telefon stehen. Ich war nur überrascht, Majka zu hören. Während der Gaststättenleiter und ich uns mit Blicken maßen und wir beide wußten, daß er log, hatte ich sie vollkommen vergessen.

"Nun geben Sie doch schon Ruhe", sagte er ärgerlich. "Polizei anrufen. Was soll denn das. Sie sehen doch, die beiden sitzen schon wieder ganz ruhig da. Gehen Sie schon nach Hause."

Majka kümmerte sich nicht um ihn und nicht um mich, sie machte sich heftig von meiner Hand los und drängte hinter das Büfett zu dem Büroraum. Der Gaststättenleiter stellte sich ihr in den Weg und sah sie drohend an. "Wenn Sie unbedingt telefonieren wollen, dann gehen Sie in eine Telefonzelle. Von hier aus nicht."

Die Leute im Lokal beobachteten uns neugierig. Sie tuschelten miteinander. Ich hatte auf einmal den Eindruck einer kalten Mauer, vor der Majka und ich standen. Sowas ist mir nicht unbekannt: Es bilden sich diese Fronten manchmal ganz plötzlich, ich erlebte das nicht zum ersten Mal.

Wiederum nahm ich Majka fest an der Hand, holte unsere Mäntel, und wir verließen die Gaststätte. Draußen auf der Straße zogen wir uns an. Noch immer regnete es gleichmäßig. Ohne uns anzufassen, liefen wir nebeneinander den Weg nach Hause. "Mach doch deinen Mantel zu, du wirst dich erkälten", sagte Majka irgendwann. Ich antwortete nicht und knöpfte auch nicht an meinem Mantel herum.

Als erstes empfand ich in unserer dunklen Wohnung die Wärme des Kachelofens. Ich schaltete die Lampe über der breiten Couch an, auf dem Tischchen daneben lag noch die Zeitung mit dem Indianerbild. Ich nahm sie und zerknüllte sie zu einem Papierball. Dann schraubte ich

die Ofentür auf und stopfte den Ball hinein. Majka sah sich das alles von der Tür aus an. Später verließ sie das Zimmer, wahrscheinlich ging sie in die Küche. Ich war ihr dankbar dafür, ich konnte sie jetzt nicht sehen.

Ich legte mich auf die Couch, verschränkte die Arme unter dem Kopf und starrte vor mich hin. Die Stille ringsum war riesengroß, Dielenbretter knackten nicht, kein Rascheln, auch Majka hörte ich nicht. Ich schaltete das Radio an – plötzlich drehte ich die Lautstärke auf, soweit es nur ging. Dann legte ich mich wieder zurück und schloß die Augen; ich spürte die laute, grelle Musik: *...bei mir bist du schejn ...*

Es dauerte keine Minute, bis Majka in das Zimmer stürmte. "Bist du wahnsinnig geworden, um diese Zeit, gleich kommen die Nachbarn!" schrie sie und sah dabei wieder ihrem Vater ähnlich. Sie ging auf das Radio zu.

"Faß es nicht an", sagte ich. "Ich werde dieses Lied so zu Ende hören." Ich sprach nicht übermäßig laut, aber Majka wußte wohl trotzdem, da ich sie auch schlagen würde, wenn sie nur einen Schritt näher käme.

Majka setzte sich langsam in den Sessel am Ofen, und ich schloß wieder die Augen. Als das Lied zu Ende war, schaltete ich den Radioapparat aus. Dann legte ich mich auf den Bauch und wühlte den Kopf in die Kissen. – Sollen sie doch kommen. Sollen sie doch alle kommen. Wir gehen immer brav nach Hause.

Vielleicht murmelte ich das auch vor mich hin. Etwas später merkte ich, daß ich gleich einschlafen würde und rappelte mich langsam hoch. Majka saß noch immer regungslos im Sessel, sie sah blaß und müde aus. Einen Moment lang war ich wieder überrascht, in meiner Umgebung einen Menschen vorzufinden. Ich dachte daran, wie ich mir früher vorgestellt hatte, wie es ist, wenn ich eine Frau liebe: Mit einem Schlag wäre ich besser, klüger, mutiger, unternehmungslustiger.

"Geh schlafen", sagte ich zu ihr. Ich konnte sie nicht trösten. Ich wollte nur, daß für sie das Leben weiterginge wie vorher.

Sie stand auf und begann das Bettzeug über die Couch zu breiten, als brauchte sie so eine Anweisung. Ich nahm mein Kopfkissen und die Steppdecke weg von dort. "Ich kann hier nicht schlafen", murmelte ich.

Ich trug unsere beiden Sessel in die Küche und stellte sie einander gegenüber auf. Dann ging ich noch einmal zurück, um das Radio zu holen. Majka stand am Fenster und sah hinunter auf die Straße. Ich fragte sie, ob es noch regnete, und sie nickte als Antwort.

In der Küche war es kalt, in diesem Raum steht kein Ofen. Ich drehte beide Flammen des Gaskochers an und begann mich auszuziehen. Dann saß ich in meinen Sesseln, zugedeckt bis zum Hals, und sah auf die beiden grünblauen Flammenkränze. Als ich den Regen hörten wollte, drehte ich das Radio ganz leise.

Ich wollte gern an nichts denken. Und wenn ich schon denken mußte, dann an angenehme Dinge. Es fielen mir aber nur solche schrecklichen Begebenheiten ein wie jener Traum aus der Kindheit, den ich damals in Abständen völlig gleich immer wieder träumte: Ich lief durch menschenleere Hallen, die immer größer wurden, und versuchte zu schreien. Aus meiner Kehle kam aber nur ein Flüstern. Ich mühte mich verzweifelt, inzwischen erreichte mich mein Krächzen vielfach verstärkt als Schall und riß mir in den Ohren. Und ich lief und lief und flüsterte, und die Hallen wurden immer größer, und kein Mensch zeigte sich.

Ich holte mir die angebrochene Flasche Wodka aus dem Kühlschrank und schief auch irgendwann ein. Einmal schien mir, als stünde Majka neben mir, doch war ich mir dessen am nächsten Morgen nicht sicher, und so fragte ich sie auch nicht danach.



Australische Romanze¹⁶

Vielleicht passierte die ganze Sache wegen der Hitze, die während der drei Wochen konstant über Poznań lag; sie erwachten täglich bei herrlichem Sonnenschein und fragten mit der Zeit kaum noch nach dem Wetter. Lediglich zweimal regnete es nachts heftig, das merkten sie aber nur an den großen Pfützen frühmorgens, und auch die sog die Sonne bis zum Mittag auf. Dabei war es nie schwül, es wehte ein angenehm frischer Wind. – Oder der schnelle Wechsel der Orte und Umstände trug Schuld: zuerst Dresden mit der Hektik und Abwicklung letzter Studienformalitäten, auch das Zimmer im Wohnheim mußte teilweise ausgeräumt werden, da es den Sommer über als Studentenhotel fungierte, dann übergangslos die ruhig und fast wie Urlaub dahinfließenden Tage in dieser polnischen Stadt. – Thea dachte später manchmal über all die äußeren Umstände nach.

Wahrscheinlich aber lag es an dem falschen Bild von sich, das sie sich die Jahre über bewußt zurechtgebaut hatte. Auf alle Fälle hätte sie nie gedacht, daß ihr das so ohne weiteres und ohne jede Bedenken passieren konnte: Alle Welt, sie selbst inbegriffen, hielt Thea für ein Muster an Vernunft und Disziplin. Ihr kurzer Lebenslauf wies keinerlei Besonderheiten auf: Grundschule, Oberschulbesuch, Abitur; da sie keinen ausgesprochen starken Studienwunsch hatte und ihre Abiturnoten sich durchschnittlich gestalteten, entschied sie sich für das Studium der Arbeitswissenschaften in Dresden. Dadurch kam sie

¹⁶ GESCHICHTEN FÜR MAJKA (a.a.O., S. 32-64)

auch endlich weit weg von dem mecklenburgischen Lübz und der elterlichen Wohnung. Sie zog ins Wohnheim, nach Hause fuhr sie aller drei Monate, außerdem zu Ostern, Pfingsten, Weihnachten und in den Semesterferien.

Ihr Studium absolvierte sie vier Jahre lang mit wachsendem Eifer und Erfolg. Die Anfertigung ihrer Diplomarbeit, Arbeitsplatzstudien in einem Meßinstrumente herstellenden Betrieb Dresdens, machte ihr sogar Freude. als man im Betrieb schließlich Theas Untersuchungsergebnisse würdigte und anerkannte, sich aber außerstande sah, Veränderungen an den untersuchten Arbeitsplätzen vorzunehmen, verbiß sich Thea zum Erstaunen aller in die Realisierung ihrer Ideen.

Wenige Wochen vor Beendigung ihres Studiums heiratete sie, ihr Studieneifer kühlte sich dadurch etwas ab, außer ihr selbst bemerkte das aber niemand. Unter anderem entging sie durch die Heirat einem dreieinhalbjährigen Einsatz in einem mecklenburgischen Betrieb.

Die Unruhe überkam sie am fünfzehnten Tag ihres Aufenthaltes in Poznań, äußerlich hätte sie höchstens ein Seismograph registrieren können. Vierzehn Tage in Poznań verliefen gleichmäßig und ohne größere Aufregung. Die Studenten besuchten verschiedene Institute der Poznańer Technischen Hochschule, besichtigten spärlich ausgerüstete Labors, kleinere und größere Kraftwerke der Umgebung, Thea dolmetschte. Anfangs schlecht, sie mußte mehrmals erklären, daß sie keine ausgebildete Dolmetscherin sei. Und gerade die Beherrschung einer Fremdsprache sei eine Sache der Übung, sie habe fünf Jahre lang kaum polnisch gesprochen. Nachmittags gingen sie oft baden, abends in die Stadt Eis essen und anschließend in einen der Studentenklubs. Auch dort mußte Thea übersetzen, wenn die Verständigung zwischen Student und Studentin russisch oder englisch nicht so recht zustande kommen wollte. –

Alles begann so banal wie möglich: Jan fragte Thea, ob sie mit ihm tanzen würde. Später, wenn etwas mehr Zeit wäre, dabei zeigte er bedauernd auf die lange Reihe junger Leute, die wie Thea eine Eintrittskarte für den Klub wollten.

Sie sahen einander sehr aufmerksam an. Jan gefiel Thea. Sie nickte nur und ging dann an seinem Tisch vorbei in den Klub hinein. Er

bestand aus einem mittelgroßen Saal und einem kleineren Raum, beide durch eine große Schiebetür verbunden; der Saal war zum Tanzen gedacht, es befanden sich darin nur die Diskothek und zwei Lautsprecher. In dem anderen Raum standen Tische, Stühle und eine improvisierte Bar.

Thea sah, daß an einem der vier Fenster des Saales niemand stand, sie drängte sich zwischen den Tanzenden hindurch und setzte sich auf das Fensterbrett. Von dort aus konnte sie alles überblicken.

Im Klub tummelte sich außer den polnischen und deutschen Studenten eine Gruppe Schweden. Thea war ihnen schon ein paarmal begegnet, auch sie besichtigten Institute, Fabriken und die Stadt samt Umgebung.

Thea erinnerte sich, wie ihr Michael einmal erklärt hatte, besonders schwedische Mädchen zu mögen. In seiner Vorstellung waren diese Mädchen sehr braun, hatten starke Wangenknochen und in dunkelblondem Haar hellblonde Strähnen. Außerdem sagte, er, daß Thea vor allem im Sommer, wenn sie sich frisch und ausgeruht fühlte, diesem Typ sehr nahekam.

Thea lächelte vor sich hin, sie wünschte Michael an ihrer Seite, damit er sah, wie sich diese Schwedinnen von seinen Magazinschwedinnen unterschieden. Andererseits hätte sie gern mit einem schwedischen Studenten getanzt, schon um es Michael erzählen zu können. Sie wurde auch mehrmals aufgefordert, wehrte aber immer ab, sie wartete auf Jan.

Eine Stunde nach ihrem Kommen sah sie ihn hinter die Bar gehen, sich die Ärmel des karierten Hemdes hochkrepeln und Gläser waschen. Thea fand das Bild lustig und rührend zugleich: wie er groß und breitschultrig die kleinen, dünnen Gläser spülte. Zum Schluß stellte er sie vorsichtig auf ein ausgebreitetes Tuch.

Plötzlich bemerkte sie, daß sie ihn entschieden zu lange betrachtete. Auch Jan schien ihren Blick gespürt zu haben, er sah auf, und Thea fand sich plötzlich Blick in Blick mit ihm. Er lächelte und zog dabei die Nase kraus.

An der Diskothek wurde eine Pause angekündigt, und alle verließen den Saal, trotz der geöffneten Fenster roch es nach Schweiß und parfümierten Desodoranzien, auch Thea mochte nicht auf ihrem Fensterbrett hocken bleiben, sie lief durch den leeren Saal hinunter an

die Bar zu Jan. Er scheuchte einen jungen Mann vom Hocker, und Thea setzte sich; etwas gegen ihren Willen lächelte sie ihn an.

"Ich komme sofort, ich räume nur die Gläser weg", sagte Jan.

Sie hatte Jan schon an anderen Abenden gesehen, einmal sogar flüchtig darüber nachgedacht, an welchen bekannten Filmschauspieler er sie erinnerte. Allerdings kam sie nur soweit, daß es ein Lette oder Kanadier sein mußte. Wie noch zwei andere junge Männer schien er im Klub eine Art Boy für alles zu sein: Er verkaufte Eintrittskarten, wechselte an der Diskothek die Platten und Bänder, wusch Gläser und räumte leere Flaschen von den Tischen.

An diesem Abend tanzten sie dreimal miteinander. Beim letzten Mal, es war schon kurz nach zwölf, fragte Jan, ob sie mit ihm noch spazierengehen würde. Er könne sie auch nach Hause begleiten,. Thea, die zuvor noch munter über woher, wohin und Land und Leute geplaudert hatte, nickte jetzt nur. Jan bat Thea zu warten und führte sie in ein abseits liegendes Bürozimmer. Dort saßen drei Studenten, die Thea flüchtig kannte, außerdem zwei polnische Mädchen. Die Studenten erzählten und tranken, Thea bekam auch ein Glas. einer der Männer reichte ihr zwei aus Ungarn mitgebrachte Pornojournale über den Schreibtisch. Thea war zugleich neugierig und verlegen; um nicht prüde oder albern zu erscheinen, begann sie in den Zeitschriften zu blättern.

Als Jan kurz darauf wiederkam, nahm er ihr die Hefte aus der Hand und warf sie auf den Tisch. Er sprach heftig auf seine Freunde ein. Da er sehr schnell redete, verstand Thea nicht viel, sie hörte ihn nur mehrmals *Schweinerei* sagen. Auf seiner Stirn bildete sich eine steile Falte. Die beiden Mädchen kicherten amüsiert.

Immer noch verärgert, führte Jan Thea hinaus. Erst auf der Straße sprach er wieder, auch Thea mußte nun belustigt lächeln. Sie beschlossen, noch ein wenig durch den Park zu laufen. Theas Wohnung lag nur zwei Häuserblocks vom Klub entfernt.

Thea erzählte Jan von dem Zufall, der sie nach Poznań geführt hatte: daß man sich ihrer Sprachkenntnisse erinnerte, als kurzfristig eine Dolmetscherin für die Studenten des zweiten Studienjahres gesucht wurde. Zwei Tage vor der Abreise noch mußte Thea ihre Diplomarbeit verteidigen; im Herbst begann sie an einem Institut für Arbeitswissenschaften zu arbeiten. – Jan war Architekturstudent.

Dabei wollte er viel lieber Gartenbau oder Veterinärmedizin studieren. Nun, der Zufall habe es eben so gefügt, mittlerweile gefiel ihm auch die Architektur.

Sie liefen die dunklen Parkwege entlang und verstummten allmählich. Manchmal blies ein leichter Wind und ließ die Blätter rascheln. Jan zog seine Jacke aus und hänge sie ihr über die Schultern.

"Da lebt man Wochen und Monate dahin, ohne daß sich die Tage unterscheiden, und plötzlich gibt es einen Sommerabend – ", sagte Jan unvermittelt und wußte nicht zu definieren, wie nun dieser Sommerabend beschaffen sei. Er blieb stehen, breitete die Arme aus und lachte: "Eben ein Sommerabend. Mit einem Mädchen."

Vor dem Wohnheim standen sie sich unschlüssig gegenüber, schließlich setzten sie sich noch auf eine der Bänke. Jan legte den Arm um Theas Schultern, und sie fühlte sich wohl und zufrieden. Einmal sah sie hoch zu dem dunklen, sternenlosen Himmel und sagte beiläufig: "Wie die Kinder, ja?" Jan nickte. Sie verabredeten, am nächsten Nachmittag baden zu fahren. Dann kamen mehrere Studenten aus Theas Gruppe nach Hause, sie mußten an der Bank vorbei, und Thea winkte grüßend. Kurz darauf verabschiedete sie sich von Jan, er küßte sie auf die Wange.

Später konnte sie nicht einschlafen. Sie versuchte an Michael zu denken. Noch keinen einzigen Brief hatte sie von ihm hier in Poznań bekommen. Obwohl er täglich schreiben wollte.

Während der Bahnfahrt von Dresden nach Poznań – Michael begleitete sie, der Zug nach Poznań wurde in Berlin eingesetzt – weinte Thea heftig. Plötzlich wollte sie um nichts in der Welt wegfahren, sie bat Michael, mit ihr sofort zurückzufahren und ähnliches. Anfangs lachte Michael, so hatte er Thea noch nie erlebt und er konnte das einfach nicht ernst nehmen; als sie sich nicht beruhigte, sagte er mit der ihm eigenen Entschiedenheit: "Du weißt, wenn du jetzt nicht wegfährst, kriege ich meine Diplomarbeit nicht fertig." – Die vier Wochen nach ihrer Heirat hatten sie einfach gelebt; statt an Michaels Arbeit über Halbleiter zu feilen, fielen sie mehrmals täglich miteinander ins Bett, als wollten sie nachholen, was in den Anfangswochen nicht gelang.

Plötzlich wünschte Thea sich ihre Freundin Frauke nach Poznań, sie hatte Frauke seit dem Hochzeitstag nicht mehr gesehen. Im Winter

zuvor lagen sie öfter um diese Zeit noch wach und unterhielten sich von Bett zu Bett. Sie sprachen von der Zukunft, als sei die Studienzeit in jeder Hinsicht eine Vorbereitung darauf. Bevor sie Michel kennenlernte, schloß sich Thea eng an Frauke an, die im gleichen Studienjahr war; sie zogen sogar gemeinsam in ein Zimmer, als sich im Wohnheim Veränderungen ergaben. Sie begannen enthusiastisch, es nach ihren Vorstellungen einzurichten, räumten die alten Kleiderschränke, die schon Generationen von Studenten gesehen hatten, auf den Flur, zimmerten Liegen, stellten Regale um, aber als sie dann die Wände weißen wollten, bekamen sie Ärger mit der Heimleiterin, die das nicht duldet, die auch darauf bestand, daß die Schränke zurückgetragen wurden. – Thea versuchte noch eine Weile, aus der abgewohnten Wohnheimbude ein Zimmer zu machen, Frauke fiel schon lange vorher in die ihr eigene Trägheit zurück, dann gewöhnten sie sich beide daran, abends nicht im Wohnheim zu sein. Frauke schleppte Thea in ihre Bars mit, und da für Thea dort alles neu war, gefiel es ihr. An ihre Einrichtungsära erinnerten später nur ein paar schöne Gläser auf einem Regal über Fraukes Bett.

Thea gefiel an Frauke besonders das, was sie selbst nicht hatte. Frauke beschäftigte sich an manchen Tagen stundenlang mit der Pflege ihres Haars. Dazu baute sie sich auf ihrem Arbeitstisch vor dem Fenster einen großen Spiegel auf und kämmte und bürstete das lange weizenblonde Haar. Dabei plapperte sie in Theas Richtung. Manchmal vergaß sie mitten im Satz weiterzusprechen und betrachtete sich eingehend. Später sagte sie selbstvergessen irgendwelche abwegigen Dinge: "Stell dir vor, Thea, wenn wir sterben, sind das alles nur in der Erde umherliegende Knochen. Augen weg, Nase weg, Mund weg, die schönen Haare weg ..." Und kicherte sofort auf.

Thea verglich Frauke oft mit einer fülligen, schläfrigen Katze. Wenn sie in Prüfungszeiten früh um sechs nach den Lehrbüchern griff, übermüdet, aber erfüllt von innerer Unrast, lag Frauke wohlighin zusammengerollt in ihrem Bett. Sie würde erst zwei Stunden später aufstehen. Frauke war nicht gewillt, sich von Klausurarbeiten in Fächern wie Technische Mechanik oder Konstruktionslehre in Panik versetzen zu lassen. Außerdem wußte sie, Thea würde helfen. – Thea wurde öfter von widerstreitenden Empfindungen hin- und hergerissen, es empörte sie, mit welcher Selbstverständlichkeit Frauke sie in

Anspruch nahm. Dabei wußte sie, daß Frauke auch lächelnd auf ihre Hilfe verzichten würde. –

Stunde um Stunde lag Thea wach, viertelstündlich hörte sie eine Turmuhr schlagen. Manchmal fiel sie für Minuten in einen Halbschlaf, in dem sie Dinge träumte, an die sie sich dann nur vage erinnerte. Als es draußen hell wurde, stand Thea auf und zog sich an. Vorsichtig lief sie durch die Gänge des Wohnheims.

Es war erst kurz nach fünf, auf der Straße fuhren kaum Autos. Die Vögel in den Bäumen rechts und links der Straße veranstalteten schon ziemlichen Lärm. Am Himmel stand keine Wolke, es würde wieder ein heißer Tag werden. – Thea lief durch die Straßen um das Wohnheimviertel. Vor einem Lebensmittelgeschäft hielt ein Lastkraftwagen, Kästen mit Milchflaschen wurden scheppernd abgeladen. In der morgendlichen Stille wirkte jeder Laut doppelt stark. Vereinzelt sah Thea Passanten zur Straßenbahn laufen oder vorbeifahrenden Taxis winken.

Auf den Grünflächen trocknete das gemähte Gras, der Duft von Heu und frischen Blättern lag in der Luft. Thea konnte sich nicht erinnern, je einen derart schönen Morgen erlebt zu haben, seit sie in ihrer Kindheit öfter mit den Großeltern aufs Feld oder in die Pilze gefahren war.

Eine Katze drängte sich zwischen den Latten eines Zaunes durch, Thea blieb stehen und beobachtete sie. Das Tier war sehr zutraulich, es stellte sich vor Thea auf, machte einen Buckel und miaute. Thea mußte lächeln, sie kraulte das gescheckte Fell. Dann lockte sie das Tier näher heran, und es begann sich an Theas Beinen zu reiben.

"Was soll man bloß machen, Katze", sagte Thea. Seit dem Vorabend hatte eine Weichheit sie überkommen, die sie sonst schroff Anfälligkeit nannte. Sie streichelte versonnen die Katze und fühlte sich unerklärlich traurig.

"Da sitze ich jetzt und maunze wie du. Oder wie Frauke", murmelte sie vor sich hin. "Ich kann nicht einmal etwas sagen gegen Michael, da hätte man wenigstens eine Entschuldigung vor sich. Alles hängt mit mir zusammen."

Beim Frühstück in der Mensa saß sie einsilbig vor ihrem Teller, das Gerede der andern störte Thea. Sie wünschte den Mittag herbei und

hoffte zugleich, Jan würde nicht kommen. Sie konnte sich nicht erinnern, je eines Mannes wegen derart unruhig gewesen zu sein. Sie verliebte sich zwar gelegentlich, wußte aber meist schon am Anfang, daß sie es auch lassen konnte. Auch Michael hätte sie lassen können. Thea dachte: Wenn ich ein großer und großartiger Mensch sein will, dann erzähle ich ihm alles, und wir trennen uns. Nach paarwöchiger Ehe geht das ganz problemlos, Kinder haben wir nicht. Dabei gibt es noch nicht einmal etwas zu erzählen.

Wie Michael wohl auf derlei Geständnisse reagiert. Wahrscheinlich würde er die Sache ernsthaft in allen Punkten mit ihr durchsprechen, stundenlang und vernünftig, von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende, und in ihr würde nichts bleiben außer einer riesengroßen Wut auf alle Vernunft. – Obwohl man nicht wissen konnte: vielleicht haute ihr Michael auch ein paar runter. Seit Thea so unruhig war, fand sie, das wäre die normalere Reaktion.

Der Vormittag verlief in quälender Langsamkeit. Die Studenten hatten einen freien Tag, und Thea legte sich nach dem Frühstück auf die Wiese hinter dem Wohnheim. Sie versuchte zu lesen, erfaßte aber kein Wort. Dann begann sie einen Brief an Michael, zerriß ihn aber nach zwei mißglückten Sätzen. Statt dessen schrieb sie ihm und ihren Eltern eine Ansichtskarte, sie malte große Buchstaben und berichtete über das gute Essen und das schöne Wetter.

Schließlich entschloß sie sich, die Haare zu waschen. Als sie hinunter zum Waschraum ging, lief ihr der Pförtner mit einem Brief hinterher, sonst hatte sie alle Tage danach gefragt.

Michael schrieb: Meine heißgeliebte Thea. Sie wußte, daß er es genauso meinte. Und daß ihm in den Jahren zuvor nicht im Traum eingefallen wäre, den Brief an ein Mädchen mit solchen Worten zu beginnen. – Thea wollte das Weinen ankommen. Sie wußte nicht genau, was sie vor fünf Monaten so zu Michael hinzog: eine gewisse Zuverlässigkeit, um nicht zu sagen: Solidität, obwohl er erst siebenundzwanzig war. Dabei verstand Thea damals nicht, was er an ihr fand. Sie saß mit Frauke in einer obskuren Dresdner Tanzgaststätte und meinte, Frauke müßte es ein, die ihm gefiel. Nach zwei mißglückten Liebesaffären hatte Thea viel von ihrem Selbstvertrauen verloren. Sie betrieb die schnelle Heirat mit Michael hauptsächlich aus Angst, er könne vor der Zeit entdecken, wie

durchschnittlich sie aussah und wie mittelmäßig sie überhaupt war. Innerhalb von vier Monaten führte Thea Michael vor den Standesbeamten. Frauke sagte damals: "Er ist der absolut richtige Mann für dich Schaf."

Als Jan sie mittags abholte, verflog plötzlich alle ihre Unruhe. Thea fühlte sich mit ihm so selbstverständlich, als würde sie ihn von jeher kennen.

Mit dem Omnibus fuhren sie an einen See in der Nähe der Stadt. Dort waren an diesem Werktag nicht sehr viele Menschen. Niemand lärmt, wenige Radios liefen, es schien, als bemühten sich alle, schonend und höflich miteinander umzugehen, nur Kinder hörte man ab und zu rufen und singen.

Jan und Thea liefen den schmalen, aufgeschütteten Sandstrand entlang, dann entliehen sie sich Liegestühle. Jan stellte sie etwas abseits der Bungalows und des Restaurants auf. Thea spürte plötzlich starke Müdigkeit, sie konnte kaum die Augen offenhalten. Er nahm ihre Hand und lief sie schlafen. Damit sie abends munter und ausgeruht sei. – Als sie aufwachte, hielt er immer noch ihre Hand, Thea lächelte und sagte ihm, daß sie sich wunderbar fühle.

Am Spätnachmittag, kurz bevor sie zurückfahren wollten, trafen sie einen jungen Mann. Er lief am Seeufer entlang und führte eine große Dogge an der Leine. An seiner Jeansjacke war eine Plakette mit einem Doggenkopf befestigt. Thea fand auch sein Gesicht doggenähnlich. Der junge Mann und Jan begrüßten sich mit großem Hallo. Jan erklärte Thea, jener hieße auch Jan und sei mit ihm in einem Haus aufgewachsen. Nunmehr lebe er seit sieben Jahren in den USA. Die beiden Männer unterhielten sich eine Weile, dann lud der doggenähnliche Jan sie zum Mitfahren in seinem Auto ein. Er zeigte es ihnen, es war ein großer roter Wagen, Thea kannte den Typ nicht. Aber Jan lehnte plötzlich ab, verabschiedete sich und zog Thea zurück zu ihren Liegestühlen.

Er wirkte so verärgert wie am Abend zuvor, auf seiner Stirn bildete sich wieder die steile Falte. Thea ahnte, weshalb er so mißmutig reagierte, sie versuchte ihn aufzuheitern: "Drei Doggen auf einmal. Ich kann dir gar nicht sagen, welche Ausführung die schönste war."

"So sieht ein Pole aus, der gelegentlich einmal nach Hause kommt", spottete Jan mit. "Er war schon immer ein Angeber. Ich glaube, er hält sich die Dogge und das Auto nur, um beides aller zwei Jahre einmal durch Poznań führen zu können." – Thea erzählte von ihrer Prager Freundin, die in Paris Romanistik studierte, einen Franzosen geheiratet hatte und nun wahrscheinlich in Frankreich blieb. –

Nach Mitternacht wartete Thea wieder in dem Bürozimmer, Jan mußte noch eine Abrechnung fertigmachen. Seine Freunde nahmen ihre Anwesenheit ganz selbstverständlich hin, am Abend hatten sie Platten und Bänden nach Theas Wunsch aufgelegt. Bevor Jan und Thea den Klub verließen, tranken sie noch auf die Gesundheit von Barbara, der an diesem Tag geborenen Tochter eines Freundes von Jan.

"Wollen wir zu mir gehen?" fragte Jan auf der Straße. Thea nickte, und er winkte einer Taxe. Sie fuhren ziemlich lange, Jan wohnte am Stadtrand unter dem Dach eines alten Mietshauses.

"Wie im Film – ", sagte Thea, während er die Tür aufschloß. Vom Treppenhaus kamen sie übergangslos in einen großen und niedrigen Wohnraum. Überall standen Lampen aus mattweißem Glas herum, Jan knipste sie der Reihe nach an. Auf einer breiten Couch lag zerwühltes Bettzeug. Jan raffte es zusammen und warf es hinter einen weißen Vorhang.

Vor eins der Fenster war eine Leine gespannt, daran hingen Hemden und Pullover. Auf den Dielenbrettern darunter stand eine Wasserlache. Als Jan die Hemden den Betten hinterherwerfen wollte, hielt Thea ihn lachend auf.

"Schau nicht zum Fenster hinaus", sagte Jan, bevor er in die Küche ging. "Da ist nur ein ganz übler Hinterhof. Man kann sich hier oben wie auf dem Olymp fühlen, nur darf man nicht nach rechts und links sehen, nicht in die Gerümpelkammer und vor allem nicht nach unten."

Thea setzte sich in einen Lehnstuhl. An den weißgestrichenen Wänden hing nichts außer drei übergroßen Fotos. Zwei davon zeigten Ähnliches: bis an den Horizont reichendes Weideland, hin und wieder unterbrochen durch niedriges Strauchwerk und Bäume, auf dem einen Foto weidete zusätzlich noch eine große Herde Schafe. Das dritte Bild

war die Luftaufnahme einer Großstadt mit viele weißen Wolkenkratzern.

Jan kam zurück, er hatte die Sandalen ausgezogen und lief barfuß. er drückte Thea ein Glas Wein in die Hand, mit dem zweiten Glas setzte er sich auf die flache Liege. Er folgte Theas Blick und erklärte: "Australien." Dann zeigte er auf die Stadt: "Sydney."

Auf irgendeine Art erinnerte Jan sie an Frauke. Thea nahm die angebotene Zigarette, obwohl sie sonst nie rauchte. "Warum wolltest du gestern mit mir tanzen?" fragte si sachlich.

"Ich sah dich am Nachmittag mit deiner Gruppe in der Stadt. Du gefielst mir plötzlich."

Thea wollte wissen, wo genau das gewesen sei. Jan griente verlegen. "Vor dem PKO¹⁷. Da ist auch so etwas wie euer Intershop. Aber du hast mich natürlich nicht erkannt." Er zog eine Grimasse. "Ich hatte so einen schwarzen Anzug an. Wie die andere *Händler*."

Thea verstand den Ausdruck *Händler* nicht, und Jan erklärte ihr, daß er vor dem PKO öfter versuche, von Ausländern Devisen zu kaufen. Diese verkaufe er dann weiter. Oder handele damit. Im Augenblick sei der Kurs recht günstig.

Er erzählte von einem seiner großen Wünsche: ein Auto kaufen. "Nur so einen kleinen Trabant von euch", sagte er, aber selbst der sei teuer. Natürlich wäre ein großer Westwagen besser, aber na ja – Jan sprach nicht weiter. Thea dachte daran, wie er am Nachmittag das rote Auto betrachtet hatte. – Und um das Auto zu kaufen, ging er manchmal unter die *Händler*, putzte Fenster, übernahm in den Ferien den Klub, fuhr anschließend als Rettungsschwimmer an die Ostsee. Thea fragte dazwischen, ob er gelegentlich studiere, Jan lachte und erklärte, nicht gerade ein Musterstudent zu sein. Aber die Häuser, die er einmal entwarf, würden sicher nicht zusammenstürzen.

Er lehnte sich auf die Liege zurück und malte Linien in die Luft. Das war das Haus, das er as erstes entwerfen würde. Es ruhte auf irgendwie freitragenden Pfeilern, hatte versetzbare und zugleich schalldichte Wände und nach Süden terrassenförmig angelegte Balkons. Von den Problemen der neuartigen Statik begriff Thea nichts.

Plötzlich winkte Jan ab: er würde sowieso nicht als Architekt arbeiten. Thea verstand nichts mehr, fragte aber nicht weiter. Er

¹⁷ Powszechna Kasa Oszczędności, die größte Bank Polens.

schien jetzt in Gedanken weit entfernt zu sein. Es war still in der Wohnung, wahrscheinlich drang der Straßenlärm nicht einmal am Tag nach oben. Thea wußte nichts mit sich anzufangen, sie drückte die Zigarette aus und begann im Zimmer umherzulaufen. Außerdem fühlte sie sich weit entfernt von Jan; die selbstverständliche Vertrautheit des Vorabends und des Nachmittags fehlte. Sie ging dicht heran an die Australienfotos. "– weil ich dahin fahre!" erklärte er plötzlich entschieden von seinem Sofa aus.

"Nimmst du mich mit?" Thea lief zum Sofa und legte sich neben ihn. Jan schob ihr seinen Arm unter den Kopf und drückte sie an sich. Thea schloß die Augen und hörte ihm zu. Sie fühlte sich wie als Kind, wenn sie an heißen Hochsommertagen mittags in dem kühleren, nach Südosten gelegenen Wohnzimmer schlafen sollte; die Sonne leuchtete durch die gelben Vorhänge, Fliegen umsummten monoton den von der Lampe herabhängenden Fliegenfänger, nebenan in der Küche wurde abgewaschen, manchmal hörte man auf der Straße einen Traktor vorbeifahren, und nichts auf der Welt konnte Thea etwas anhaben.

Jans Onkel lebte seit zwanzig Jahren in Australien. "Irgendwo am Stillen Ozean bauen wir uns ein Haus. Ein weißes Haus, am Rand einer Klippe, von dort aus kann man in die Brandung sehen. Oder ein Holzhaus mitten im Weidlands. Ich werde Schafe züchten,. Und Land urbar machen. Und wenn du dich langweilst, ziehen wir nach Sydney."

Thea verneinte heftig, nie würde sie sich mit Jan langweilen, und nach Sydney wollte sie, trotz der weißen Wolkenkratzer, schon gar nicht, höchstens besuchsweise. Da konnten sie doch gleich in Berlin oder Warschau bleiben. Nein, sie war für das Haus am Ozean. Von da aus konnten sie dann die Korallenriffe sehen. Pferde müßten sie natürlich auch halten, Thea wollte Jan stets auf seinen Ausritten begleiten. Außerdem würden sie Känguruhs beobachten und Muscheln sammeln. Und vielleicht könnte Jan sich auch auf das Perlentauchen spezialisieren; man stelle sich vor, sie schriebe nach Hause, daß sie täglich eine Kette mit echten Perlen trüge. – "Und wie kommen wir nach Australien?"

"Irgendwie mit dem Schiff, von Gdansk aus, mit dem Flugzeug ... Wir werden das schon meistern"

Sie schwiegen eine Weile und rührten sich nicht. Plötzlich begann Thea, wie aufgezogen zu reden, von allem, was ihr zum Thema

Australien einfiel: Irgendwann hatte sie von einer Hasenplage gelesen ... Ob es richtig sei, daß die ersten Einwohner Australiens Sträflinge waren ... Wann fanden doch gleich die Olympischen Spiele in Melbourne statt ... Einen interessanten Roman einer australischen Schriftstellerin konnte sie nennen ... Als sie den sinnlosen Satz von der Hasenplage in Australien (oder waren es Kaninchen?) zum zweitenmal plapperte, mußten beide loslachen. Sie küßten sich und zogen sich aus, irgendwann dachte Thea flüchtig an Michael, vergaß ihn aber gleich wieder. Es war fürchterlich heiß in dieser Dachwohnung, zum Schlafen später wickelten sie sich nur in ein Bettlaken. Vor Müdigkeit vergaßen sie sogar, die vielen Lampen auszumachen und erwachten am Morgen bei hellem Sonnen- und Lampenschein.

Eilig frühstückten sie. Während Jan sich rasierte und Thea zwischendurch mit Seifenschäum verschmierte, besichtigte sie die gesamte Wohnung, die aus dem großen Zimmer, einer Küche und einer Abstellkammer bestand. Sie überlegte, wie man sich darin zu zweit einrichten könnte.

Jan begleitet Thea zum Wohnheim. Die Sonne brannte bereits so heiß wie an allen Tagen zuvor, es war auch schon spät, die Studenten warteten bestimmt schon auf Thea, aber das kümmerte sie wenig. Eng aneinandergeschmiegt und sehr schweigsam liefen sie durch die Stadt.

Wieder dachte Thea an die Ähnlichkeit zwischen Jan und Frauke. Für andere Leute hätte die höchstens in den blonden Haaren bestanden. – Sie erinnerte sich eines Gesprächs mit Frauke, kurz nachdem sie Michael kennengelernt hatte. Nach mehrtägiger Abwesenheit war sie ins Wohnheim gestürmt, mit dem Gedanken, nur Frauke könne ihr raten und helfen.

Frauke war dabei, sich für einen Barbesuch fertigzumachen. Thea fragte, ob es immer noch dieser Leipziger Antiquitätenhändler mit dem Mercedes sei. Frauke bejahte.

"Ich habe wenig Zeit, er holt mich ab. Komm mit ins Badezimmer, wenn du mich so dringend sprechen mußt. Ich dachte schon, ich kriege dich überhaupt nicht mehr zu sehen", sagte Frauke, während sie mehrere Paar Strumpfhosen gegen das Licht hielt und sie nach Luftmaschen absuchte. Frauke hatte im letzten Studienjahr entdeckt, da man *leben* mußte, und das betrieb sie ziemlich konsequent. Sie zog

den Bademantel über, raffte ihre Waschutensilien zusammen und ging zum Bad. Thea trottete hinterher.

Im Bad war es eng, und Thea setzte sich auf den Toilettendeckel. Frauke stieg in die Wanne und duschte sich. Thea beobachtete sie. Sie wußte nicht, wie sie anfangen sollte. "Hast du wieder zugenommen?"

Frauke antwortete nicht sofort, sie ließ sich Wasser über das Gesicht laufen. "Sieht man das? Ich weiß auch nicht, woher es kommt, ich lebe ja nur noch von Äpfeln, Sauerkraut und Buttermilch."

Mit mißmutiger Miene betastete sie ihre Hüften und Oberschenkel. Dann seufzte sie: "Außerdem sind alle Strumpfhosen kaputt. Wird Zeit, daß dieses Studium zu Ende geht. Ich möchte endlich mal genügend Geld haben, um mir alle nötigen Klamotten kaufen zu können. Ohne immer zuerst verstohlen auf das Preisschild gucken zu müssen." Frauke stieg aus der Wanne und trocknete sich ab "Steckst du mir die Haare hoch?"

Thea nickte, sie betrachtete Frauke; sie hatte eine schöne gleichmäßige und glatte Haut. Dabei überlegte sie, ob mit Frauke überhaupt über ihr Problem zu sprechen war. Bei aller Vertraulichkeit zog Thea doch den Radius um das, was sie ihren absolut privaten Bereich nannte, weit.

Frauke stellte einen Fuß auf den Wannenrand und cremte ihn ein. Sie begann am Fußgelenk und arbeitete sich mit kreisenden Bewegungen hoch bis zum Oberschenkel. Thea kam sich auf dem Toilettendeckel etwas albern vor, sie stellte sich an die Tür. "Sag mal, Frauke," begann sie zögernd, "ist dir das schon einmal passiert, daß ein Mann mit dir nicht schlafen konnte?"

Frauke begriff nicht sofort. Sie nahm den Fuß herunter und setzte sich. Dann verneinte sie. "Warum fragst du das?"

Thea dachte daran, wie Michael plötzlich in eine ungewohnt schnoddrige Art verfallen war und ihr erklärte, sie sei für ihn ein Engel auf einem Postament und er müsse sich erst daran gewöhnen, mit Engeln auch ganz normale Dinge tun zu können. "Nur so", wehrte Thea ab. "Aber gesetzt den Fall – könnte es nicht an mir liegen?"

Frauke betrachtete Thea forschend und stand auf. Sie wandte sich zum Spiegel, "Quatsch", sagte sie leichthin. "Das passiert Männern manchmal. Nimm es nicht tragisch." Sie lächelte Thea im Spiegel an.

"Du Schaf. Da muß die Frau eben sehr verständnisvoll sein. Oder den Mann zum Arzt schicken. – Noch besser aber zum Teufel."

Michael tat Thea leid, bei all seinen leichthin gesprochenen Erklärungen war nicht zu übersehen, daß er sich herumquälte. Außerdem brauchte sie ihn. Bissiger als sonst fuhr sie Frauke an: "Du salbst dich ja regelrecht! – Was ich dich schon lange fragen wollte; warum studierst du eigentlich Ingenieurpädagogik, warum bist du nicht Kosmetikerin oder medizinisch-technische Assistentin geworden?"

Frauke rieb sich seelenruhig Rücken und Gesäß ein. Auf dem Oberschenkel entdeckte sie ein störendes Haar. Sie nahm die Pinzette und zupfte es aus. "Du meinst, das wären die passenden Berufe für mich?" Frauke legte die Pinzette auf das Ablagebrett. Dann hielt sie ihr Gesicht dicht an den Spiegel und betrachtete sich aufmerksam. "Könnte auch so sein. Irgend so etwas wollte ich lange Zeit werden. Aber ich war gut in der Schule, kam zur Oberschule, und als wir uns zum Studium bewerben sollten, dachte ich mir, Dolmetscherin wäre kein schlechter Beruf. Dort bekam ich aber keinen Studienplatz und dann wurde ich hierher umgelenkt ... Außerdem hatte meine Mutter die Idee, an einer Technischen Hochschule fände ich am ehesten einen Mann." Frauke grünte in den Spiegel. "Und nun guck dir den Hörsaal an: mindestens die Hälfte sind Mädchen. Und der Rest lauter Jungchen."

"Mußt du dir dein Geld also alleine verdienen", sagte Thea, etwas ironisch.

Frauke betrieb Gesichtsgymnastik, sie zog die Wangen ein und blies sie auf. "Ja, das kann schon sein. Aber nach Möglichkeit nicht in dem Beruf. Der wird für diese Schinderei zu schlecht bezahlt."

Wenn Frauke so sprach, fühlte sich Thea im Vergleich zu ihr ungeheuer jung und dumm. Sie hatte schon manchmal überlegt, ob es Frauke tatsächlich so meinte oder ob sie nur irgendeine Rolle spielte.

"Oder dachtest du, ich will als Leiterin einer Betriebsberufsschule enden? Mit Magengeschwüren und ewig vergnatz über schlecht erzogene und faule Lehrlinge? Mit der Aussicht, als Entgelt tausend Mark auf die Hand zu kriegen und von einer Jahresendprämie auf die andere zu warten? Nee, so habe ich mir mein Leben nicht vorgestellt."

Jetzt war Thea wütend. Nach Frauques Gerede fühlte sie sich auch dazu berechtigt. "Du hast vielleicht eine Moral – "

Frauke packte eilig ihren Kosmetikkram zusammen. Im Vorbeigehen tätschelte sie Thea freundlich die Wangen: "Ja, du bist eben anders. Und viel besser als ich." – Besonders verletzte es Thea, daß Frauke nicht einmal ironisch war. Als sei bei ihr, Thea, Hopfen und Malz verloren. Thea war versucht, Frauke etwas Kränkendes nachzurufen.

Noch auf dem Heimweg zu Michael wütete Thea still vor sich hin; wie sie stattdessen leben wollte, hatte Frauke natürlich nicht gesagt. –

Vor dem Wohnheim errechneten Jan und Thea, daß es elf Stunden dauern würde, bis sie sich wiedersahen. Jan ging an diesem Tag Fenster putzen.

In ihrem Zimmer stand das Frühstück auf dem Tisch, jemand aus der Gruppe mußte es mitgebracht haben. Daneben lag ein Zettel: Thea müsse sofort zu Jürgen kommen, dem Betreuer der Gruppe.

Jürgen erklärte ihr, der Reiseplan sei überraschend geändert worden, statt in zwei Tagen würden sie noch am selben Tag mittags nach Warschau weitefahren. Anfangs verstand Thea nichts. Dann begann sie, Jürgen laut der Planlosigkeit und Ungeordnetheit zu beschuldigen. Und sie, The, mache da nicht mit. Kurz: sie führe nicht mit. Jürgen sah sie verständnislos an.

Vergebens versuchte Thea, die Gruppe zum gemeinsamen Boykott der plötzlichen Änderungen aufzurufen. Niemand verstand sie.

Als Thea begriff, daß sie tatsächlich mittags zwölf Uhr vierzig in den Zug nach Warschau einsteigen würde, lief sie hinüber zum Klub. Vielleicht war Jan zufällig noch dort, oder jemand konnte ihr sagen, in welchen Häusern er an diesem Tag Fenster putzte.

Die Tür zum Klub ließ sich öffnen. Nirgends war ein Laut zu hören, auf ihr Rufen antwortete niemand. In beiden Räumen standen auf Tischen und Fensterbrettern Flaschen und Gläser, auf dem Fußboden trieben Dreckflocken herum. Thea lief zögernd durch den Saal, im Bürozimmer hinter dem Schreibtisch saß Marek. Thea kannte ihn.

Aufgeregt fragte sie nach Jan. Marek zuckte mit den Schultern: Am Abend würde er ihn sehen, vorher sicher nicht. Aber Thea solle sich doch setzen und eine Zigarette rauchen. Es kam mit Marek kein Gespräch zustande, Thea konnte seine Worte nicht erfassen, sie gab

krause Antworten. Schließlich entschloß sie sich, Jan von den Umständen zu schreiben und ihm ihre Adresse mitzuteilen. Sie bat Marek, den Brief Jan zu übergeben, sobald er ihn nur erblicke. Mark lächelte ironisch über ihre Aufgeregtheit, sie hatte das peinliche Gefühl, er würde nichts von dem tun, was sie ihm auftrag.

Langsam lief sie zum Wohnheim zurück. Beim Pförtner lag ein Brief von Michael für sie; achtlos steckte sie ihn in die Tasche. – Sie mochte jetzt keinen Menschen aus ihrer Gruppe sehen und setzte sich deshalb auf eine der Parkbänke vor dem Haus. Es war dieselbe, auf der sie zwei Nächte zuvor mit Jan gesessen hatte.

Als Thea daran dachte, wurde plötzlich alles andere gleichgültig. Was sollte denn das für ein Leben sein, wollte sie warten, bis Australien zu ihr kam? Sie rannte hoch in ihr Zimmer, warf die Sachen in den Koffer und verließ das Wohnheim,. Bei dem Gedanken an Jürgen und die Scherereien, die er ihretwegen nun haben würde, kam sie sich etwas gemein vor, an die anderen Schwierigkeiten und Hindernisse mochte sie gar nicht denken.

Se fand schnell ein Taxi. Dem Fahrer konnte sie nur vage Andeutungen geben: durch das Zentrum, Richtung südlicher Stadtrand, dort würden sie weitersehen. Thea verließ sich auf ihr Gedächtnis.

Es versagte. Der Taxifahrer fuhr durch unzählige Straßen, in denen rechts und links vier- und fünfstöckige Häuserzeilen standen, erbaut Anfang des Jahrhunderts. Mehrmals war Thea sicher, Jans Haus gefunden zu haben, sie stieg aus und rannte die Treppen hoch bis unter das Dach, obwohl sie schon beim Eintreten in den Hausflur ahnte, daß es nicht das richtige war.

Kurz nach zwölf gab Thea die Suche auf. Sie bat den Chauffeur, sie zum Bahnhof zu fahren. Als sie dort ausstieg, murmelte er ein paar freundliche Worte, Thea tat ihm leid.

Die Gruppe stand bereits auf dem Bahnsteig. Thea erwartete Vorwürfe, doch nichts dergleichen passierte. Alle hatten selbstverständlich angenommen, daß die vernünftige und zuverlässige Thea zum Zweck eines letzten Stadtbummels vorgefahren war.

Nur Jürgen fragte, ob sie krank sei, sie sähe so blaß aus. "Du weißt, ohne dich sind wir aufgeschmissen. Was sollen wir in Warschau ohne

Dolmetscher, wir haben dort nicht einmal einen polnischen Betreuer. Möchtest du nicht besser eine Tablette nehmen?"

Sie verneinte und hörte hinter sich eine flüsternde Stimme, die von regem Nachtleben sprach, gegen das auch mit Tabletten nicht anzukommen sei. Thea hatte diese Bemerkung während der ganzen Bahnfahrt im Ohr, sie wußte, die Stimme gehörte zu einer dummen und spitznasigen Studentin, und sie dachte: Du mickrige Ziege, selbst wenn es bloß das wäre, könntest du es nicht verstehen.

Von Warschau sah Thea sehr wenig. Verschlossenen Gesichts lief sie durch die Straßen und Schloß Wilanów. Einzig ein Bildband über Australien, den sie in einem Warschauer Schaufenster entdeckte, erregte ihre Freude. Sie bezahlte einen horrenden Preis dafür.

Michael erwartete Thea auf dem Berliner Ostbahnhof. Er sah müde und abgearbeitet aus. Die Diplomarbeit war geschrieben und abgeliefert, sein Dozent hatte ihm im Vertrauen mitgeteilt, daß er, liefe die Verteidigung gleichermaßen gut, das Diplom mit Eins machen würde.

Michael war glücklich, Thea wiederzusehen. Zwar machte sie einen zerstreuten und abwesenden, manchmal sogar abweisenden Eindruck, aber das konnte wohl nicht anders sein nach so langer Abwesenheit. Man mußte sich einfach wieder aneinander gewöhnen.

Eigentlich wollten sie drei Tage nach Theas Rückkehr an die Ostsee zelten fahren, Michael hatte im Frühjahr viel Zeit und Mühe für die Beschaffung von Zeltscheinen aufgewendet. Anfangs schützte Thea Krankheit und Unwohlsein vor, dann erklärte sie einfach, sie könne nicht fahren. Im Prinzip mochte Michael diese Mischung von Tüchtigkeit und plötzlich wechselnden Stimmungen bei Thea, diesmal wurde es ihm aber zuviel. Daß er allein losfahren wollte, brachte Thea zur Besinnung, sie einigten sich darauf, acht Tage später zu zelten.

Während dieser Woche fühlte sich Thea tatsächlich krank. Sie wartete täglich auf die Stunde zwischen zehn und elf, während der die Post kam. Sie wußte, daß sie sich in den nächsten Zug nach Poznań setzen würde, falls auch nur eine leise Ermunterung dazu in diesem Brief stünde. Aber es kam kein Brief von Jan. –

Um sich abzulenken durchsuchte Thea während der restlichen Stunden des Tages alle Buchhandlungen und Antiquariate Dresdens

nach Literatur und Landkarten über Australien, gegen ihren Willen begleitete Michael sie manchmal. Er war froh, wenn Thea bessere Laune hatte; einmal wies er auf den Australien-Bücherstapel und nannte ihn Theas Hausaltar.

Drei Jahre später, wenn Thea abends müde auf der Couch lag und versuchte, sich auf das Fernsehprogramm zu konzentrieren, sagte sie gelegentlich mit einem kleinen Seufzer zu Michael: "Nach Australien müßte man mal reisen ..." – Michael antwortete nie darauf; erstens lag das außerhalb dessen, worüber man sprechen und eigentlich auch nachdenken sollte, zweitens wußte er inzwischen, daß Thea diesen Satz immer murmelte, wenn sie sehr erschöpft war. Und wenn ein Film lief, der sie Jahre zuvor noch zu haltlosem Weinen und Lachen gebracht hätte.

Die Zwillinge waren zu diesem Zeitpunkt zwei Jahre alt. Thea nannte sie Wunschkinder, konkret hatte sie sich eins davon gewünscht. Im Herbst nach dem Sommer sagte sie einmal zu Michael, der Mensch müsse sich Gewichte anhängen, allzuleicht flöge er sonst davon. Da saßen sie in einer Dresdner Weinstube, und Thea war schon reichlich angetrunken. Solche Reden fand Michael zu mystisch, aber wenn Thea ein Kind wollte, so sollte sie eins bekommen, er freute sich auf darauf.

Bereits ein halbes Jahr nach der Geburt ging Thea wieder arbeiten. Nicht, daß ihr damals diese Arbeit viel Freude bereitete, man setzte sie anfangs auf einem ihr völlig abseitigen Gebiet ein, sie mußte sich mit der Vervollständigung einer Informations- und Dokumentationskartei abgeben. Aber sie wollte heraus aus den beendenden Wänden und mehr sehen als Michael und die übrigen Hausbewohner.

Sie bauten ein ausgeklügeltes Organisationssystem auf: Michael weckte früh die Zwillinge und zog sie an, Thea bereitete unterdessen das Frühstück vor. Während Michael den Zwillingen die Sabberlätzchen umband und sie fütterte, räumte Thea auf, kämmte und schminkte sich. Die Wohnung verließen sie gemeinsam kurz nach sechs, beide trugen je ein Kind auf dem Arm. Die fünfhundert Meter zur Kinderkrippe und anschließend die drei Kilometer ins Stadtzentrum fuhren sie mit dem Auto, einem gebraucht gekauften Škoda. Meist chauffierte Thea. Michael stieg vor dem Eingang zu

seinem Betrieb aus. Traf er dabei einen Kollegen, so hörte Thea während des Startens den ständig gleichen Ausspruch: "Mensch, Michael, du hast ein Leben: eigenes Auto, eigenen Chauffeur ...". Manchmal sah Thea dann noch einmal zu Michael, er winkte und hielt einen Daumen in die Höhe, eine Angewohnheit aus ihren ersten Monaten.

Nach Hause fuhr Michael mit der Straßenbahn. Thea nahm inzwischen in der Kinderkrippe die Zwillinge in Empfang und brachte sie in die Wohnung. Meist ergab es sich so, daß alle vier zur selben Zeit eintrafen. Anschließend lief Michael zur Kaufhalle. Thea hielt darauf, daß für die Kinder täglich frische Milch gekauft wurde.

Während der Dreiviertelstunde von Michaels Abwesenheit wies Thea die Kinder in ihr Zimmer und verbot ihnen streng, herauszukommen. Sie durften mit dem vielen Spielzeug spielen, auch lärmern und toben, nur nicht herauskommen. Dabei kam sich Thea fast unmenschlich vor, sie wußte, da man das bei der wenigen Zeit, die für die Zwillinge blieb, eigentlich nicht machen durfte. Jedoch war sie außerstande, in dieser ihrer Dreiviertelstunde etwas anderes zu tun, als sich eine Tasse Kaffee aufzubrühen und eine Zigarette zu rauchen.

137

Nicht einmal Zeitungen las sie in dieser Zeit. Manchmal sah sie sich auch um: Die Wohnung war vollgestellt mit irgendwelchen Möbeln, woher die alle kamen, konnte sie selbst nicht richtig sagen, sie hatte doch immer nur große Räume mit wenigen schönen Möbeln gewollt.

Kam Michael zurück, durften die Zwillinge durch die ganze Wohnung toben. Thea ging ins Bad und machte sich an die Wäsche. Anschließend bekamen die Kinder ihr Abendbrot, wurden gebadet und ins Bett gebracht. Nach sieben Uhr setzten sich Thea und Michael zum Abendbrot. Thea meinte öfter, es wäre erzieherisch richtiger, gemeinsam mit den Zwillingen zu essen, aber das verschoben sie immer auf später, wenn die Zwillinge größer seien und Pädagogik nötig hätten. Den Rest erledigten sie anschließend; Thea schüttelte die Betten auf und wischte aller zwei Tage mit dem Staublappen über die Möbel, Michael wusch das Geschirr ab. Kurz vor acht waren sie fertig.

Erkrankten die Zwillinge einmal, obwohl sich Thea um eine vitaminreiche Ernährung bemühte, brachte das über Wochen alle Organisation durcheinander. Dann stritten sich Thea und Michael auch heftig; Thea beschuldigte Michael, er hätte sie zur Heirat und zu

Kindern überredet. Michael verteidigte sich nur matt: hatte sie es denn nicht auch gewollt?

Die Streitigkeiten endeten meist damit, daß Michael Thea bat, zu Hause zu bleiben, wenigstens ein paar Jahre, das sei doch einfach nicht zu schaffen, die Arbeit und die Zwillinge. Da sie darauf nie reagierte, tröstete er sie bei anderen Gelegenheiten, wenn sie müde im Sessel saß (und von Australien sprach): "Thea, laß mal, noch zwei, drei Jahre, dann sind die Beiden groß genug, dann wird alles viel leichter und besser." Thea antwortete darauf nicht, was auch.

Thea achtete Michael. Von seinen Dienstreisen – er war öfter unterwegs, zu Beratungen und Lehrgängen – schrieb er manchmal: Thea, laß uns doch den ganzen Kleinkram und die Streitereien vergessen, wenn ich nach Hause komme. Ich habe Sehnsucht nach euch. – Manchmal brachte er auch Blumen mit.

Trotzdem kam Thea auch die Lust an, ihm von jener Episode zu erzählen, einfach um zu sehen, wie er reagieren würde. Und dann wieder fürchtete sie urplötzlich, jemand könne es ihm hinterbringen, diese spitznasige Studentin zum Beispiel; nicht nur die Zwillinge hingen an Michael.

Einmal belauschte sie auf einer Betriebsfeier, zu der sie Michael mitgenommen hatte, das Gespräch zweier Mädchen im Waschraum. "Ich wußte gar nicht, daß die Kroßien" – das war Thea – "so einen tollen Mann hat. Er sieht aus," – das Mädchen malte sorgfältig die Mundkonturen nach, leckte darüber und schraubte den Lippenstift zu, – "na eben wie ein Mann. Den müßte man ihr ausspannen. Wo sie doch manchmal so vergnatz ist ..."

Thea besah sich an diesem Abend ihren Michael so eingehend, daß es ihm auffiel und er sie dringlich fragte, was sie denn habe. Später empfand sie etwas Ähnliches wie Eifersucht.

Irgendwann traf Thea mitten auf der Prager Straße Frauke. Beide freuten sich aufrichtig über die Begegnung. Thea hatte nicht einmal gewußt, daß Frauke nach Dresden zurück gezogen war.

Frauke sah hervorragend aus, sie war von Kopf bis Fuß in Jeans gekleidet. Sie hatte ein paar Kilo abgenommen und dadurch viel von der früheren Weichheit verloren. Thea konnte nicht sagen, ob ihr das gefiel.

Sie setzten sich an einen der Springbrunnen und Frauke alberte mit den Zwillingen, die seltsamerweise sofort sehr zutraulich reagierten. Dann sah sie Thea abschätzend an und sagt: "Ich wette, du wolltest sogar die Zwillinge." Das stimmte nicht ganz, aber Thea entgegnete nichts darauf.

Bevor sie sich verabschiedeten, verabredeten sie einen Treff, konnten ihn aber beide nicht einhalten: Ein Zwilling erkrankte, und Frauke hatte ein Rendezvous. Sie wechselten Entschuldigungsbriefe und hörten dann nicht mehr voneinander. Thea nahm ein paar Wochen später das schon lange mit Michael diskutierte Theateranrecht für sie beide. Fünf Monate lang gingen Michael und Thea regelmäßig ins Schauspielhaus, dann sporadisch und auch einzeln. Für die folgende Spielzeit erneuerten sie das Anrecht nicht. Aber im Sommer machten sie die seit längerem geplante Reise nach Rumänien.



In diesem Winter¹⁸

In diesem Winter brachte Teresa Ordnung in ihr Leben. Innerlich gefestigt und mit Haltung wollte sie Kälte, Nässe, Schnee, überfüllten Straßenbahnen und aller zusätzlichen Unbill begegnen.

Diesen Winter kennzeichnet Regelmäßigkeit. Stets am gleichen Wochentag zur selben Stunde schwimmt Teresa, geht sie spazieren, fährt mit dem Fahrrad zur Sauna; sie schläft täglich zehn Stunden, geht mit den Hühnern ins Bett und steht entsprechend früh auf, – sie ist zufrieden mit sich: so ein gesundes Leben, damit wird sie achtzig Jahre alt. Im vergangenen Winter, als das Leben allzu massiv über sie hereinbrach, dachte sie gelegentlich, sie erreicht höchstens die Vierzig. – Manchmal auftretende Gedanken wie: ob man mit solchem Dasein mit der Zeit nicht selbst zum Huhn wird? verdrängt Teresa schnell.

Dies ist ein geruhsamer Winter. Da sagt sie nicht zu dem Mann, der den Sommer über der ihre war: Versteh doch, Fritz braucht mich so sehr; da läßt sich nicht anklagend beschuldigen von Franz, sie schiebe Ferdinand nur auf ein Wartegleis, bis sie ihn überhabe. Und sie schläft schon gar nicht mit Filip, nur weil er ihr über Wochen täglich beweist, wie er leidet, wenn sie nicht mit ihm ins Bett geht. – In diesem Winter stellen ihr die Liebhaber des vergangenen ihre neuen Geliebten vor, diesmal soll es fürs Leben sein. Wie alle Winter zuvor. Das demonstrieren sie anschaulich. Teresa lächelt dazu ihr tantenhaftes

¹⁸ GESCHICHTEN FÜR MAJKA (a.a.O., S. 134-139)

Lächeln: Gott schenke euch Glück, Kinderchen. Am nächsten Tag geht sie dann frühzeitig schwimmen, sie tobt durch das Fünfundzwanzigmeterbecken der Volksschwimmhalle, als gelte es einen Rekord zu brechen, die friedlichen anderen Morgenschwimmer weichen erschrocken aus, sie kennen sie nur ruhig.

Für diesen Winter löste Teresa vorausschauend alle losen Verhältnisse des Sommers bereits im Herbst. – An den Winterwochenenden fährt sie jeden Nachmittag mit der Neunundzwanzig hinaus zum Forsthaus Kaschwitz und läuft dann Stunden durch den Wald. Dabei hat sie Zeit nachzudenken. Daß die Gedanken ausschließlich um Friedrich kreisen, gefällt ihr nicht an diesem Winter, läßt sich aber wohl nicht ändern. – In diesem Winter gibt es keine lottrigen Wochenenden, die von Freitag- bis Sonntagabend fast ununterbrochen zu zweit im Bett verbracht werden. Auch keine sich daran anschließenden herzerreißenden Abschiede. Dafür fallen jene sonntagnächtlichen Stunden weg, in denen sie frierend und zitternd die Kilometer vom Bahnhof nach Hause läuft, in solcher Weltstadt und gar bei Schnee bekommt man zu dieser Stunde kein Taxi mehr; mußte sie auch den absolut letzten Zug nehmen.

142

In diesem Winter wartet sie nicht, Todesver zweiflung im Herzen, auf das Klingeln des Telefons, hebt nicht einmal um das andere den Hörer ab: es könnte ja sein, die Leitung ist unterbrochen. In diesem Winter weiß sie, wer anrufen könnte. Und vor allem weiß sie, es entlockt ihr keinen Herzschlag mehr als normal.

Teresa träumt selten in diesem Winter, und dann auch nur freundlich. Da ist nichts von den Träumen des Winters zuvor, in denen sie allnächtlich Päckchen packend ins Wasser fiel, sofort vom Strudel erfaßt und saugend in die Tiefe gezogen wurde, immer tiefer, bis zuletzt auch der Kopf unter der Wasseroberfläche verschwand und sie nach Luft rang. Am grausamsten waren die Variationen zu diesem Traum, wenn er neben ihr schlief. Am Morgen erzählte er ihr dann manchmal, sie hätte nachts wieder Worte gerufen, die er nicht verstehen konnte.

Kein Winter mehr, in dem Teresa auf dem Sofa liegt, verletzt, und eigentlich nur noch sterben will. Oder sie läuft erregt auf und ab und kann vor Erbitterung kaum noch atmen: Dieser Mensch wußte zu genau, was er sagen mußte, um sie bis ins Innerste zu kränken. (Sie

selbst konnte das natürlich auch hervorragend.) Zwei Tage später kreuzten sich regelmäßig die Telegramme: Bitte komm, ich brauche dich.

Keine Auseinandersetzungen mehr, bei denen alles in Teresa in Aufruhr geriet, wenn er sie sachlich reizte: Der Mensch ist schlecht, schlecht; wenn du schwach wirst und hinfällst, wirst du aufgefressen. Und Teresa muß nun nicht mehr dagegenschreien: gut ist er, und mit Fäusten auf ihn losgehen, um derart ihre Überzeugung von der Güte des Menschen zu verteidigen. (Außerdem wollte sie auch nicht gern daran denken daß es so einfach doch nicht war.) – Dies ist ein ernsthafter Winter, ohne allen Gefühlsüberschwang bei der Behandlung grundsätzlicher Fragen; Teresa hat wieder nur ihre Bücher. Dort sind die Dinge klar, bekannt und unschädlich.

In diesem Winter wird sie nicht träumen, als Schlußpunkt jeglicher Auseinandersetzung (beschuldigt und beschimpft), mit einem Buch in der Hand hinter einer hohen, weißen Mauer aufgewachsen zu sein, er hingegen sei immerfort von der anderen Seite mit dem Kopf gegen die Mauer gerannt, nein, schlimmer noch: man hätte seinen Kopf genommen und ihn gegen diese Mauer gestoßen.

In diesem Winter muß Teresa nicht unausgesetzt sich und die Dinge, alle, in Frage stellen. (Entsetzt bemerkt sie aber, es ist zur Gewohnheit geworden.)

Teresa ist in diesem Winter sehr fleißig. Alle Arbeiten erledigt sie bedächtig und genau, mit der Korrektheit und Akkuratess, die sie liebt. Sie hat das untrügliche Gefühl: Alles, was sie an Arbeit anpackt, gelingt. Teresa ist, was Fachliteratur und dergleichen anbelangt, auf dem laufenden. Und es kann ihr keinesfalls passieren, wie im vergangenen Winter so oft, daß sie unvorbereitet (er hatte es im Handumdrehen geschafft, sie zu beschäftigen von früh bis spät) vor zwanzig Schüler tritt und während des einstündigen, selbstbewußt gehaltenen Vortrags nur das eine befürchtet es könnte einer aufstehen und eine Frage stellen. Dann bräche alles zusammen. – Doch seltsamerweise schafft sie insgesamt nicht mehr als im vergangenen Winter, als alles nur wie ein Schlittern von einer Katastrophe in die nächste schien.

Teresa besucht jetzt wöchentlich Opernvorstellungen und Konzerte, sie versucht sich an das dortige, innig mit sich selbst beschäftigte

Publikum zu gewöhnen. Im Winter zuvor kamen sie höchstens einmal ins Kino, meist waren sie aber auch dazu zu müde; einmal passierte es ihr sogar, daß sie im Zug mit offenem Mund schlief. Friedrich fand das ganz reizend.

Früh und abends turmt sie diesen Winter lang verbissen vor dem geöffneten Fenster, sie achtet auf maßvolle Ernährung, ißt hauptsächlich Äpfel, Bananen und Cornflakes, früher hatte sie keine Zeit, an derlei Kram auch nur zu denken.

Teresa vergißt keinen Geburtstag in der Verwandtschaft, beantwortet alle Briefe fast sofort und versendet tatsächlich an alle Freunde Kartengrüße zum Neuen Jahr.

Sehr viel öfter als alle Winter zuvor überfällt Teresa der Zwang zu kaufen. Dann kann sie nicht anders, sie läuft von Geschäft zu Geschäft, erklettert jede Etage des Centrum-Warenhauses, rollt mit der Rolltreppe des "Konsument" vom ersten bis zum fünften Stock und kramt und wühlt und kauft. Das Zeug, das sie anschließend nach Hause schleppt, will sie einen Tag später nicht einmal mehr sehen.

Teresa bemüht sich erneut um die Inneneinrichtung ihrer Zimmer. Sie hat die Wohnung wieder allein, für sich und separat. Und verfällt nicht mehr in sanfte Gereiztheit, wenn seine Anwesenheit darin sich über länger als eine Woche erstreckt. In solchen Zeiten bepflasterte er die Wände mit Plakaten und dubiosen Spruchweisheiten. Teresa muß nicht mehr im Raum verstreute Sachen auflesen und spitzfingrig überquellende Aschenbecher in den Abfalleimer donnern. Auch schrubbt sie nicht mehr heulend dicke Staubschichten von den Schränken; in dem Winter geht sie täglich mit dem Staubläppchen über die Gegenstände.

Manchmal fühlt sich Teresa wie auf Bewährung entlassen zu ihren mattgelben, imitierten Schleiflackmöbeln. Sie langweilt sich in diesem Winter.



Das Fräulein Bärbel¹⁹

Als er merkte, daß die Hinterreifen wegrutschten, war die automatische Aufmerksamkeit langer Fahrten wie weggewischt und er voll konzentriert. Er konnte später, auch bei genauestem Analysieren, nicht mehr sagen, was er im einzelnen tat: das Gas beibehielt, das Gas wegnahm, mit dem linken Fuß auf die Kupplung trat oder in momentaner Verwirrung auf das Bremspedal, es geschah alles in Bruchteilen von Sekunden. Eines wußte er allerdings genau: Er hatte versucht gegenzusteuern, gegen diese wegrutschenden Räder, die unaufhaltsam den ganzen schweren Wagen mit sich zogen, als seien sie auf Schmierseife geraten. Im nachhinein schien ihm, es wäre ein wildes Drehen und Kurbeln des Lenkrads gewesen; als er aber später mit der Taschenlampe die Radspuren in dem dünn gefallenen Schnee ableuchtete, sah er nur eine gerade Linie, die zuerst aus der Kurve heraus nach links und dann stetig nach rechts zu ihrem Endpunkt, den niedergewalzten Sträuchern und dem tiefen, mit Schlamm und Wasser gefüllten Graben führte. – Und an seine Gedanken erinnerte er sich genau, die scheinbar ebenso wild durcheinanderwogten, die aber in Wahrheit nur um das eine kreisten: ungeheures Erstaunen; sollte wirklich er das sein, der auf einer ihm völlig unbekanntem Landstraße gegen den Wagen ankämpfte, ausgerechnet ihm sollte so etwas Dummes wie ein Unfall passieren – er war einfach erstaunt und glaubte es auch nicht, als schon die mannshohen Sträucher vor der Frontscheibe auftauchten, es einen heftigen Stoß gab, er vornüberfiel.

146

¹⁹ GESCHICHTEN FÜR MAJKA (a.a.O., S. 142-166)

Wieder zu sich gekommen, knüpfte er fast ohne Übergang an die Gedanken von vorher an, wie wenn sich seine Person gespalten hätte in zwei. Eine, die Schmerzen im Brustkorb verspürte und im Kopf und langsam nach der Stirn griff; während die andere fast heiter dachte: Du brauchst keine Angst vor der Angst zu haben, vor der Todesangst, denn du bist ja nur überrascht, unheimlich überrascht bis zum Schluß, daß es dich trifft, glauben kannst du es doch nicht.

Er hatte sich in den letzten Monaten – in dem Maße, wie er überhaupt Zeit fand für sowas – oft mit dem Gedanken an Todesängste herumgequält, und er fürchtete sich vor einer Angst, in der er klein, erbärmlich und mies sein würde. Immer wieder erschien ihm der Tod im Wasser, nach einer Schiffskatastrophe etwa: stundenlanges Liegen im Wasser mit dem Wissen, letztendlich doch unterzugehen, zu verschwinden ohne Spur; sterben – und dabei zappeln bis zum Schluß, jeden erbärmlich wegstoßen, der sich anzuklammern versucht ...

Er drückte sich hoch vom Lenkrad und sah sich um, seltsamerweise brannte noch ein Scheinwerfer und beleuchtete die Szenerie vor ihm: modriges Wasser und braune Sumpfpflanzen. Das Auto hing in einem Winkel von fast neunzig Grad schräg in diesem Graben. Später, als er es sich bei klarem Bewußtsein ansah, erinnerte es ihn an Filmszenen, in denen sich Flugzeuge tief in die Erde gebohrt hatten. Oder an die alten Kriegerdenkmäler in verlassenen Dörfern: große Propeller aus dunklem Granit, halbschräg in die Luft ragend.

Das Radio spielte noch, eine Sängerin sang italienisch, ihm huschte durch den Sinn, daß die Radios wahrscheinlich das Solideste und Robusteste an diesen Autos waren. – Die Tür ließ sich nicht öffnen, er rutschte hinüber auf den Nebensitz und stieg dort aus. einen Moment hing sein Fuß in der Luft und landete dann bis über dem Knöchel in dem sumpfigen Wasser. Er ließ die Tür offen in der Luft hängen, was kam es schon darauf an, und kletterte die Grabenwand hoch. Auf der Straße wäre er um Haaresreite ausgerutscht und hingeschlagen. In diesem Augenblick schwand die schockartige Heiterkeit, und er begriff alles, die starken Schmerzen und daß dort sein Auto zerbeult lag, eben jenes Auto, auf dessen Armaturenbrett er noch eine halbe Stunde zuvor geklopft hatte: bist ein braves Tier, verläßlich; es zog so mühelos alle Berge hoch.

Ihm wurde übel, unsicher lief er die paar Schritte bis zum nächsten Baum und hielt sich daran fest. Tief atmend und schluckend, versuchte er die Übelkeit zu verarbeiten, die immer wieder aufstieg. Kleine, wäßrige Schneeflocken fielen sacht herab. Er wünschte, es würde dichter, heftiger und stetiger schneien, dann hätte er vor sich eine Entschuldigung, wenn er sich einfach hinsetzte und wartete, bis er einfror.

Weit und breit sah er keinen Lichtschein, obwohl er inmitten einer Ortschaft sein mußte. Er blickte sich um, bewegte sich langsam, da er auf einmal so müde war, schließlich erkannte er jenseits des Tümpels und auch ganz nah an der Straße die dunklen Silhouetten der Häuser.

Johannes setzte sich in Bewegung; das nächstgelegene Haus war von Hof und Garten umgeben. Er fand keine Klingel und klopfte zuerst und hämmerte dann mit den Fäusten gegen die Haustür. Die Hände schmerzten, doch das Haus blieb dunkel und still. Er lehnte sich gegen die Hauswand und überlegte müde, ob er nicht zum Auto zurückgehen, sich danebensetzen und einfach warten sollte: irgendwann würde sicher irgendwas geschehen. – Und dann dachte er: Na, wo seid ihr jetzt, Anita, Maria, Karola und du: Heilige Katarina, Beschützerin junger überforderter Männer, und vor allem du, Zecke – wenn ihr mich lieben, mich beschimpfen wollt, für euren Kummer und eure Freude einen braucht – wo seid ihr jetzt, eine wie die andere?

Nochmal hämmerte er gegen die Tür und sah dann plötzlich Licht in einem der Fenster, es wurde geöffnet, und eine dünne Altfrauenstimme fragte, was er denn wolle.

Johannes bat um Hilfe, und die Stimme antwortete halb wehleidig, halb keifend, zum Nachbarn solle er gehen, der Herr Bendler wäre Traktorist, er müsse dort nur laut rufen, sonst würde er nicht gehört.

Johannes stolperte vom Hof und dachte immerfort: Das ist doch wohl das Letzte, das Letzte. Er spürte, daß er über schlammige Wege lief, Schuhe und Strümpfe waren naß, die Hose hing schwer und schlammig an ihm, er fror stark und zitterte und wiederholte mehrmals: bloß nicht hysterisch werden.

In dem Nachbarhof rief er lange und vergeblich den Namen des Traktoristen, nichts rührte sich, nicht einmal Schneeflocken fielen noch vom Himmel.

Er lief auf die Straße zurück. Auf einmal entwickelte sich dort alles sehr schnell und ohne sein Zutun, in der Dunkelheit konnte er auch die Einzelheiten nicht genau feststellen: Eine Frau mit hellem Kopftuch wischte eilig an ihm vorbei, sie mußte aus dem ersten Haus kommen, dort waren inzwischen auch weitere Fenster erhellt; sie murmelte in seine Richtung etwas wie: die Nachbarn holen. – Dann standen da einige Männer um das Auto herum und redeten und gestikulierten. Johannes konnte nicht mehr als ja und nein sagen, und immer wieder hatte er das Gefühl, dies alles als einen Film zu sehen: es schien ihn nichts anzugehen.

Ein Autobus kam fast im Schrittempo die Straße entlangefahren und stoppte. Als der dicke Fahrer ausstieg, fluchte er lästerlich: "Gottverdammte Scheiße, jeden Winter dasselbe Theater, die Straße ein Spiegel und nicht gestreut." Er grientete Johannes an und sagte: "Na, Meister, das war'n Schock, was?"

Johannes hörte die Männer Kommandos geben, sie befestigten ein Seil an der Hinterachse des Shiguli²⁰, und der Bus zog ihn Zentimeter für Zentimeter heraus. Die Männer stützten dagegen, damit der Wagen nicht seitlich abkippte. Johannes konnte nicht einmal dabei helfen. Er schämte sich seiner Schwäche, aber er konnte sich nicht von der Stelle rühren, auch wurde ihm wieder übel.

Sie schoben das Auto an den Straßenrand, die linke Seite und die Vorderfront waren eingedrückt, auch die Motorhaube ließ sich nicht richtig schließen. Der Busfahrer besah sich alles genau, dann nahm er die Autoschlüssel, versuchte zu starten, und seltsamerweise sprang der Motor an, lief, setzte aus und lief weiter, als wäre nichts passiert. "Wie 'ne Nähmaschine", sagte einer der Männer.

Der Fahrer brachte den Schlüssel zurück. "Feiner Wagen, der. Hätte wirklich schlimmer kommen können. Aber fahren Sie heute nacht nicht mehr weiter, das ganze Stück bis zur Autobahn ist nicht gestreut."

Johannes nickte. – Aus dem Bus waren einige Männer ausgestiegen, sie kamen von der Schicht und bildeten eine abseits stehende Gruppe, einer von ihnen sagte hämisch lächelnd: "Was ist denn das für ein Vogel, fährt so'ne Karre hier in den Graben." Johannes dachte: Ob ich hingehge und ihm ein paar runterhaue.

²⁰ Sowjetische Lizenzproduktion von Autos des italienischen Herstellers Fiat, im Export unter dem Namen Lada.

Aber noch während er den Mann ansah und die anderen, die beifällig spöttisch lachten, vergaß er sie und dachte: irgend etwas rückt immer näher. Der Zeichen werden immer mehr. Vor drei Wochen der Brand in der Werkstatt, heute der Unfall, und vor allem dieses immer stärker werdende Gefühl die ganze Zeit über: *ES* kommt immer näher.

So plötzlich und übergangslos wie er entstanden war, entwirrte sich der Auflauf. Noch ehe Johannes nach Geld kramen konnte, rief der dicke Fahrer aus dem Bus heraus: "Kopf hoch, Meister, noch leben Sie", und fuhr los. Die Männer aus dem Dorf grüßten und gingen in verschiedene Richtungen davon. Johannes stand auf der Straße neben dem Auto und dachte: Dieser verrückte Film ... Noch leben Sie ...

Dann bemerkte er neben sich die Frau mit dem hellen Kopftuch. "Wenn Sie wollen, können Sie bei uns übernachten", sagte sie. Johannes erinnerte sich, alle hatten sie Fräulein Bärbel genannt.

Er nickte, und sie liefen gemeinsam in Richtung des Hauses. "Wollen Sie das Auto nicht abschließen", fragte die Frau zwischendurch; Johannes winkte ab: das klaut keiner mehr.

Das Haus, in das sie ihn führte, ähnelte dem, das er fünfzig Kilometer weiter in Großkorenz bei der Mutter vorgefunden hätte: ein kalter Steinflur, von da in die Küche mit großem Herd, Küchentisch in der Mitte, Küchenschrank, in einer Ecke ein Waschbecken mit Elektroboiler darüber, auf einem Bord der Zahnputzbecher, vor dem Fenster ein Abwaschtisch, die schmale Tür zur Speisekammer, durch die andere gingen sie ins Wohnzimmer. Auch dieses wie erwartet: neben dem Kachelofen ein abgeschabter Sessel (Modell der fünfziger Jahre), ein Tisch mit vier Stühlen unter einer dreiarmigen Hängelampe inmitten des Raumes, eine Kredenz mit Ramschnippes hinter Glas, ein Sofa mit dem gleichen Bezugsstoff wie der Sessel, eine Anrichte (mit einem riesigen Farbfernseher), an den Wänden Zufallsbilder: eine kleine Öllandschaft, betende Hände, ein Bibelspruch (koloriert).

Eine alte Frau stand am Tisch, in hohen Filzhausschuhen und grünem Bademantel. Als sie sprach, erkannte er sie an der Stimme wieder, sie sah aus, wie er sie sich vorgestellt hatte: halb wehleidig, halb verbittert und böse.

Die junge Frau trat kurz nach ihm ins Wohnzimmer und schickte die Alte ins Bett. Ihm bot sie den Sessel an, aber er blieb an den Kachelofen gedrückt stehen, obwohl sich der nur noch lauwarm anfühlte. Er fror entsetzlich.

"Da haben Sie aber Glück gehabt", sagte die junge Frau. Sie zog einen der Stühle etwas vom Tisch ab, setzte sich und sah Johannes an. Sie mochte achtundzwanzig sein oder dreiunddreißig, ebensogut hätte man sagen können, sie sei neununddreißig ... Es war völlig klar, warum alle sie Fräulein Bärbel nannten. Wenn sie sich nicht sehr müht, bleibt sie das bis an ihr Lebensende und wird der Mutter immer ähnlicher, dachte Johannes und ließ ab von diesem Faden, es war ihm zu uninteressant, um weiterzudenken.

"Sie frieren, nicht wahr, ich habe schon Wasser für Grog aufgesetzt", sagte sie. Johannes bemerkte, daß sie unter einer verwaschenen Strickjacke ein beblumtes Nachthemd anhatte. Dazu trug sie jetzt eine Trainingshose. – Sie nahm das Kopftuch ab und fuhr sich mit den Händen durch das Haar, dabei warf sie den Kopf leicht nach hinten. Diese Geste rührte ihn, sie mußte sich das aus schlechten Fernsehfilm abgesehen haben, das dunkelblonde Haar war starr zur Dauerwelle gelegt und sah nicht aus, als kenne es solche lockernden Gesten.

"In der Kurve hier passiert öfter etwas, im vergangenen Winter gab es sogar zwei Tote. – Ich mache Ihnen auch etwas zu essen, Sie sind bestimmt hungrig." Johannes erinnerte sich, daß er den ganzen Tag nicht zum Essen gekommen war, – abgesehen von dem hastigen Frühstück und ein paar trockenen Brötchen, die er in Neubrandenburg gekauft hatte, bevor er in die Arkadengalerie ging. Luise, die Architektin, die die Ausstellung vorbereitete, wollte ihn zwar mittags in die bekannte Weinstube führen, aber dann kam es nicht dazu: Sie bemerkten, daß die Möbel im zweiten Raum nicht so wirkten, wie er es sich vorstellte, er lief herum, stritt mit ihr, überlegte und notierte, sie kamen überein, daß er noch ein paar andere Möbelstücke liefern sollte, und darüber wurde es Spätnachmittag.

Johannes lächelte die Frau dankbar an, als sie aufstand und den Raum verließ. Sie blieb lange weg. Die Uhr auf der Kredenz zeigte halb eins, es war also schon Dienstag. – Er dachte an das vorangegangene Wochenende. Als er am Sonnabend mittendrin war, schien ihm, als

seien dies die schlimmsten Tage überhaupt. Er kannte diese Depressionen mittlerweile, wußte auch, wie er ihnen begegnen konnte: nur mit Schlaf; wenn er einen, zwei oder drei Tage fast ausschließlich schlief, regelte er sich selbst wieder ein. Er nannte das: sich aus dem Verkehr ziehen, und hatte dabei die Assoziation von Falschgeld. Wahrscheinlich war es an diesem Wochenende deshalb so schlimm, weil am Sonnabendnachmittag, als er vor dem Reißbrett stand, irgendwas krakelte und schon dachte, es wäre für diesmal überstanden, plötzlich dieser Gedanke auftauchte: Warum eigentlich sollte er sich überhaupt noch *einregeln*, wofür denn, was gab es so Starkes in seinem Leben, um das ständige Auf und Ab zu ertragen, warum in Dreiteufelsnamen mußte er denn diese Depressionen überhaupt beenden. – Er rettete sich dann doch wieder ins Bett, und erst am nächsten Vormittag weckte ihn Karola. Johannes öffnete ihr, noch im Schlafanzug, und sie wußte zur Begrüßung nichts Besseres zu schnattern als Unfug über freischaffende Kunsthandwerker, die alle Tage bis in die Puppen schlafen und das große Geld absahnen. Johannes stöhnte und ließ sie trotzdem herein, diese hirnlose Gans, die nicht sah, daß er alle Tage zuvor täglich sechzehn Stunden gearbeitet hatte und die niemals begriffen hätte, daß er mit großer Wahrscheinlichkeit den Kopf in die Backröhre des Gasofens stecken würde, wenn er diesen Tag nicht schlafend verbrachte. Karola blieb nicht lange, nach wenigen Sätzen fuhr er sie so grob an, daß er sie nun wohl endgültig nicht wiedersehen würde. Sie kam sowieso nur in großen Abständen, und es verwunderte ihn jedesmal, daß sie es überhaupt tat, ihr Gerede ödete ihn an, und er ließ es sie merken. Wahrscheinlich reizten sie die Möbel; ein Jahr zuvor schliefen sie ein paarmal miteinander, und er schenkte ihr einen der Stahlrohrsessel, vielleicht wollte sie einen zweiten dazu oder einen Stuhl, eines der Stapелеlemente. Es mochte sein, wie es war, er würde sie nicht mehr sehen und fühlte sich eigentlich erleichtert.

152

Johannes hörte es an der Tür schaben, er horchte auf und wartete; als nichts geschah, öffnete er sie. Die Frau stand davor mit einem großen Tablett in beiden Händen, sie lächelte verlegen: "Ich hab' sie nicht aufgekriegt."

Sie stellte das Tablett auf den Tisch und verteilte Steingutgeschirr und Gläser. "Wir könnten auch oben essen, dort habe ich meine Wohnung, aber da ist es jetzt ziemlich kalt, eigentlich wollte ich immer mal einen Ofen setzen lassen ..." Mitten im Satz brach sie ab. Johannes bemerkte, daß sie sich in der Zwischenzeit umgezogen hatte. Sie trug jetzt ein blaßgrünes Kleid, so formlos im Schnitt und fade, wie es in den Frauenzeitschriften als Verwandlungskleid (mit neuen Krägelchen und Kettchen) und ewig zeitlos gepriesen wurde, soviel verstand er von der Branche. Dazu dünne Strümpfe, nur die Kamelhaarhausschuhe hatte sie anbehalten.

"Arbeiten Sie hier im Ort?" fragte er höflich.

Sie verneinte, sie fuhr täglich mit dem Bus in die Kreisstadt, im Sommer mit dem Motorroller, sie sei beim Konsum beschäftigt. – Ihn wollte ein Lachen packen, warum, konnte er selbst nicht sagen, Johannes hatte auf irgendeinen frauenintensiven Betrieb getippt, doch er lächelte sie nur mechanisch freundlich an und begann zu essen.

Sie schob ihm Brot zu, eine Büchse Ölsardinen, von der er vermutete, sie sei von einem Brigadeausflug in die ČSSR mitgebracht worden, ein Glas Weißwurst und ein Glas Grog.

Schluckweise begann Johannes zu trinken, sie beobachtete ihn dabei und sagte: "Ist vielleicht nicht so stark, der Grog, aber heiß ... und er wärmt."

Johannes überlegte, wie sie wohl reagieren würde, wenn er breit und gemütlich antwortete: Hättest doch einen Schwapp mehr 'reintun können, Mädchen; aber er tat es nicht, die Szenerie war ihm zu traurig. Die Frau erinnerte ihn an seine Schwägerin, die mit drei unerzogenen Kindern und dem Bruder, der jedes Jahr feister und bequemer wurde, vor sich hintrocknete und verbitterte. Er sah dieses Fräulein Bärbel Abend für Abend mit den beiden Alten in dieser Stube vor dem Fernsehapparat sitzen, strickend, häkelnd, – er konnte sich gut vorstellen, wie sie unzufrieden auf die Mutter einkeifte; die Schwägerin, die mit seiner Mutter im selben Haus wohnte, tat es ebenso.

"Du liebe Zeit, Sie haben noch Ihren Mantel an ... Na ja, allzu warm ist es hier jetzt nicht mehr ... Das habe ich Sie auch noch nicht gefragt: sind Sie irgendwie verletzt?"

Johannes erhob sich und zog langsam den Mantel aus.

Die Frau kam um den Tisch herum und nahm ihn Johannes aus der Hand. Johannes dehnte und streckte sich. "Nein, nichts Ernsthaftes", antwortete er.

Er sah, wie die Frau leicht über das Fell am Kragen des Mantels strich. Mit genau derselben Geste hatte das Zecke getan, als er den Lammfellmantel vor zwei Monaten mitbrachte. Zecke bekam große und glänzende Augen. "Ist das schönes Fell," sagte sie bewundernd, "und ganz leicht. Nur zu hell. In ein paar Wochen ist es dreckig und speckig. Aber wenn du das Geld dazu hast ..."

"Natürlich habe ich es nicht. Für solche Dinge hat man nie Geld", antwortete er. "Ich wollte aber genau diesen Mantel. – Vieles, was der Mensch tut, geschieht aus einem gewissen Nachholebedürfnis", dozierte er. "Wenn er die Dinge besitzt, weiß er sie schließlich nichtmal zu nutzen. Aber er hat sie, und damit ist Ruhe. Echte Bedürfnisse entwickeln zu können gehört zur Kunst des Lebens."

Zecke setzte ihr Gouvernantengesicht auf und antwortete patzig: "Weiß ich alles selbst, brauche dich nicht zur Aufklärung." – Dabei war das, was er sagte, nur die halbe Wahrheit. Sonst lebte er sehr sparsam, schließlich konnten sie ihm die Werkstatt von einem Monat zum andern schließen, eine Handhabe gegen ihn fand sich immer. Oder die Leute wollten plötzlich keine nachgebauten Bauhausmöbel mehr kaufen. Auch der Gedanke, plötzlich nicht mehr dazusein und nie richtig gelebt zu haben, aus Ängstlichkeit immer unter seinen Wünschen gelebt zu haben, trug bei zu diesen Wahnsinnskäufen. Und so lief er denn plötzlich los, kaufte einen Mantel und die große weiße Stereoanlage. – Wenn er es recht bedachte, war Zecke das einzige, wo er nicht unter seinen Wünschen blieb. Obwohl sie sich selten sahen und meist im Streit voneinander schieden. Zecke, die ihm am Anfang einmal eine Ohrfeige gegeben hatte: als er noch nicht im Besitz der, wie er es später ihr gegenüber nannte, "komplexen Erfahrung Zecke in ihrer vollen Dialektik" war und voller Überzeugung zu ihr gesagt hatte: "Man muß bei dir nur die richtigen Hebel kennen und an ihnen drehen, dann bist du ganz leicht zu handhaben."

Das Gespräch damals mit Zecke artete wie so oft in einen Streit aus, sie rannte türenknallend aus der Wohnung, kam zwei Stunden später wieder, weinte und streichelte ihn, dann schliefen sie miteinander.

Dabei dachte er flüchtig: Warum fragt sie nie, weswegen ich sie Zecke nenne?

Die Frau legte den Mantel über die Lehne des Sofas und setzte sich wieder auf ihren Stuhl sie lächelte etwas verlegen. "Essen Sie doch", sagte sie. "Wohin wollten Sie denn fahren?"

Johannes nannte ihr Großkorenz und beantwortete gleich noch die nächste, ungestellte Frage: seine Mutter wolle er besuchen, er komme sonst nicht allzu oft in diese Gegend; dann schwiegen sie. Er war froh, daß sie ihn nicht mit weiteren Fragen belästigte: was er dort täte, ob er die Mutter liebe und was dergleichen noch möglich wäre bei diesem Fräulein Bärbel. Konkret hätte er geantwortet, daß er der Mutter das Auto vorführen und Geld bringen wolle, zu Weihnachten. Verschweigen würde er, daß er mit dem Auto vor allem bei der Schwägerin vorfahren wollte, seit ihrem Einzug in das Haus der Mutter prophezeite sie boshaft seinen Untergang. Johannes dachte: Wenn ich schon sonst nichts verwirklicht habe, wenigstens verdiene ich Geld und fahre jetzt dieses Auto. Ihr Spießer habt es nicht mal soweit gebracht. Außerdem wollte er sich mit den hundert Mark und der Flasche Wein von dem weihnachtlichen Besuch loskaufen. Das sentimentale Fest und diese Familie, das war zuviel, das vertrug er in diesem Jahr einfach nicht, seine Haut schien ihm sehr dünn geworden. – Aber der eigentliche Grund für seine plötzliche Fahrt nach Großkorenz war ein Satz, nach dem er die Mutter ganz beiläufig fragen wollte, schließlich ging sie fast jeden Sonntag zur Kirche und mußte wissen, wo der in der Bibel zu finden war; bereits Wochen grübelte er und bekam ihn nur sinngemäß zusammen: diesen Satz von den Zeichen, die Gott setzt.

Auch damals, vor drei Monaten, fragte ihn Zecke in ihrer ewigen bohrenden Art wiederum: "Aber warum baust du eigentlich diese Möbel, du hast keine Ausbildung dafür ... erzählst mir, was du eigentlich machen willst", sie deutete auf die herumstehenden Gipsfiguren, "– ich verstehe das einfach nicht." Schon wie sie sprach, was er bei sich überheblich nannte, machte ihn böse. Genauso ließ sie sich immer von den lichten Höhen ihrer hellen und warmen Neubauwohnung in sein Rattenloch herunter, in dem er die Fenster mit Tapete zugeklebt hatte, um nicht auf die Mülltonnen des

Hinterhofs sehen zu müssen, und fragte, warum er eigentlich noch immer hier wohne und nicht in einer besseren Wohnung. Sie hatte die unnachahmliche Impertinenz der Satten, die den Hungrigen erstaunt fragt, warum er nicht gehe und sich ein Stück Brot nehme. – Im Laufe des enen Jahres trennte er sich mehrmals von ihr, sie sich auch von ihm, aber letztendlich war das alles aussichtslos, innerhalb weniger Wochen hatte sie sich wieder zeckenhaft in sein Fleisch gebohrt, und er wurde sie nicht mehr los, es sei denn, er risse sein Fleisch mit aus.

Ein paarmal versuchte er, ihr die vielen Zufälligkeiten zu erklären, aus denen heraus er plötzlich freischaffender Kunsthandwerker war, so die offizielle Bezeichnung; für ihn selbst überraschend, dahin wollte er eigentlich nie. Vielleicht bildeten den Anfang diese zwei Sessel, für die er sich noch in seiner Großkorenzer Zeit das Stahlrohr bog. Er arbeitete damals fünf Jahre lang als Schlosser in der Großkorenzer Maschinenfabrik. Oder es lag an dem permanenten Geldmangel in der Ära der Heiligen Katarina: er baute die meisten Möbel für sie beide. Und ganz bestimmt war es dieser bohrende Gedanke all die Jahre: Geld muß man haben, wie kommen all die anderen dazu, vom Sparen allein können junge Leute hier kein Auto fahren, ich will auch nicht immer der Letzte der Letzten sein. – Viel später, nach den drei Jahren, in denen er als Reinigungskraft arbeitete, Souvenirs und Christbäume verkaufte, dabei verbissen Fachzeitschriften studierte und Möbel zusammenbaute und nachts aus Gips die kriechenden Männer formte und sie an die Wand schmetterte, weil er ihnen nie den vollen Schmerz des Kriechenden aufprägen konnte – viel später war er nur sehr erstaunt, auf einmal diese Steuernummer zu haben und viel Geld zu verdienen. "Zecke, ich kann dir die Sache mit den Möbeln nicht erklären, höchstens so: was das anbetrifft, habe ich ins Blaue gezielt und ins Schwarze getroffen."

156

Fräulein Bärbel erhob sich, ging zur Kredenz und entnahm ihr zwei Schnapsgläser. Sie stellte sie auf den Tisch, eins direkt vor ihn, und fragte dann leicht unsicher: "Vielleicht kann man den Weinbrand auch ohne Wasser trinken, da Sie doch sowieso hier schlafen." Johannes zuckte abweisend mit den Schultern, er fühlte sich nur noch müde und abgebraucht, er mochte auf nichts mehr eingehen. Fräulein Bärbel sah das nicht, sie war inzwischen betont leichtfüßig zur Tür geeilt, was

etwas komisch aussah in den Kamelhaarhausschuhen. Sie ließ die Tür hinter sich offen und kam gleich zurück, die halbvolle Flasche Verschnitt in der Hand. Johannes ekelte sich davor, in letzter Zeit trank er selten Schnaps, aber er wollte sie nicht zurückweisen, er sah, wie Fräulein Bärbel zwischen abweisender Unsicherheit und Zutraulichkeit schwankte.

Sie setzte sich einen Stuhl näher und prostete ihm zu. Johannes kam sich bereits gemein vor, da er ungewollte konstatierte, wie grau und welk ihr Gesicht war. Kurz nacheinander tranken sie zwei Gläser, Johannes zwang sich zu fragen, ob sie sich nicht langweile in dieser Einöde. "Bißchen schon," antwortete Fräulein Bärbel und goß das dritte Mal die Gläser voll, "aber man gewöhnt sich dran." Dann erzählte sie ihm, daß sie dreiunddreißig sei, sich aber viel jünger fühle, manchmal wenigstens. Ob er das verstehe: sie fühle sich wie zwanzig – mit den Erfahrungen der Dreiunddreißigjährigen.

Johannes nickte und dachte: Ich bin dreiunddreißig und fühle mich auch viel jünger. Oder sehr viel älter. Alterslos. Das ist so, weil wir warten. Auf das Eigentliche: auf das, was unser Leben ausmachen soll. Wir haben uns noch nicht damit abgefunden, daß das Eigentliche nichts anderes ist als die Summe der dreihundertfünfundsechzig Tage im Jahr. Wider alle Erwartungen warten wir.

157

Er dachte an die Jahre, nachdem er weggegangen war aus Großkorenz, an das stupide Ingenieurstudium, an die dreizehn Monate im Rechenzentrum. Wie er plötzlich Bücher entdeckte, Theater, Konzerte, die Heilige Katarina, und wie er das alles in sich hineinfraß. – "Opium", konstatierte Zecke gelassen, als er ihr emphatisch davon erzählte. "Bist davongeflogen vor allem, was Probleme brachte. Tagsüber in der Staatsbibliothek, selbstverständlich keine Fachbücher, drei Kinovorstellungen hintereinander, anschließend mit Katarina ins Bett gesunken ... einfach Opium, Scheinwelt." Dabei spazierte Zecke munter in seinem Zimmer auf und ab, er saß in einem der selbstgefertigten Sessel und haßte sie unbändig für dieses Gerede eines Pensionatsfräuleins. Und dann kauerte sie vor ihm und streichelte sein Gesicht: "Ich versteh' das doch alles. Aber man muß auch von da weiter. Die nächste Stufe nehmen, Johannes, die nächste Stufe." –

Die Heilige Katarina half ihm, die Abschlußarbeit zu schreiben, sonst wäre er nie Ingenieur geworden. Die Monate im Rechenzentrum folgten; eine Aufgabe konnten sie ihm dort nicht geben, obwohl er danach gierte, es ging vieles durcheinander, er sollte sich einarbeiten. So saß er neun Stunden an seinem Schreibtisch, die Gespräche der älteren Kollegen über Gärten, Aquarien und das Verfertigen von schmiedeeisernen Flurgarderoben ödeten ihn an, er quälte sich herum: Soll das nun das Leben sein? Er ging zum autogenen Training, zur Musiktherapie, aber das half nicht; mit Katarina klappte es auch nicht mehr, Potenzstörungen, sagte der Arzt, das kann vorkommen in Krisensituationen. Die Heilige Katarina ertrug alles mit stoischer Freundlichkeit: seine Gereiztheit, seine hektische Fröhlichkeit, daß er sie nachts zwar ganz nahe brauchte, aber partout nicht mit ihr schlafen konnte; – kurz vor dem Ende ihres gemeinsamen Lebens sagte sie manchmal, wenn er sich ankuselte: "Spielen wir also wieder Brüderlein und Schwesterlein."

Das Ende kam dann schnell und plötzlich: Das Rechenzentrum warf ihn 'raus, beide Seiten verbrämten das unter einem Aufhebungsvertrag, aber es war unbestritten ein Rauswurf; Katarina entdeckte sein Tagebuch, in dem andere Frauennamen standen, Affären mit so geringem Stellenwert, daß er sich nachträglich fragte, warum er sie überhaupt notiert hatte; wenn er damals etwas nötig brauchte, dann die Heilige Katarina nachts neben sich, als Schutz und Schild gegen alles.

Katarina versuchte *heilig* zu bleiben bis zum Schluß – abgesehen von der Szene nach der Auffindung des Tagebuchs –; als er mit seinem Kofferchen auszog aus ihrer Wohnung, stand sie in der Tür und rief ihm halblaut nach: "Und wenn es dir wieder schlecht geht, wo werden sie dann sein, diese Weibchen?" Obwohl sie ihre Stimme dämpfte, hallte es im Treppenflur, und er dachte: Vielleicht spricht sie immer so leise, damit man die boshaften Untertöne nicht hört. – So entließ man ihn im Alter von achtundzwanzig Jahren aus allen Verhältnissen, er hatte damals große Angst vor dem Leben und der Zukunft, – diese Angst traf ihn manchmal nachts, wenn er zwischendurch aufwachte, wie ein Schlag.

Die Wangen der Frau waren jetzt leicht gerötet, und ihre Augen glänzten. Sie erzählte von den Leuten beim Konsum, und wenn sie lachte, hielt sie die Hand vor den Mund, als könne sie das Lachen damit zurücknehmen. Johannes faßte nach ihrer Hand und legte sie auf den Tisch. Sofort merkte er, daß sie ihn mißverstand, sie sah verlegen lächelnd zur Seite, und Johannes begann still gegen sich selbst zu wüten: wie falsch das alles war, eigentlich wollte er ihr eben ein paar brüderliche Ratschläge geben, daß er in einem ebenso weltvergessenen Kaff vierundzwanzig Jahre dahingelebt hatte, – aber auch das war alles falsch, die Situation wurde schief und schiefer, Fräulein Bärbel mußte ihr Leben selbst leben, was ging sie ihn an, er fühlte *es* im Nacken, was saß er hier überhaupt noch herum.

Auf einmal fiel ihn wieder die Übelkeit an, sie kam in Wellen, Johannes stand hastig auf und murmelte: Verzeihung. Er lief in die Küche und von dort in den kalten Hausflur. Er tastete die Wand nach dem Lichtschalter ab und fand ihn nicht, stolperte über einen Eimer, und die Übelkeit wurde immer größer. Fräulein Bärbel kam hinter ihm her, sie machte Licht und zeigte ihm mit großen, erstaunten Augen die Tür zum Hof. Johannes stolperte weg in die Dunkelheit, er kam bis zum Zaun und übergab sich dort. Dann lehnte er sich schwer atmend gegen das Tor. Fräulein Bärbel stand in dem hellen Viereck der Haustür, ihr Gesicht konnte er nicht erkennen. "Gehen Sie doch zurück ins Haus", rief er gereizt.

Die Übelkeit kam nochmal, er drehte sich weg und dachte: Mein Gott, ich kotze mir hier in diesem Nest noch die Seele aus dem Leib. Dabei wäre das fünfzig Kilometer weiter viel angebrachter, vierundzwanzig Jahre habe ich dort dahingedämmert ...Das kann Zecke nicht verstehen: daß diese Zeit nicht nachzuholen ist. Daß ich mich drehen und wenden kann und mich überall an meiner Unzulänglichkeit stoße. Sie kann sagen, sie versteht alles, nur wie es konkret ist wird sie nie wissen: mit dem umgesiedelten, magenkranken Stiefvater, der vier fremde Bälger durchfüttern mußte, – der Vater, heilschreiender Ortsgruppenführer, war fünfundvierzig erschossen worden. Mit der ständigen Sorge ums Fressen wurden wir vom ersten Tag an konfrontiert. Mutter und Stiefvater rackerten von früh bis abends auf dem Feld und waren überfordert mit allem. Du, Zecke, mußtest dir dein weißes Seelchen nie mit irgendwelchen

Unredlichkeiten beflecken, was du brauchtest, hat man dir gegeben, zuerst dein Väterchen, später dein Mann ... Wenn ich es doch bloß nicht so deutlich merken würde: wie die Seele Stück für Stück verkauft wird. Und für wie wenig eigentlich.

Johannes fühlte sich unendlich schwach, ihm zitterten die Knie. Er drehte sich wieder um, die Frau stand hinter ihm, er hatte sie nicht herankommen hören. "Besser jetzt?" fragte sie sachlich, und er nickte gehorsam wie ein Kind. "Dann kommen Sie mit zurück ins Haus, Sie erkälten sich hier."

Er lief langsam, und Fräulein Bärbel paßte sich seinem Tempo an. Sie faßte ihn nicht an, dafür war er ihr dankbar, solche Gesten wie Ihn-führen-wollen hätte er nicht vertragen.

In der Küche setzte er sich auf einen Stuhl. Fräulein Bärbel wies auf das Waschbecken. "Ich bringe Ihnen ein Handtuch", sagte sie. Er wusch sich, spülte den Mund aus. Sie stand hinter ihm und hielt das Handtuch.

Johannes trocknete sich ab. Dann sah er zu, wie sie Teller und Tassen in die Spüle stapelte und die Eßwaren in die Speisekammer trug. Als sie mit all dem fertig war, wandte sie sich ihm zu und fragte: "Fertig? Ich habe Ihnen oben das Bett gemacht."

Sie stiegen die Steinstufen hoch, und Fräulein Bärbel öffnete die Tür zu ihrem Wohnzimmer, das Licht brannte bereits. Die Kälte dort verschlug ihm den Atem. Sowas kannte er zwar aus anderen Bauernhäusern, aber dort wurden die Räume im Obergeschoß ausschließlich zum Schlafen oder als Abstellräume genutzt. In diesem Raum nun stand, was in allen Möbelhandlungen zu finden war: zwei Meter eines älteren Modells einer Anbauwand, darauf eine Sammlung leerer Flaschen, ein Eßtisch mit vier Stühlen, zwei Sessel, ein Couchtisch und eine Doppelbettcouch. Die war in voller Breite aufgeklappt und Bettzeug lag darauf. Über alledem dominierte diese infernalische Kälte.

Johannes sah, daß der Raum kaum genutzt wurde, trotzdem schrubbte Fräulein Bärbel sicherlich einmal in der Woche darin herum. Auf dem Couchtisch stand ein kunstgewerblicher Weihnachtsschmuck. – Noch zehn Tage bis Weihnachten und keine der

vier roten Kerzen ist irgendwann angezündet worden, fiel Johannes auf.

Ihm wurden wieder die Knie weich, er zog den Mantel fester um sich und ließ sich in einen der Sessel fallen. Jetzt vermißte er Zecke neben sich. "Du bist ein unmoralisches Schwein", hörte er sie sagen. Noch zwei Tage zuvor hatte er sie gereizt bis zu diesen Worten, er mußte sie kränken, und sie sollte es auch tun, er kam sonst nicht los von ihr. Angefangen hatte das Gespräch wie viele ähnliche vorher, Zecke ereiferte sich: "Man kann sich doch nicht ewig auf eine elende Kindheit, eine schlechte Jugend und die Umstände berufen, von irgendeinem Punkt an bist doch nur noch du selbst verantwortlich für deine Leben. Und vielleicht machst du dir gefälligst mal Gedanken, wie du die nächsten dreiunddreißig Jahre verbringen willst. Statt Möbel zusammenzuwursteln und dabei mit dir selbst und der ganzen Welt zu hadern, daß du es machst." Zeckes Stimme hatte nicht höhnisch geklungen, wie sie da am Schrank lehnte, selbst ihr Gesicht bekam einen dringlichen und fast bittenden Ausdruck, selten hatte er sie trotz allen Eiferns so weich erlebt, aber er redete sich ein, daß sie höhnte, daß sie überheblich war. Johannes wehrte sie unwirsch ab: "Laß mich doch in Ruhe, Zecke. Glaubst du denn, ich mache mir darüber noch viel Gedanken? Das war einmal, am Anfang, da wollte ich noch alle verblüffen, mit etwas absolut Neuem – jetzt bau' ich nur noch nach, Vorlagen gibt es genügend, Bauhaus, italienische Zeitschriften, und die Leute kaufen es auch so. Was hat mir denn mein *Neues* eingebracht: Kampf und Krampf, Kleinlichkeiten, Gehässigkeiten und Ablehnung – Zecke, jetzt ist Ruhe: die Leute kaufen es, das ist die Hauptsache." Dabei sah er Zecke nicht an, die Worte waren wieder nur halb wahr, er versuchte, so zu leben und wußte eigentlich genau, er konnte es nicht. Zecke sagte zweimal hintereinander: "Du bist ein unmoralisches Schwein." –

161

Johannes bemerkte, daß ihn die Frau erwartungsvoll ansah, er sollte sich äußern, zuerst zu dieser Wohnung. Er lächelte müde: Hier wartete sie also Monat um Monat, und wenn sie einen Mann fände, ließe sie einen Ofen setzen. Aber die Wahrscheinlichkeit war größer, daß sich hier keiner fand, und sie würde immer bitterer werden, mit jedem Jahr,

das so verfloß ... Selbst wenn er mit ihr schlief in dieser Nacht, konnte es ihr nicht helfen, er würde davonfahren am nächsten Morgen, zurück in sein Leben.

Es war alles falsch; dieses Warten. "Sie sollten weggehen von hier, Barbara", sagt er und stand auf. Er knöpfte sich den Mantel zu und ging zur Tür, an dem sie immer noch stand. "Ich fahre doch gleich. Es wird schon gehen, ich weiß ja nun, daß es glatt ist." Johannes sch ihr Gesicht, und er hätte sie gern geküßt oder gestreichelt, einfach weil er ihr etwas Gutes tun wollte, aber er wußte, sie würde das jetzt nicht vertragen, sie würde nur Mitleid sehen.

Er fand allein durch das dunkle Haus. Auf der Straße schlitterte er bis zum Auto, trotzdem schien sie ihm nicht mehr so glatt wie vor Stunden. Bevor er einstieg, sah er noch einmal zum Haus, in dem Zimmer oben brannte Licht, sonst war nichts zu erkennen. Dann fuhr er los, sehr langsam; er hoffte, daß es ihn nicht an der nächsten Kurve ereilen würde.



Annalinde und das Feuermännchen²¹

Annalinde saß vor dem Kamin und sah ins Feuer. Auf einmal trat hinter dem großen Buchenkloben ein kleines Männchen hervor. Es lief mit wiegendem Schritt wie ein Seemann vor bis an den Rand des Kamins.

"Guten Tag, Annalinde", sagte es und tippte dabei an die Krempe seines großen Schlapphutes. "Ich bin das Feuermännchen." Das Männchen hatte eine heisere Stimme, und gekleidet was es wie ein Räuber aus Annalindes Märchenbuch.

Annalinde zwinkerte ein paarmal und fragte sich, ob sie wohl richtig gehört hätte, doch das Männchen blieb da, es lächelte nur immer breiter. Dann sah sich Annalinde nach ihren Eltern um, die am Tisch saßen, doch die schienen das Männchen nicht zu sehen und nicht zu hören.

²¹ ANNALINDE UND DAS FEUERMÄNNCHEN. Drei Märchen. Mit Illustrationen von Klaus Ensikat (Bautzen 1981, S. 3-15) – Abbildung aus dem Buch (Annalinde).

"Ist es dort im Kamin nicht etwas heiß?" fragte Annalinde höflich.
"Du mußt ja mitten durch die Glut laufen."

Das Feuermännchen mit der rauhen Stimme lachte. Dabei schob es mit dem Fuß ein paar Feuerbröckchen zur Seite.

"Ich bin durch dreierlei Feuer gehärtet", erklärte es.

Dann lief es zu dem großen Buchenkloben mitten im Kamin und klopfte darauf.

"Das ist meine äußere Hülle", sagte das Männchen. "Als die Buche ein junges Bäumchen war, schlug der Blitz darin ein. Ein paar Äste verkohlten, und erst zwei Jahre später wuchs sie weiter, ein bißchen verkrüppelt. Als sie ein hoher, starker Baum war, bemerkte das niemand mehr, die Krone entfaltete sich voll und breit."

Das Feuermännchen versank in Nachdenken, und Annalinde wartete geduldig. Nach einer Weile erzählte es weiter.

"In einem heißen Sommer drang ein starker Waldbrand vor bis zur Buche, und sie blieb schwarz und versengt zurück. Doch drei Jahre darauf, im Frühjahr, brachen starke, junge Triebe aus ihrem Stamm, trieben grüne Blätter, wurden groß und verdeckten den verkohlten Stamm."

Das Männchen besah sich Annalinde genau und sagte dann: "Ja, und nun liegt er hier."

Annalinde hatte aufmerksam zugehört.

"Und du, Feuermännchen, bleibst du jetzt immer hier in unserem Kamin?" fragte sie.

Das Männchen antwortete nicht sofort. Es lief um den Kloben herum,, beklopfte ihn an verschiedenen Stellen und sagte dann leise für sich: "Nun, er wird noch eine Weile halten."

Dann wandte es sich wieder Annalinde zu und sagte: "Nein, Annalinde, sobald der Kloben verglüht ist, gehe ich auch. – Aus jedem Feuermännchen wird eine kleine weiße Wolke."

Das Männchen lehnte jetzt am Kloben. Annalinde dachte kurz nach und fragte dann neugierig: "Gibt es denn viele von euch?"

"Nicht so sehr viele", antwortete das Männchen beiläufig. "Ein paar. Es ist ja nicht so einfach, durch dreierlei Feuer zu gehen."

Das Männchen schwang sich auf den Holzkloben hinauf, setzte sich zurecht und baumelte mit den Beinen. Das sah putzig aus.

"Du bist wohl ein sehr lustiges Männchen", fragte Annalinde geradezu.

"Nicht so sehr lustig. Manchmal bin ich fröhlich. – Aber du bist möglicherweise noch ein kleines Mädchen."

"Sag das nicht, Feuermännchen. Ich bin schon acht Jahre alt." Annalinde bemühte sich, stolz und finster zugleich zu gucken.

Das Männchen kicherte.

Annalinde drehte ihm den Rücken zu. Niemand durfte sie auslachen, auch nicht so ein Feuermännchen.

So blieb sie eine Weile sitzen. Vom Kamin hörte sie nur das leise Knistern des Feuers. Doch dann hielt es Annalinde nicht mehr aus, sie sah kurz zum Kamin hin. Das Männchens saß immer noch auf dem Buchenkloben, baumelte mit den Beinen und lächelte Annalinde zu. Das sah so fröhlich aus, daß Annalinde auch lächeln mußte. Versöhnt rückte sie näher an den Kamin heran.

"Sag mal, Feuermännchen, wer durch dreierlei Feuer geht, der ist sicher auch sehr klug", begann Annalinde dann zögernd zu sprechen.

"Na ja", sagte das Männchen mit der rauhen Stimme gedehnt. "Ein bißchen schon."

Annalinde zögerte immer noch. "Es gibt da solche Sachen ...", sagte sie. "Zum Beispiel muß ich abends immer zeitig schlafen gehen. Aber ich kann nicht einschlafen."

Das Feuermännchen antwortete nicht darauf. Es baumelte weiter gleichmütig mit den Beinen und wartete.

Annalinde genierte sich. Übe all dieses hatte sie noch nie gesprochen. "Es ist ja nicht das Einschlafen", sagte sie dann entschlossen. "Ich fürchte mich vor dem Mond. Vor allem wenn er rund und voll ist. Er leuchtet dann so gelb und kalt."

Annalinde sah das Männchen nicht an. Wer durch dreierlei Feuer gehärtet war, lacht vielleicht über solche Kindereien. "Die Erwachsenen sagen, ich soll die Vorhänge zuziehen. Aber was helfen Vorhänge, wenn ich doch weiß, daß der Mond dahinter ist."

Das Männchen stützte den Kopf in die Hand und betrachtete so wieder lange Annalinde. Mehr für sich sagte es: "Ja, das kenne ich auch. Ich habe mich früher auch vor dem Mond gefürchtet – später war es dann anders. Aber vor irgendwelchen Dingen fürchtet man sich immer. Selbst wenn man es manchmal vergißt."

Dann aber sprang das Feuermännchen lebhaft auf, als wollte es so alle trüben Gedanken verscheuchen. Die Hände auf dem Rücken verschränkt, lief es im Kamin auf und ab.

"Am besten du setzt dich heute abend an das Fenster und siehst dir den Mond genau an, Annalinde", schlug das Männchen vor.

Als Annalinde wieder finster gucken wollte, winkte das Männchen begütigend ab. "Ich weiß, ich weiß ja, er wird dadurch nicht schöner und nicht wärmer. Aber du kennst ihn dann wenigstens."

Annalinde überdachte den Vorschlag, und das Männchen setzte noch hinzu: "Und wenn sich eine kleine weiße Wolke vor den Mond schiebt, denkst du an mich, legst dich ins Bett und schläfst auf der Stelle ein. – Versuch es doch bitte."

Das Feuermännchen gefiel Annalinde immer besser. Deshalb nickte sie zustimmend.

Plötzlich dachte Annalinde daran, daß sie nicht allein im Zimmer war. "Sag mir, Feuermännchen, warum sehen dich nicht alle Menschen? Weil du so klein bist?"

"Mich sieht nur, wer lange ins Feuer schaut", antwortete das Männchen.

Annalinde nickte. "Ja, das dachte ich mir schon. Dabei ist Feuer das Schönste. Aber es hat lange gedauert, ehe du heute hinter dem Kloben hervorkamst."

Sie schwieg eine Weile und sahen auf die kleinen gelben Flämmchen.

"Kannst du nicht hierbleiben, Feuermännchen?" fragte Annalinde dann. "Immer wenn ich Rat brauche, müßte ich in ein Feuer sehen, du kämst und würdest mir helfen." Annalinde fand ihren Vorschlag sehr einleuchtend. "Dann wäre ich bald so klug und weise wie du und brauchte nicht durch diese drei Feuer zu gehen."

Das Männlein sagte dazu gar nicht, es schüttelte nur verneinend den Kopf. "Das verstehst du wirklich noch nicht", meinte es später nur beiläufig. – Annalinde gab sich damit zufrieden, schließlich mußte das Feuermännchen das besser wissen.

Im Kamin knisterte ein Holzsplit und überschüttete das Männchen mit einem Funkenregen. Annalinde schrie erschrocken auf, doch das Feuermännchen schüttelte sich nur, und nicht einmal Brandflecken waren auf seiner blauen Jacke zu sehen.

Dann überblickte das Männchen prüfend das Feuer im Kamin. Der Buchenkloben lag groß und schwarz mittendrin. Er sah jetzt aus wie ein böser Raubfisch. Ein Astloch schien ein rotglühendes Auge zu sein.

Das Feuermännchen wies auf den Kloben. "Siehst du, Annalinde, auch so kann man aussehen, wenn man durch vielerlei Feuer gegangen ist", sagte es traurig.

Es lief jetzt wieder auf und ab, manchmal kam es bis dicht an den vorderen Rand des Kamins. Mit Schrecken sah Annalinde, daß das Feuer immer kleiner wurde, sie überlegte, ob sie nicht die Elteeb bitten sollte, Holz aufzulegen.

Das Männchen trat einige glühende Holzstückchen aus. "Ich werde jetzt bald gehen müssen", sagte es nebenher. "Dabei macht es Spaß, sich mit dir zu unterhalten."

Plötzlich hörte Annalinde die Stimme der Mutter. "Du mußt schlafen gehen, Annalinde, es ist schon spät", sagte sie.

Annalinde schrak zusammen. Sie wandte sich um zu ihr, und in diesem Augenblick fiel der Buchenkloben in sich zusammen.

Als Annalinde wieder in den Kamin sah, erblickte sie dort nur noch gelbe Flämmchen. Das Männchen war verschwunden. Aber Annalinde wußte ganz sicher, daß eine heisere Stimme mitten hinein in das Geprassel des zusammenfallenden Buchenklobens gesagt hatte: "Setz dich heute abend ans Fenster, Annalinde, und betrachte den Mond genau."



Eine naive Geschichte²²

Von der Reise nach Italien erfuhren wir Dienstag mittag. Die Probe für das Sommerprogramm war auf neun Uhr angesetzt. Wie in jedem Jahr treten wir im Juli die Ostsee entlang in den einzelnen Bädern und Orten auf. Das Programm stand unter dem Motto "Wir in unserem Vaterland DDR".

Jantza, der Regisseur des Programms, war an diesem wie auch an allen vorangegangenen Tagen denkbar schlechter Laune. Wir schrieben bereits den neunten Juli, und die Tanzgruppe patzte, der Chor sang miserabel – Jantzka steigerte sich von einem Wutanfall in den anderen.

Als wir die ersten Takte von "Ach, du meine Heide grün, ach, du mein Liebchen zart und fein" sangen, sprang Jantzka plötzlich mit einem großen Satz auf die Bühne und löschte mit weit ausholender Geste unseren Gesang aus.

"Mensch, Hanske, haben Sie einen Stock im Arm oder eine Jungfrau, der Sie verraten, daß sie alles für Sie ist: Berg und Tal und Fluß und Heide ... verdammt nochmal, lächeln sollen Sie, selig und verliebt, und dabei sich wiegen – so, sehen Sie ..." Jantzka umfaßte Leilas Hüfte und schunkelte mit ihr.

Dann sprang er genauso abrupt herunter und gab dem Orchester das Zeichen zum Einsatz. Noch einmal von vorn sangen wir "Ach, du meine Heide ...". Mataj Hanske umfaßte mich wieder. Um uns zum Wiegen zu bringen, stieß seine knochige Hüfte immer wieder gegen meine.

Mataj Hanske war seit vier Monaten bei uns im Ensemble. Es wurde erzählt, er hätte nach dem Abitur viel Ärger gehabt, wollte nicht zur

²² KLEINE VERFÜHRUNG (Halle/Leipzig 1983, S. 32-531)

Armee die anderthalb Jahre, sei dann irgendwann Transportarbeiter gewesen und dergleichen, und zum Studium habe man ihn im vergangenen Jahr nicht angenommen.

Soviel ich weiß, sind seine Eltern mit Krola befreundet, dem Intendanten, deshalb ist er wohl hier bei uns gelandet.

Wir ratterten noch verschiedene Volkslieder herunter und vollzogen dabei das, was Jantzka anordnete. Bei "Hanka, sei fröhlich immerdar" zogen wir die Lippen breit, das sollte ein Lächeln sein. Bei "Liebchen, Lilienfein" sahen wir uns in die Augen – "innig!" schrie Jantzka von unten herauf, "inniger, verdammt noch mal!" – Mataj sah dabei alles mögliche, nur nicht mich, und bei "Guten Abend, Mütterlein" legte er die Hand locker um meine Schulter und hielt wie alle andern eine Laterne in halber Höhe vor uns beide.

Dann kam "Mir ist eine Rose aufgegangen, in meiner Heimat sorbisch" dran, und selbstvergessen behielt Matej die todtraurige Miene von "Guten Abend Mütterlein" auf seinem Gesicht. Wütend zischte ich ihn an: "Gottverdammich, bist du ein Sänger oder ein Hampelmann – "

Das geriet etwas laut, und Jantzka schrie aus dem Zuschauerraum: "Krawcec, sie befinden sich auf einer Probe, was fällt Ihnen eigentlich ein, mitten im Lied zu quatschen, Ihnen sind wohl Ihre kleinen Erfolge zu Kopf gestiegen!"

Jantzka hatte die Eigenart, die Chormitglieder bei schlechter Laune giftig mit dem Nachnamen anzusprechen. Es sind nur wenige, bei denen er das nicht wagt. Bei der freundlichen Frau Schuster zum Beispiel, die dann sicher an ihren Tränen schlucken würde, oder bei dem massigen Kindermann, der Jantzka schon öfter mit seinem spöttischen Lächeln zum Verstummen brachte.

Mit einem Blick auf die Uhr beendete Jantzka schließlich die Probe und rief uns zu sich. Er eröffnete uns, daß eine Gruppe von vierzig Mann im September zu mehreren Auftritten nach Italien fahren soll. Die Tanzgruppe sowieso, dazu ein kleiner Teil des Chores. Er sah Leila bedeutungsvoll an, die hatte also ihr Flugticket schon in der Tasche.

In der Garderobe redeten dann alle durcheinander. Sonst wissen wir um größere Reisen mindestens ein Jahr vorher Bescheid – im vergangenen Jahr die vierzehn Tage Marokko und Tunesien, das Jahr

zuvor die Balkanländer, und Japan ist schon seit vier Jahren im Gespräch.

Zwischendurch kam der dickliche Jauer herein und verkaufte Tomaten aus seinem Treibhaus, "von der Singerei hier kann ich mir kein Haus bauen", brummte er wie immer und verlangte ziemlich viel fürs Kilo. Aber da man in der Stadt eine Stunde anstehen muß dafür, kaufte ich drei Pfund.

Schließlich saß ich allein im Trikot und dem halblange Rock in der Garderobe. Aus irgendeinem Grund lief ich noch einmal zurück zum Bühnenraum. Die Beleuchter hatten die Scheinwerfer ausgeschaltet, man hörte sie im Hintergrund reden und rumoren.

Mit angewinkelten Armen lief ich bis zur Mitte der Bühne, versuchte ein paar Drehungen, Pirouetten, eine Waage – alles Figuren, die ich vor Jahren täglich geübt hatte. Von Minute zu Minute fühlte ich mich niedergeschlagener.

"Brauchst du nicht 'nen Partner, um zu springen?" fragte Matej mit etwas schiefem Lächeln. Er stand in den Kulissen und beobachtete mich. Es war mir peinlich, ihn meine kläglichen Tanzversuche sehen zu lassen.

Ich zeigte ihm, wie er mich anfassen und halten sollte. Als ich nach der Pirouette absprang, fielen wir beide fast hin, ich hatte viel Kraft in den Absprung gelegt, da ich nicht glaubte, daß er mich ohne Hilfe in die Höhe bringen konnte.

Matej ließ mich herunter. Sein sonst starres und durchweg mürrisches Gesicht schien mir jetzt zum ersten Mal menschlicher. Freundlicher.

Von den Beleuchtern war nichts mehr zu hören, und wir tanzten und alberten noch ein bißchen auf der dunklen Bühne herum. Matej wartete dann vor der Garderobe auf mich, bis ich mich angezogen hatte. Er verabschiedete sich draußen auf der Straße. Fast wollte ich ihn zu mir einladen – mir saß schon wieder so ein seltsames Einsamkeitsgefühl im Hals.

Zum Mittag aß ich Jauers Tomaten, sie schmeckten wäßrig. Für den Abend war eine Vorstellung zu Ehren irgendeines Gedenktages in einem der umliegenden Dörfer angesagt.

Die Sonne brannte auf die beiden Fenster meines Zimmers. Laut meteorologischem Bericht war es sehr warm für Juni. Ich überlegte, ob ich in die Stadt gehen sollte, aber mir fiel nichts ein, was ich hätte kaufen können.

Aus Langeweile streute ich Körner für die Tauben auf die Bleche vor den Fenstern. Dann holte ich Kleider aus dem Schrank und probierte Verschiedenes an, aber auch das machte mir keinen Spaß. Außerdem fühlte ich mich doch etwas erschöpft von der Hampelei auf der Bühne. Schließlich nahm ich mir den Karton Fotos vor.

Irgendwann klingelte es, Frau Kunze (die Wirtin) rührte sich nicht, also öffnete ich die Tür. Matej stand davor. Ich war erstaunt und ließ ihn herein. Ich zeigte ihm den Weg in mein Zimmer.

Dort blieb er erstmal zögernd stehen und schaute auf meine nackten Beine und die überall herumliegenden Sachen und Fotos. Ich zog mir Jeans über.

"Du bist es wohl ordentlicher gewöhnt?"

Er blickte weiterhin abwesend um sich. "Kann sein, ich weiß nicht. Oder auch ... ach, wohnen deine Eltern nicht hier in der Stadt?"

"Doch." Ich nannte ihm den Namen der Straße.

"Seltsam", sagte er. Ich nahm ein paar Kleider und Röcke vom Sessel und stopfte sie in den Schrank. Den Sessel bot ich Matej zum Sitzen an.

Wieder sagte Matej eine Weile nichts, und ich hatte auch kein Bedürfnis, ihn zu fragen, weshalb er gekommen sei.

"Ich hätte Lust rauszufahren, irgendwohin, auf eine Wiese oder in den Wald ... Kommst du mit?" sagt er nach einer Weile, in der er sich intensiv umgesehen hatte. Ich nickte, immerhin war das angenehmer und reizvoller, als den Nachmittag in dem heißen Zimmer zu verbringen.

Ich zog mich hinter der geöffneten Kleiderschranktür um. Matej hob inzwischen ein paar auf dem Fußboden liegende Fotos auf. Er betrachtete sie eingehend.

Dann schloß ich den Schrank und drehte mich noch einmal prüfend vor dem in der Mitteltür eingelassenen großen Siegel. Die im Nacken zum Schwanz zusammengebundenen Haare waren zerzaust, und ich strähnte sie mit den Fingern glatt.

Mataj stand plötzlich hinter mir, er nahm meinen Kopf, schob ihn etwas zur Seite und hielt daneben eine größere Fotografie.

Ich sah eine Weile auf mich und auf das Mädchengesicht auf dem Bild. Dann riß ich dem Jungen das Foto aus der Hand und warf es umgedreht auf den Tisch. "Du bist gemein", sagte ich.

Das Mädchen auf dem Bild ist ungefähr fünfzehn oder sechzehn. ein glattes, junges Gesicht. Oval und ernsthaft. Mit einem kleinen Zug von Ängstlichkeit in den Mundwinkeln. Aber große Augen. Als wäre das Leben das größte Wunder, und man müsse nur genau hinsehen.

Ärgerlich und auch unsicher sammelte ich noch andere Fotos vom Fußboden auf. sie zeigten alle dasselbe Mädchen: mit zurückgezogenen Schultern und schwarzem Trikot an der Balletstange, lachend, mit anderen Mädchen Streuselkuchen essend, in einer Schulbank sitzend, an der Tafel rechnend, in einem Garten unter Kastanienbäumen, auf der Bühne in weißem Tüllrock auf Spitzen tanzend – je mehr Bilder ich aufsammelte, desto zorniger wurde ich.

Ich mag es nicht, wenn Fremde se sehen. Sie sind vor vier Jahren gemacht worden für eine Bildreportage über diese Ballettschule, die erschien dann nicht, aber der Fotograf schickte mir die Abzüge, auf denen ich zu sehen war.

"Na, na", brummte Matej. Mit lautem Knall schloß ich die Schublade, in die ich sie geworfen hatte.

Als wir über den Flur gingen, begegneten wir Frau Kunze. Wahrscheinlich kam sie von der Arbeit, sie atmete schwer und grüßte nur kurz.

Am Busbahnhof drängten sich die Menschen. Es war kurz nach drei. Ich überließ alles Matej, und wir führen Richtung Norden. An einer einsamen Haltestelle, mitten in der Heide, stiegen wir aus. Ich kannte die Gegend: drei Kilometer Waldweg entfernt befindet sich ein kleines Dorf.

Wir liefen ein Stück in diese Richtung und sprachen keine fünf Sätze. Ich hätte auch gar nicht gewußt, worüber mit diesem Matej zu reden wäre. Trotzdem war es angenehm so, irgendwie beruhigend, ihn neben sich zu haben.

Ein noch kleinerer Waldweg tat sich auf, und wir bogen ab. Zwischen den Bäumen stand die warme Luft. Es roch nach Kiefernnadeln, Harz und frischgesägtem Holz.

Auf einer Lichtung legten wir uns auf den moosigen Erdboden. Ich überlegte träge, ob er erwartete, daß ich ihn verführe. Oder ob er etwas Ähnliches plante. Aber irgendwie wurden diese Gedanken belanglos, und ich vergaß sie. Ich zog meinen Rock höher, die Beine hatten immer noch nicht das Braun, das ich wollte, und Matej schob mir seinen Arm unter den Kopf, Ich lag gut. Ich schlief nicht gerade ein, aber es war nicht weit davon entfernt.

Später hasteten wir durch den Wald, wir hatten beide völlig die Zeit vergessen. Wir langten kurz vor dem Bus an der Haltestelle an. Im Bus saßen um diese Zeit außer uns nur wenige Leute. Matej sprach auch jetzt kaum ein Wort, wir blickten auf die vorüberziehenden Felder.

Den Ensemble-Bus, der uns zur Abendvorstellung brachte, erreichten wir keuchend und außer Atem. Alle warteten bereits auf uns. Während der Fahrt machten sich verschiedene einen Spaß daraus, uns wegen unserer Verspätung aufzuziehen – allen voran Leila. Mich rührte das nicht, ich kenne sowas, nur Matej wurde immer unsicherer und hölzerner, er starrte angestrengt zum Fenster hinaus und versuchte zu lächeln. Das steigerte ihre Lust am Frozzeln. Reizende Kollegen habe ich.

174

Das Dorf, in dem der Auftritt stattfinden sollte, lag am Rand der Niederlausitz. Wir fuhren durch eine aus Braunkohlengruben und Abraumhalden bestehende Mondlandschaft. Als wir ankamen, erschien uns das Dorf wie eine menschenbewohnte Oase.

An diesem Abend gab es allerhand Ärger. Die Bühne im Dorfgasthaus war zu klein, Umkleideräume nicht vorhanden. Wir mußten uns im hinteren Gastraum umziehen, den hatte man dafür frei gemacht. Das Publikum bestand vorwiegend aus alten Mütterchen und Väterchen. Man hatte den Eindruck, sie seien in diesem Dorf vergessen worden. Der Bürgermeister (nachgelassen aus den fünfziger Jahren) hielt die übliche Rede mit viel Vorwärts, viel Sozialismus und Wir in unserem deutschen Vaterland.

Wir waren schlecht an diesem Abend. Sauschlecht. Trotzdem wischten sich einige der Mütterchen Tränen aus den Augen. Vor allem bei den alten Liedern. Das machte mich wütend auf uns.

Nach dem Programm blieben wir noch für eine Stunde dort, und die Mütterchen tranken viel Likör und die Väterchen viel Klaren. Sie nötigten uns mitzutrinken und wollten uns immer freihalten.

Ich verließ die Gaststätte, ich suchte Matej. In dem dichten Zigarettenqualm und zwischen all den Schnäpsen hatte ich ihn aus den Augen verloren.

Ich ging die paar Steinstufen hinunter und stand auf der Dorfstraße. Nach dem Lärm und Gekreischn drinnen war es hier seltsam ruhig. Vor dem Gasthaus standen zwei Autos, und an der Wand lehnten Fahrräder.

Der Himmel war voller Sterne. Eine kühle Juninacht. Ich fror. Die Jacke hing drinnen irgendwo über einer Stuhllehne, aber ich ging nicht zurück, das bedeutete mindestens zwei, drei Schnäpse, gegen die ich mich nur schlecht wehren konnte.

Ich lief ein Stück die Dorfstraße entlang. Neugebaute Häuser sah ich nicht. Die Ortschaft war seit einigen Jahren zum Abriß bestimmt. Die Vorgärten machten einen verkrauteten Eindruck. Morsche, dunkle Zäune allerorten. Ich kam bis zum Ende des Dorfes. Den Kiefernwald, der das Dorf von allen Seiten umgab, hatte man dort schon abgeholzt. Über die vielen Baumstümpfe hinweg sah man die Lichter der nächstgelegenen Grube. Hin und wieder hörte ich das Rasseln der Bagger.

Ich ging in die Gaststube zurück, ohne Matej gefunden zu haben. Als wir später singend zum Bus zogen, saß er schon drinnen auf seinem Platz.

Am Freitag wohnte Woska der Vormittagsprobe bei. Er hat irgendeinen mittleren Posten im Kulturministerium und fühlt sich in dieser Eigenschaft für das Ensemble verantwortlich.

Wir begrüßten uns in der Pause. Er fragte, ob ich nicht mit ihm Mittagessen wolle. Irgendwo draußen. Ich freute mich darüber, in meinem Zimmer würde es am Nachmittag wieder so drückend warm sein wie an allen Tagen zuvor.

Woska kenne ich seit den drei Jahren, in denen ich beim Ensemble bin. Er hatte mich schon öfter zum Essen eingeladen, und das tat mir besonders in dem schlimmen ersten Jahr im Ensemble wohl. Leila und Evie fragten mich manchmal, ob er nicht versucht hätte, mit mir zu

schlafen, er soll das der Reihe nach bei allen Mädchen versucht haben. Ich fand sie dumm und albern, wenn sie so redeten. Woska war eigentlich immer nur sehr nett zu mir.

Jantza beherrschte sich in Woskas Gegenwart, und diesmal lief die Probe auch erstaunlich gut. Matej hatte sich am Mittwoch krank gemeldet, deshalb stand allen zwischen den anderen Paaren auf der Bühne, aber das störte keinen.

Mit Woska fuhr ich zur "Weißen Gans" in Miltwitz. Dort waren wir an diesem Wochenende die einzigen Gäste. Es sitzt sich gut in dieser Gaststätte, obwohl alle sehr auf Folklore gemacht ist und die geschnitzten und gedrechselten Bänke hart sind.

Woska bestellte trotz meines Protests auch Suppe, er fand, ich könnte ruhig ein paar Kilo dicker sein.

Außerdem fand er, wir sollten Wein trinken.

Nachdem er Kellner die Gläser vor uns hingestellt hatte, bewunderte Woska meine arabische Bluse, die ich Johanna kürzlich abgekauft hatte. Er befühlte den Stoff am Ärmel und sagte: "Du hast aber kleine Händchen."

Das Essen war gut wie immer und ich eher fertig damit als Woska. Vor der Gaststätte befand sich der Dorfplatz, genau gegenüber stand die weiße Kirche. Ein Traktor mit Anhänger fuhr vorbei, und die Fensterscheiben klirrten sacht.

Ich fühlte mich plötzlich sehr müde. Seit Montag hatten wir jeden abend eine Vorstellung, dazu tagsüber die aufreibenden Proben. Ich aß noch den Rest Grünsalat vom Teller, legte Besteck und Papierserviette drauf und lehnte mich in dem harten Folklorestuhl zurück. Für meine müden Arme fand ich keine Platz, die Stühle waren ohne Seitenlehnen, also ließ ich sie herabhängen.

Woska aß immer noch, ohne aufzusehen. Er kratzte so heftig auf dem Teller herum, als hätte er darüber die Umwelt vergessen. Mir fiel ein, daß ich sein Gesicht bei dieser Gelegenheit das erstemal genauer betrachtete, man vermeidet es sonst, die Leute anzustarren. Es wirkte etwas aufgeschwemmt, und die Wangen hingen schläfflich herunter. Die Nase verschwand irgendwie dazwischen. Das Kinn war im Vergleich zu der breiten und viereckig wirkenden Stirn sehr klein. Leila bezeichnete dieses Gesicht gelegentlich mit einem unschönen Ausdruck, aber ich finde sie ungerecht. Schließlich kann sich keiner

sein Gesicht aussuchen. Und das harte und verbissene Gesicht Jantzas ist auch nicht gerade schön zu nennen.

Woska schob den leeren Teller zur Seite und blickte auf. Er wischte sich den Mund mit dem Taschentuch ab, man konnte ihn wieder als Mensch unter Menschen sehen.

Er winkte dem Mann in der grünen Trachtenjoppe hinter dem Büfett und bestellte noch zwei Schoppen Wein.

"Ich habe mir jetzt mein Wohnzimmer in Grün einrichten lassen", sagte Woska.

Ich bemerkte, wie er mit einem Aufstoßen kämpfte, und blickte zur Seite. Der Kellner brachte die beiden Gläser und räumte die Teller zusammen.

"Auch mein Büro kriegt grüne Sessel. Das setze ich durch, die sollen sich wundern. Grün beruhigt mich so."

Ich überlegte angestrengt, was ich Höfliches dazu sagen konnte, aber es fiel mir nichts ein, also nickte ich nur.

"Du hast solche Sorgen nicht, was?" Woska lächelte ein bißchen schief. Er mußte so an die fünfundvierzig sein. Sicher hatte er mir irgendwann und genauer gesagt, wie alt er ist, aber ich erinnerte mich nicht mehr dran.

Ich zuckte mit den Schultern. "Ich finde Grün auch nicht schlecht", zwang ich mir endlich ab, aber ich hätte es auch lassen können: Woska redete schon weiter.

"Meine Frau drängt mich immer, mit dem Hausbau anzufangen. Ist auch alles dafür da, der Kredit, das Grundstück – na ja, vielleicht im Herbst. Im Sommer will ich erst nach Ahrenshoop fahren. Vierzehn Tage lang ins Kurhaus. Wäre das nicht auch was für dich?"

Was sollte ich sagen. Für wen wäre die Ostsee nichts.

"Um das Haus drumherum kommt ein Garten. Dort werde ich kleine Koniferen anpflanzen. Und Blautannen. Wie findest du Blautannen?"

Ich sagte: "Na ja – " Blautannen finde ich abscheulich. Sie erinnern mich an diese weißen Blumen, die man auf Gräber legt.

Woska trank seinen Wein aus. "Du hast es gut. Du bist noch jung", sagte er und seufzte. "Aber nach Italien möchtest du bestimmt gern mitfahren?"

"Ja!"

Er wußte nicht, daß das einer meiner größten Wünsche war. Daß ich manchmal das Gefühl hatte zu ersticken oder mir den Kopf an den Wänden einzurennen. Ich wollte raus aus dieser Stadt, weg von den Touren durch die Dörfer und Kleinstädte der Republik. Und nach Möglichkeit raus aus dem Ensemble.

"Warst du schon einmal auf einer Tournee?"

"Nein."

"Na ja. vielleicht kann ich dir dabei helfen", sagte Woska und winkte, um zu zahlen.

Wir fahren mit dem Auto die gleiche Strecke wie am Dienstag mit Matej im Bus. Woska fuhr langsam, um nicht zu sagen zimperlich. Er bog an derselben Stelle in den Wald ein wie am Dienstag Matej. Der Waldweg verengte sich nach ein paar Metern, und wir mußten stehenbleiben.

Woska schob das Schiebedacht zurück. Über uns waren jetzt die Baumwipfel. Aus dem Gesträuch neben dem Weg flogen zwei Vögel auf.

Woska spielte mit dem Autoschlüssel. "Wenn du rauchen willst – ", er wies auf eine Packung "Muratti" auf dem Ablagebrett.²³

Ich wollte nicht rauchen.

"Weißt du, daß ich dich bewundere? Wie du dein Leben so ganz allein in die Hand genommen hast – " Er klimperte weiter mit den Schlüsseln und sah zur Seite in den Wald. "Ich beobachte dich schon die ganzen drei Jahre lang."

Ich wußte nicht, was genau er meinte. In den drei Jahren war so vieles passiert.

Woska nahm schon wieder meine Hand in die seine. Mir war das unangenehm, ich mußte mich anstrengen, sie nicht ruckartig wegzuziehen. Aber ich wollte nicht unfreundlich sein,

Woska sah mich an. Das dunkelblonde Haar hatte er so gekämmt, daß es die lichten Stellen kaschierte. "Wirklich, ich bewundere dich", sagte er noch einmal. "Auch die Art, die du hast. Man weiß nie genau: bist du so kühl-freundlich oder tust du nur so."

Ich zog meine Hand weg und stieg aus. Von draußen klopfte ich gegen die Frontscheibe. "Komm, wir laufen ein Stück."

Woska seufzte. Leicht widerwillig hob er sich aus dem Auto heraus.

²³ Muratti war eine West-Zigarette. Vgl. <https://www.ddr-wissen.de/wiki/ddr.pl?Zigarettenmarken>

Kurz bevor wir die Stelle erreichten, an der ich mit Matej gelagert hatte, zweigte der Weg nach links ab. Dort lang liefen wir.

"Findest du nicht, daß wir schon seit Jahren einen solchen warmen Juli nicht hatten?" Ich lief zwei Schritte vor hm.

Er haschte nach meiner Hand und zog mich auf seine Höhe. "Nun bleib doch mal beim Thema. Du bist wirklich ein kleiner Teufel." Seine Stimme klang unmutig.

"Findest du nicht eher, daß du einen Freund brauchst? Einen wirklichen, guten Freund, der dir auch ein paar gute Ratschläge geben könnte? Du weißt, Jantza mag dich nicht. Er findet dich zu aufmüpfig."

Ich dachte an die füllige, willige Leila.

"Und es kann sehr leicht passieren, daß er dir im nächsten Großprogramm deine Lieder rausstreicht –"

Ich schluckte. Das waren alte Volkslieder, nicht sehr bekannt, viele hatte ich im Archiv gefunden. Es kostete damals viel Überredungskunst, ehe Jantza sie mich singen ließ. Inzwischen bildeten sie im Standardprogramm einen selbständigen Block, fünfzehn Minuten lang. Mit Gitarren- und Orchesterbegleitung. Die Sache bereitet mir ziemlichen Spaß, außerdem habe ich ein paar Texte gefunden, zu denen ich selbst die Melodie komponiere. Es zumindest versuche. Ich träume davon, diese Sache zu einem eigenen einstündigen Programm auszubauen ...

"Na, brauchst nicht gleich zu erschrecken", sagte Woska und tätschelte meine Hand. Dann umfaßte er meine Taille. "So ohne weiteres kann er das auch nicht machen. Immerhin hast du Erfolg damit. Und ich helfe dir."

Wir liefen so weiter. Seine Hand an meiner Hüfte war mir unangenehm. Wenn unebene Stellen kamen, drückte er mich an sich. Vor drei Jahren wäre ich selbst gewesen, hätte mir jemand seine Hilfe angeboten. Inzwischen fand ich es ziemlich schwer, an solche Dinge wie Hilfe zu glauben.

Woska fragte mich, wie mir sein orangefarbenes Auto gefalle. "Wieder ein Wartburg", sagte er. "Man kann nie wissen, was für Zeiten kommen. Und dann hat man es mit inländischen Ersatzteilen leichter. – Den habe ich auch dem Sonderkontingent des Bezirks bekommen. Ich kenne den Vorsitzenden der Verteilungskommission."

Woska erzählte wie ein eifriger, etwas prahlerisch veranlagter Schüler.

"Für den alten hat man mir bis zu fünfundzwanzigtausend geboten. Er war auch erst knapp zwei Jahre alt. Aber ich habe nur den Neupreis genommen."

Vor uns lichtete sich der Wald, und am Weg waren ein paar sonnige Grasstellen. Woska deutete dorthin. Ob wir uns nicht setzen wollten. "Trocken dürfte der Boden sein." Er kratzte vorsichtshalber noch mit dem Fuß darauf herum.

Ich wollte nicht. Ich wollte so schnell wie möglich raus aus dem Wald. "Wir kommen zu weit weg vom Auto. Und hast du überhaupt alle Türen zugeschlossen?"

Das überzeugte ihn sofort. Wir traten den Rückweg an. Diesmal kam ich gar nicht dazu, zwei Schritte zwischen uns zu legen.

"Weißt du, daß ich dich sehr mag?" sagte Woska. Er versuchte, mir in die Augen zu schauen. Das war mir sehr unangenehm. Ich blickte zur Seite. "Und ich könnte viel für dich tun." Mitleid mit ihm hatte ich nur nach dem ersten Satz. Ich machte mich frei und lief schneller.

Er holte mich ein. "Du bist wirklich ein kleiner Teufel ... Natürlich gibt es verschiedene Grade von Liebe, das weißt du ja auch!" Das Wort *Liebe* nahm sich in seinem Mund seltsam aus. Ich habe es, abgesehen, von sachlichen und ironischen Gesprächen, bisher wohl noch nie benutzt.

"Wir könnten mal nach Dresden in eine Bar fahren –," er nannte den Namen der Bar, "ich kenne den Geschäftsführer. Du trinkst doch gern herben Weißwein, nicht wahr?"

Mir war es jetzt selbst um diese Kleinigkeiten peinlich, die ich ihm irgendwann über mich gesagt haben mußte.

"Oder wir machen eine kleine Spritztour an die Ostsee – nach Ahrenshoop muß ich ja mit meiner Frau fahren –, oder nach Prag, oder nach Budapest." Woska geriet ins Schwärmen über Budapest. Ich dachte an die vorstellungsfreien Abende. Manchmal waren sie sehr schwer zu ertragen.

Dann erzählte Woska von einer Schlagersängerin, mit der er einmal in Leipzig einen reizenden Abend gehabt hatte. "Charmant, charmant", sagte er und schnalzte mit der Zunge. Ich hatte die Dame schon im

Fernsehen gesehen, sie hat eine kleine Stimme und einen reiten Hintern.

Woska legte mir wieder die Hand auf die Schulter. Aber Gott sei Dank kam das Auto in Sicht. Woska rüttelte an allen vier Türklinken.

Wir setzten uns hinein. Ich rechnete still vor mich hin, daß ich in spätestens einer halben Stunde wieder in meinem Zimmer sein konnte.

"Stell dir den Sitz bequemer ein, damit du nicht so steif sitzen mußt." Er deutete auf den Hebel rechts unten neben mir. Als ich ihn nicht sofort fand, beugte er sich hinüber, um danach zu greifen. Mitten in der Bewegung änderte er die Richtung und ließ sich schwer auf mich fallen.

"Warum bist du so widerspenstig, du kleiner Teufel!"

Mir war so eklig zumute, daß ich überlegte, ob ich mich auf der Stelle übergeben müßte. Mit beiden Händen schob ich ihn von mir weg. Er stieß sich am Lenkrad und verzog das Gesicht. Jetzt sah er aus wie ein tückisches, gekränktes Kind. Es war mir sehr peinlich für ihn. Wie kann man nur so alt und so dumm sein.

Ich überlegte, ob es besser wäre auszusteigen und nach Hause zu laufen. Aber Woska startete bereits, nachdem er zuvor die Tür auf seiner Seite entsetzlich laut zugeknallt hatte. Der Motor kam erst beim dritten Mal. Während wir den Waldweg entlangschaukelten, sagte Woska verlegen-selbstsicher: "Na ja – "

Auf der Landstraße fuhr er betontforsch. Nachdem wir aber beim Überholen in eine bedenkliche Situation geraten waren und der andere Fahrer sich an die Stirn getippt hatte, fiel er in sein gewohntes übervorsichtiges Tempo zurück.

Mein Ekelgefühl ließ sich einfach nicht herunterschlucken. Ich dachte an Woskas grüne Polstergarnituren und versuchte, so etwas wie Mitleid mit ihm zu haben.

In der Stadt hielt Woska in einer wohl für ihn günstig gelegenen Straße. Er trommelte auf das Armaturenbrett, sah durch die Fensterscheiben auf die vorbeigehenden Leute und sagte: "Das Ende der Reise."

Mein Gehirn war leer. Mir fiel einfach nichts ein, was ich hätte sagen können. Dann sah Woska auf die Benzinanzeige: "Na ja, der Tank ist ja fast noch voll."

Ich stieg aus, sagte Auf Wiedersehen und ging. In meinem Zimmer trank ich alle Milch, die da war. Dann die aus dem Kühlschrank meiner Wirtin. Ich hatte einen unbändigen Durst auf Milch.

Frau Kunze saß auf dem Balkon und zupfte an irgendwelchen Früchten. Ich erbat mir von ihr das Fahrrad. Ich fuhr ein paar Kilometer aus der Stadt hinaus.

Beim ersten Kornfeld hielt ich an. Mitsamt dem Fahrrad kämpfte ich mich durch zwischen den hohen Halmen hindurch. Ich bemühte mich, sie hinter mir wieder aufzurichten. Keiner sollte meine Spur verfolgen können.

Als ich weit genug von der Straße entfernt war, trat ich viele Halme nieder, so daß ein viereckiger Platz entstand, auf dem ich mich ausstrecken konnte. Die Sonne brannte, die Kornhelme glänzten gelb, und es roch wunderbar nach Erde, nach Frühling, nach Sommer, nach Leben ...

Vier Tage später verkündete Jantza nach der Probe die Namen der Chormitglieder, die nach Italien fahren sollten. Ich war als dritter Ersatzmann vorgesehen. Später in der Garderobe fanden viele, es sei ungerecht, mich nicht mitzunehmen. Leila kam zu mir und sagte, gerade ich mit meinen Liedern wäre in Italien groß rausgekommen.



²⁴ Dieser Brunnen befand sich innerhalb des heutigen Innovationsparks Wuhlheide (Berlin). Irgendwann nach 2010 wurde er demontiert.

Kälteeinbruch ²⁵

184

Das Hin und Her begann bereits Ende November. An einem der Tage, an denen sie erst nach dem Dunkelwerden nach Hause kam, klingelte das Telefon. Colly fragte an, wie sie Silvester verbringen würde. Sibylle hatte eben die Wohnung betreten, noch im Mantel hielt sie den Hörer in der Hand, und ohne größeres Nachdenken sagte sie leichthin: "Vielleicht eine Flasche Sekt trinken, auf Mitternacht warten und dann ins Bett gehen."

Collys Stimme wurde eifrig. Sie könnten zu Herbert in die Hütte fahren. Die sei heizbar, und Herbert würde eine Silvesterparty feiern. Er nannte die Namen der anderen, die auch kommen wollten. Sibylle horchte nur auf, als Gregors Name fiel. – Na ja, vielleicht komme ich. Nach einem kurzen Plausch, dem Austausch von Neuigkeiten, legte Sibylle auf.

²⁵ KLEINE VERFÜHRUNG (a.a.O., S. 114-152)

Langsam zog sie Handschuhe und Mantel aus, wickelte den Schal vom Hals. Die kleine Anderthalbzimmerwohnung war gut geheizt, im Gegensatz zum Vorjahr, als sie einzog und es einige Schwierigkeiten damit gegeben hatte.

Sie drehte das Radio an und ging in die Küche. Im Kühlschrank lag außer Quark und Käse kaum etwas, wie immer zur Wochenmitte. Sibylle bestrich sich zwei Schnitten damit, brühte zwischendurch Tee und nahm alles mit ins Wohnzimmer.

Sie legte die Beine auf den niedrigen Couchtisch und stellte sich den Teller mit den Broten auf den Schoß. Sie kaute und überlegte, ob sie wirklich Silvester, den letzten Tag des Jahres, mit Colly verbringen wollte. Ihr Verhältnis schleppte sich so dahin, und entgegen ihrer sonstigen entschiedenen Art ließ sie es laufen. Vielleicht, weil sich nichts Überzeugenderes fand, vielleicht, weil sie sich so selten sahen, immerhin lagen hundertfünfzig Kilometer zwischen ihren Wohnorten.

Sibylle stellte den Teller auf den Tisch und trank den noch heißen Tee in kleinen Schlucken.

Manchmal konnte sie sich dieses Laufenlassens wegen selbst nicht leiden. Sie dachte plötzlich daran, daß sie nicht einmal ein Foto von Colly besaß. Er war dreiundvierzig, maximal mittelgroß, schlank, darauf hielt er, und Sibylle mokierte sich manchmal, wenn er beim gemeinsamen Essen heftig die seine Meinung nach ungeheuer fetthaltige Panade vom Schnitzel kratzte. Irgendwann hatte er ihr Bilder aus seinem früheren Leben (wie er es nannte) gezeigt: er dreißig, fünfunddreißig, neununddreißig, verheiratet, zwei Kinder, ein etwas dicklicher junger Mann mit verwischten Gesichtszügen; ein Gesicht bekam er erst in den letzten Jahren nach der Scheidung. Als sie ihm das sagte, reagierte er nur bitter: Er verzichte gern auf ein Gesicht, wenn er dadurch jene Jahre überspringen könnte.

Sibylle räumte das Geschirr in die Küche.

Es war Viertel nach sieben. Sie fühlte sich nicht allzu müde und beschloß, noch eine Weile an dem Ausstellungskatalog weiterzuarbeiten. Seit zwei Jahren war sie im Museum angestellt, und die Arbeit machte ihr Spaß; vorher hatte sie sich vier Jahre lang mit der musischen Erziehung von Oberklassenschülern herumgequält und fast täglich an ihren pädagogischen Fähigkeiten gezweifelt.

Sie klappte die Arbeitsplatte aus der Schrankwand heraus und holte den Schnellhefter mit ihren Aufzeichnungen und die Fotos der ausgewählten Gemälde und Plastiken aus dem Schrank. Als sie sich über das Vorwort machte, das in den zurückliegenden zwei Wochen erst auf eine halbe Seite gediehen war, seufzte sie. Natürlich würde es Ärger geben. Ärger über ihre Auswahl in der Ausstellung selbst – es ging um die Arbeiten junger Künstler –, und natürlich Ärger darüber, was sich im Katalog wiederfand. Sibylle schob diese Gedanken beiseite und sah sich noch einmal die Fotos an.

Halb zehn räumte sie alles beiseite, mit einem guten Gefühl, immerhin hatte sie etwas geschafft: das Vorwort stand im Groben. Sie zog sich aus, duschte und trank in der Küche noch ein Glas Milch. Wie immer bei dieser Gelegenheit (also fast täglich) erinnerte sie sich der steten Mahnung der Mutter, Milch nie eiskalt aus dem Kühlschrank zu trinken.

Sibylle stellte den Wecker, und während sie einzuschlafen versuchte, dachte sie an das Telefongespräch. Diese ganze Silvestergesellschaft, die sich da zusammenfinden sollte, wurde geeint nur durch die nahe beieinanderstehenden Wochenend- und Bauernhäuser. Im Sommer verbrachte man gelegentlich die Wochenendabende miteinander oder traf sich zufällig an einer der umliegenden Badestellen.

Gregor kannte sie fast ebenso lange wie Colly. Gefallen hatte er ihr schon, als sie ihn das erstemal sah. Vielleicht, weil er der Typ war, der ihr immer gefallen würde: der dunkelblonde Spielkamerad, der jugendlich-heitere Mann, der Tiefe nur gelegentlich hervorblitzen ließ, der gutmütige Teddybär, den man zausen konnte, vielleicht, vielleicht – aber letztlich war es doch wohl etwas anderes, Undefinierbares.

Sibylle wälzte sich auf ihrer Liege von einer Seite auf die andere, probierte alle erprobten Schlafstellungen, zählte Schafe, sah sich auf einer grünen Wiese mit traulich murmelndem Bächlein – trotzdem zeigte die Uhr schon zwölf, als sie das letztmal draufsah. Sie dachte noch, wenn jemand um diese Männerphantasien wüßte, würde er sie albern, sentimental oder sonstwie nennen, aber anders konnte sie sich Gregor und ihr Verhältnis zu ihm nicht beschreiben. Mit Gregor fühlte sie sich einfach leicht und gut, im Gegensatz zu Collys manchmal oberlehrerhaftem Verhalten, seinen mahnenden Blicken, wenn sie

auch nur um einen Deut fröhlicher wurde als üblich, oder als das, was er üblich nannte.

Der Stand der Dinge um Silvester änderte sich noch mehrmals: Die Party sollte stattfinden, die Party sollte nicht stattfinden, dann wieder weigerte sich Henry zu kommen, wenn Friedrich anwesend wäre, dieser alte Dogmatiker und Stalinist, einmal war die Heizbarkeit der Hütte in Frage gestellt, und kurz vor Weihnachten äußerte Colly am Telefon, ihm reiche es nun endgültig, solle doch Silvester feiern, wer will, aber bitte ohne ihn. Sibylle kaufte in der Stadt zwei Flaschen Sekt, ohne großes Bedauern, also würde es einen ruhigen Jahreswechsel geben, war ja auch mal schön.

Am siebenundzwanzigsten fuhr Sibylle noch einmal ins Museum. Klage, ihr Kollege, mit dem sie das Büro teilte, wunderte sich. "Haben Sie nicht schon Urlaub?" Sibylle nickte. Aber das Vorwort zum Katalog war über Weinachten fertig geworden, und sie wollte die Fotos und alle anderen Materialien noch im alten Jahr aus dem Haus haben.

Klage seufzte, daß schon wieder einige Heizkörper ausgefallen seien. "Wenn das so weitergeht, können wir das Museum bis zum Frühjahr schließen." Sibylle nickte auch dazu nur zustimmend, sie legte die Mappe mit den Katalogmaterialien in den Schreibtisch, im neuen Jahr konnten sie in die Druckerei gegeben werden, und schloß den Schreibtisch zu. Urlaub, Ferien, kein Museum, keine Arbeit – sie wünschte Klage einen guten Rutsch ins neue Jahr, und er half ihr in den Mantel.

Der Schäferhund des Pförtners knurrte sie an, wie immer. Sibylle verabscheute Schäferhunde, und alle Schäferhunde der Welt schienen das zu spüren. Auch dem Pförtner wünschte sie alles Gute für das neue Jahr, und dann fiel die schwere Museumstür hinter ihr zu.

Noch am selben Tag gegen Abend rief Colly an. "Kommst du?" fragte er werbend. Die Silvesterparty fand doch statt, mit allen Geladenen außer Friedrich, den man endgültig ausgebootet hatte.

Sibylle zögerte. Die Wohnung war warm, und der Wetterbericht kündigte für die nächsten Tage stärkeren Schneefall und endgültiges Kälterwerden an.

"Wenn ich schon mal was organisiere, dann spielst garantiert du nicht mit", brummte Colly ins Telefon. Mit einem Seufzer sagte Sibylle, sie werde kommen.

Als sie am Dreißigsten auf den Bahnhof kam, war dort das absolute Chaos ausgebrochen.

An den Anschlagtafeln der einzelnen Gleise standen Zeiten, die bereits seit Stunden Vergangenheit waren. Menschen hasteten von einem Ende des Bahnhofs zum entgegengesetzten und riefen sich Abfahrzeiten und Gleisangaben zu, Schaffner und sonstige Reichsbahnangehörige reagierten auf nichts und rannten noch schneller und nervöser als alle anderen.

Sibylle erwischte nach eine halben Stunde Herumirrens einen Zug, der bereits vor Stunden fahren sollte. Er war das letzte Schiff dieser Strecke nach Berlin. Für die rund einhundertfünfzig Kilometer brauchte er dann sieben Stunden. Fünfzig Kilometer vor Berlin begann er, auf jeder Station zu halten. Alles, was da schon Stunden wartete, wurde mitgenommen.

In Sibylles vollbesetztem Abteil breitete sich Galgenhumor aus. Je kleiner die Bahnstation, an der der D-Zug hielt, desto lauter das Hurra!, mit dem sie begrüßt wurde. Das junge Mädchen auf dem Platz neben der Tür drehte nach einem fragenden Blick in die Runde ihr Kofferradio an. Sibylle sah hinaus in die langsam vorbeiziehende schnellbedeckte Landschaft.

Dann kam diese Melodie. Sibylle war sich fast sicher, sie schon Jahre zuvor gehört zu haben: den gleichmäßigen Rhythmus, der an Fahren, Bewegung erinnerte, immer weiterfahren ... an Leben, immer weiter, hoch und runter ... die verschiedenen Stimmen, die jeweils eine Strophe sangen: ein herbes Mädchen, ein älterer Mann, ein ganz Alter, und zwischendurch der Refrain, nur markiert durch simples jupidu jupidu jupidu ...

Sibylle verstand den Text des englisch gesungenen Liedes nicht, der Apparat lief auch zu leise.

Plötzlich erinnerte sie sich einer ihrer Tanten, früher besuchte sie sie manchmal in den Schulferien: Sobald aus dem Radio der Einzugsmarsch aus "Aida" oder die Zwischenmusik aus dem "Goldenen

Pavillon"²⁶ ertönte, rannte die zum Apparat und stellte ihn lauter. Dann durfte kein Anwesender sich auch nur mucksen. Die Tante bekam immer feuchte Augen und summte leise mit.

Mit der Zeit verabscheute Sibylle beide Melodien, die Tante war ansonsten gar nicht gefühlvoll, sie schrie das Kind schon bei - Kleinigkeiten an, und gelegentlich rutschte eine kleine Ohrfeige aus dem Handgelenk. Sibylle hatte es dann aber bald raus, bei den ersten Takten der Melodien aus dem Zimmer zu entwischen und sich ein Versteckplätzchen zu suchen, sie ertrug die feuchten Augen im sentimentalsten Gesicht der Tante einfach nicht.

Jetzt, in diesem langsam voranfahrenden Zug, hätte Sibylle am liebsten gerufen: lauter, bitte lauter – und die übrigen Reisenden angezischt: Ruhe bitte! – Sie mußte sich sehr zusammennehmen, nichts dergleichen zu tun. Sie konzentrierte sich einzig aufs Hören: jupidu jupidu jupidu ... und jede neue Strophe einer der klaren Stimmen schien wie ein Geschenk ... Fahren, laufen, fliegen, immer weiter, immer höher, bewegen, Bewegung ...

Kurz vor Schönefeld, die dortigen Häuser vor Augen, standen sie dann noch eine knappe Stunde. Einige Reisende versuchten, sich zu Fuß über die Felder durchzuschlagen, die meisten kehrten aber zurück: es froh Stein und Bein, und der Schnee, der die ganze Bahnfahrt über so sacht und harmlos gefallen war, lag bereits hoch.

Sibylle kam gegen drei Uhr nachmittags an, über der Stadt lag schon ein grauer Dämmer Schleier. Sie lief das kurze Stück vom Ostbahnhof bis zu Collys Wohnung, ohne vom Bahnhof noch anzurufen.

Colly umarmte sie gleich in der Tür, er küßte sie. Sibylle mußte ihn wegschieben, sie war einfach zu müde und erschöpft.

Später lief sie, einer alten Gewohnheit folgend, von Raum zu Raum. Seit ihrem letzten Besuch (zwei Monate zuvor) hatte sich in Collys Wohnung nichts verändert. In der wahllos zusammengekauften Küche standen Mengen ungewaschener Geschirrs, der letzte Abwasch lag bestimmt eine Woche zurück. Aber das war immer so, Sibylle vermutete Absicht dahinter, vermied es aber, danach zu fragen. Sie wies auf ein Kehrlichhäufchen an der Seite und grinste, Colly scheuchte sie verlegen aus dem Raum.

²⁶ Das Intermezzo zur Tanzpantomime *Der goldene Pavillon* des DDR-Komponisten Hans Hendrik Wehding war sehr populär.

Der kleinere, ofenlose Raum wurde durch einen Elektroheizkörper erwärmt. Colly zeigte ihr stolz ein paar neuerworbene antiquierte Spielzeuglokomotiven.

"Erwachsen oder zumindest ernsthafter scheinst du nie zu werden", sagte Sibylle, um wenigstens irgendeine Reaktion zu zeigen. Für sich hatte sie dieses Thema bereits seit längerem abgeschlossen.

"Du weißt doch, der Mann bleibt immer Kind. Bei der Frau verliert sich das spätestens mit dem ersten eigenen."

Sibylle enthielt sich jeder Antwort. Das gleiche hatte sie mindestens schon drei- oder viermal so und ähnlich von ihm gehört. Es schien, als wollte er seine Albernheiten damit kaschieren. Oder, was noch schlimmer war, er meinte es genauso und ernst. Sibylle ging hinüber ins Wohnzimmer, dort verbreitete der große, grüne Kachelofen mollige Wärme. Sie lehnte sich daran, die Hände auf dem Rücken verschränkt. Auf der alten Kommode daneben stand ein großer Krug mit Tannenzweigen, Kugeln und Lametta. "Wie hast du Weihnachten verbracht?" fragte sie.

Die Kinder hatten ihn besucht und die Mutter, und er hatte, alter Sitte und Gewohnheit folgend, eine Gans gebraten.

Dann ging Colly in die Küche, Kaffee kochen. Draußen war es inzwischen vollends dunkel geworden. Sibylle schaltete die Stehlampe neben der Couch an und die Deckenbeleuchtung aus. Sie hatte eine Aversion gegen diffuses Licht verbreitende Deckenleuchten. Sie strich die Bücherregale entlang und fand einen neuen Kriminalroman. Sie blättert darin herum, Colly arbeitete als Journalist beim Rundfunk.

Sibylle schrak leicht zusammen, als er das Tablett mit Kaffee und Stollen hereinbalancierte. Außerdem hatte eine Cousine Nürnberger Lebkuchen geschickt.

Colly nannte den Namen eines Bekannten. "Der liebt jetzt eine Frau, und sie will nichts von ihm wissen." Colly schob ein Stück Stollen in den Mund und lächelte dabei sein herzhaftes Lachen. "Er scheint sehr zu leiden. Wir beide sehen in dieser Rolle sehr viel schöner aus."

Sibylle zuckte zusammen. Sie mochte nicht, wenn er diese Dinge berührte. Seit dem langen impulsiven Kuß an der Wohnungstür hatten sie sich nicht mehr angefaßt. Es würde ohnehin kommen, wie es immer kam: drei Tage maximal hielten sie es miteinander aus, dann

zerstritten sie sich um Nichtigkeiten, und Sibylle fuhr erleichtert nach Hause. Meist schrieb Colly dann lange Briefe oder rief an.

Es war spät geworden. Sie beschlossen, das Abendbrot wegzulassen. Sibylle zündete die umherstehenden Kerzen an. Colly machte ein geheimnisvolles Gesicht und brachte eine Flasche Sekt aus der Küche. Er sah sie erwartungsvoll an, und unter seinem Blick erinnerte sie sich, daß es die gleiche Sorte war wie vor vier Jahren, als sie sich kennenlernten.

Das Radio lief halblaut. An der Spitze aller Nachrichtensendungen kamen Meldungen über starken Schneefall in allen Teilen der Republik. Einige kleinere Ortschaften waren von der Umwelt abgeschlossen.

Colly rieb sich die Hände: "Schön." Auch Sibylle konnte sich eines wohligen Gefühls nicht erwehren. Sie saßen so schön warm und trocken.

Gegen zehn wurde Sibylle müde. Auch Colly, in seinem Lehnstuhl, zwinkerte aus kleinen Sektaugen, er war sofort bereit, ins Bett zu gehen.

Sibylle räumte den Tisch ab, wie meist, fürchtete sich vor dem Augenblick, da die Schlafordnung festzulegen war. "Schläfst du drüben?" fragte sie. In dem kleineren Raum stand gleichfalls eine Schlafliede.

Colly antwortete nicht. Er ging aus dem Zimmer, ohne sie anzusehen. Nach einer Weile brachte er ihr Bettzeug. Sibylle mokierte sich über die dunkelgrüne Bettwäsche.

Im Bad war alles wie gewohnt. Neben der Toilette hingen immer noch die beiden Elfenreigen, einer davon hatte einen Sprung im Glas. Wie sie wußte, fand Colly diese und andere Eseligkeiten, in denen er sich seit der Scheidung gefiel, besonders frisch und jugendlich.

Sibylle stellte sich in die Wanne und duschte sich ab. Der Wasserfleck an der Wand dahinter war in der Zwischenzeit noch größer geworden. Auch die braungelben Streifen am Wannenrand schienen noch die gleichen wie Monate zuvor.

Als sie ins Zimmer zurückging, in das Badetuch gewickelt, sagte sie ihm das.

"Gibt es überhaupt etwas, was du an mir akzeptierst?" scherzte Colly. Da sie ihn kannte, spürte sie seinen Groll, sein Gekränktheit darunter.

"Ich kann ja mal darüber nachdenken. Aber viel findet sich wahrscheinlich nicht."

"Also du möchtest wirklich hier allein schlafen?"

Sibylle nickte nur. Seine Direktheit immer wieder war ihr peinlich. Sie wandte sich ihrer Reisetasche zu, als er den Raum verließ.

Außer dem Nachthemd fiel ihr das Buch in die Hand, das sie Colly zu Weihnachten schenken wollte. Sibylle legte es auf den Tisch, in dem Durcheinander der Reise hatte sie es völlig vergessen.

Als sie im Bett lag, kam Colly noch einmal ins Zimmer. Er stellte den Fernsehapparat an, die Meldungen über den Schneefall entwickelten sich im Laufe der Stunde zu leichten Katastrophenmeldungen.

"Wollen wir morgen wirklich da rausfahren?" Sibylle legte Unlust in ihre Stimme. In diesem Augenblick konnte sie sich einen Silvesterabend mit ihm allein in dem warmen Zimmer gut vorstellen.

Colly wehrte ab. Bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten war nicht mit ihm zu reden. Kein Vergnügungsangebot und keine Kurzweil ließ er aus. Er war von einer Unrast, um nicht zu sagen Zappligkeit, die Sibylle müde machte. Und natürlich war er jetzt absolut dafür, am nächsten Tag zu Herbert in die Hütte zu fahren.

Er setzte sich zu ihr ans Bett. – "Hast du noch was zu trinken da?" Sibylle wußte, daß sie jetzt trotz aller Müdigkeit nicht einschlafen konnte.

"Das beste Schlafmittel ist ein gepflegter Beischlaf", sagt Colly und kicherte ein bißchen. Sibylle konnte ihn nicht einmal mehr verabscheuen dafür. Er holte aus der Küche noch eine Flasche Sekt.

Sie tranken sie zur Hälfte, und Colly bekam wieder kleine glänzende Augen. Er blinzelte gegen das Licht.

Sibylle machte spaßig "husch husch"; sie gaben sich einen Kuß auf die Stirn, auf die Wange, und Colly schloß die Tür hinter sich. Sie hörte ihn zuerst in der Küche rumoren, dann rauschte im Bad die Wasserspülung, dann seine Schritte im Zimmer nebenan, und schließlich herrschte Stille in der ganzen Wohnung.

Sibylle goß sich noch ein Glas ein. Was für Verhältnisse. Ganze drei Monate war es schön. Und die lagen vier Jahre zurück.

Sie las ein paar Seiten, merkte aber bald, daß sie kaum wußte, was da stand. Kein Laut war zu hören. Fast wünschte sie sich in dieser übergroßen Stille Colly neben sich. Einen Colly, der keine albernen Bemerkungen von sich gab. Der ruhig und selbstverständlich neben ihr lag.

Sibylle ging nochmal zum Fenster. Sie ließ das Rouleau ein Stück nach oben gleiten. Draußen schneite es unentwegt. Das Thermometer zeigte vierzehn Grad minus.

Am nächsten Morgen lag der Schnee eine halben Meter hoch. Und es schneite weiter. Alle Radiosender forderten auf, nicht unbedingt notwendige Fahrten zu unterlassen.

Sie frühstückten. Sibylle fühlte sich noch leicht benommen vom Sekt am Vorabend. "Müssen wir wirklich da raus – ?" fragte sie nochmal mißmutig.

Nach dem Frühstück zog sich Colly Skistiefel an. Er holte eine Schaufel aus dem Keller und grub das Auto auf dem Parkplatz hinter dem Haus aus dem Schnee. Sibylle stand am Ofen und wärmte sich die klammen Hände.

Einmal ging sie vor die Haustür und fragte, ob sie nicht helfen könne. Colly schüttelte ohne aufzusehen den Kopf und schaufelte mit schnellen, heftigen Bewegungen weiter.

Seine Pelzmütze war voller Schnee, als er hereinkam. Er rief Herbert an, da sie in einer halben Stunde losfahren würden. Und wie die Aussichten seien, durchzukommen. Die Hütte lag fünfzig Kilometer entfernt.

Soviel Umstand für einen Abend Vergnügung, dachte Sibylle. Möglicherweise zweifelhafte Vergnügung. Bei solchen Feiern wußte man im voraus nie, ob sie gerieten. Zuviel Individualisten. Zuviel unterschiedliche Charaktere. Dazu noch eingeschneit, möglicherweise.

Colly erboste sich am Telefon. "Wenn die Straße von Ebershain aus zugeschneit ist, kannst du mir doch entgegenkommen", schrie Colly in den Hörer, als müßte er gegen einen Schneesturm in der Leitung anbrüllen. "Dein Wagen liegt immerhin höher als meiner. Und die PS ..."

Sibylle stand immer noch am Ofen herum. Sie wunderte sich über Collys Naivität: Als interessierte es Herbert, wie sie die Hütte

erreichten. Er saß dort gut und würde notfalls auch gut allein den letzten Abend des Jahres verbringen.

Colly knallte den Hörer auf und räumte aus der Küche einen Kasten Bier und Feuerwerkskörper. – "Vergiß den Sekt nicht" erinnerte Sibylle müde.

Inzwischen wirtschaftete er mit dem Bettzeug herum. Sie wollten in einem benachbarten Bauernhaus übernachten, sicherer aber war es, die Kissen mitzunehmen. Sibylle bot nochmals Hilfe an, aber Colly wollte alles allein im Auto verstauen. Nach einer weiteren Viertelstunde kam er herein und sagte, es könne losgehen.

Sibylle setzte sich ins Auto. Sie fror. Der Motor lief schon geraume Zeit, aber es wurde nicht wärmer im Wagen. Colly wischte mit Spiritus an den Scheiben herum, die sich aber im Nu wieder mit Eis bedeckten.

Sibylle vermied es, etwas zu sagen, sie spürte seine angespannte Gereiztheit. Er zerrte vom Rücksitz ein Deckbett nach vorn und breitete es ihr über Schoß und Beine. Da fuhren sie los.

Im Stadtinnern begegneten sie kaum ein Auto. An manchen Straßen waren die Spuren eines Schneepflugs erkennbar, aber der Schnee deckte binnen kurzem alles wieder zu.

Unter der Schneedecke waren die Straßen vereist. Manchmal spürte Sibylle, wie das Auto wegrutschte. Colly sagte nichts. Er saß vornübergebeugt und hielt das Lenkrad sehr fest. "Wollen wir nicht umkehren?" fragte Sibylle in Höhe Grünau. "Es kann doch nur noch schlimmer werden. Die Landstraßen räumt heut kein Mensch." Ihr war ganz übel von all den Umständen.

Colly brummelte Unverständliches vor sich hin und fuhr unentwegt weiter. Er fuhr langsam und achtsam. Er angelte mit einer Hand nach hinten die halbe Flasche Sekt nach vorn. "Trink doch ein bißchen."

Sibylle zog unter dem Deckbett die Beine an. Das Auto wurde nicht warm, die Heizung kam nicht an gegen den scharfen Frost. Schluckweise trank sie aus der Flasche den rosafarbenen Sekt. Wenn sie nicht dran dachte, daß diese Fahrt gefährlich war, daß sie möglicherweise im Schnee steckenbleiben oder in einen Graben rutschen konnten und dann raus in die Kälte müßten, war es ganz gemütlich.

Ein paar Kilometer weiter war dann alles nur noch schön: Unberührter Schnee.

Sibylle wollte die Autos zählen, denen sie begegneten, aber es kam nur ein einziges. Das fuhr ebenso langsam und vorsichtig, wie sie selbst; Colly hielt an und fragte nach den Straßenverhältnissen. Der andere Fahrer zuckte mit den Schultern: "Schwer zu sagen, ob Sie durchkommen, müssen Sie halt einfach versuchen."

Die letzten Kilometer ist zu Herberts Hütte schien Colly den Atem anzuhalten. Sibylle enthielt sich jeder Bemerkung. Der Schnee lag hoch und pulvrig. Sie trank den Respekt und legte die Flasche zurück in den Kasten mit den Bierflaschen.

Als das Auto langsam und vorsichtig durch den hohen Schnee um die letzte Kurve rollte und Herbers Hütte in Sicht kam, lachte Colly fröhlich und kindlich auf. Er suchte unter dem Deckbett Sibylles Oberschenkel und kniff sie übermütig. – Hee!" machte Sibylle, freute sich aber genauso. Nur irgendwie im Untergrund saß wie ein Stachel der Gedanke: Hat er es sich also doch wieder einmal erzwungen.

Herbert kam schon aus der Hütte gelaufen, als sie noch dabei war, sich von dem Deckbett zu befreien. Sibylle sah ihm an, er hatte nicht geglaubt, daß sie durchkämen. Die beiden Männer fielen sich in die Arme und beklopften sich die Rücken.

Sibylle bekam ein Küßchen auf die Wange. Dann trat sie in der Kälte von einem Fuß auf den andern und wartete, daß die Männer sich beruhigten. Sie beratschlagten noch kurz, wohin mit dem Auto, da aber niemand recht Lust hatte, ernsthaft darüber nachzudenken, vor allem nicht in dieser Stunde, ließen sie es einfach auf der Stelle stehen und gingen in die Hütte.

Die Hütte hatte die Ausmaße eines kleineren Häuschens und war wunderbar geheizt. Sibylle erschauerte wohlig.

Herberts junge Freundin Dorothea begrüßte sie. Wie immer zog sie ein muffliges und abweisendes Gesicht. Sibylle wußte nicht so recht, woran das lag, an Dorotheas Unsicherheit oder an der Eifersucht, mit der sie alle verfolgte, die in Herberts Nähe kamen.

Zu Mittag aßen sie blauen Karpfen. Die übrigen Silvestergäste sollten erst gegen Abend kommen. Das waren die Oberärztin Schmidt samt Gatten und halberwachsener Tochter, der Elektrowerkstattbesitzer Dröger mit Frau und Sohn und dann Gregor, allein oder mit

Freundin – das konnte keiner genau sagen, Gregor hatte sich am Telefon um eine genaue Auskunft gedrückt (sagte Herbert).

Sibylle zuckte immer leicht zusammen, wenn Gregors Name fiel, hoffte aber, daß niemand es bemerken würde. Obwohl man bei Colly nie wissen konnte. Sibylle überlegte, was ihr lieber wäre: wenn Gregor mit oder wenn er ohne Freundin käme.

Den Nachmittag vertrieben sie sich mit Fernsehen. Dorothea richtete in der Küche Salate und Platten. Zwischendurch fuhren Colly und Herbert, mutig geworden, ins Dorf, noch ein paar Flaschen Wein zu holen. Sibylle und Dorothea liefen ein Stück durch den Wald hinter der Hütte. Sibylle mühte sich sehr um ein Gespräch, aber es gab wenig Gemeinsames. Dorothea arbeitete als Industriekaufmann in einem Berliner Betrieb und wußte über allgemeinen Klatsch hinaus nicht viel zu erzählen. Außerdem froren sie bald. Sie kehrten um und verbrachten die Zeit bis zur Rückkehr der Männer in Zeitschriften blätternd.

Gegen acht waren bis auf Drögers und Gregor alle eingetroffen. Die Schmidts weilten schon seit Tagen in der Gegend, sie besaßen ein altes Bauernhaus, zwanzig Kilometer entfernt, an dem sie an allen freien Tagen herumbauten. Am Nachmittag war ein Schneepflug der LPG die Landstraße auf und ab gefahren, dadurch waren sie gut und sicher bis vor Herberts Tür gekommen.

Alles saß herum und wartete. Frau Doktor Schmidt wurde von Dorothea in die Küche gelassen, die Frau war achtundvierzig und in Hüften und Oberschenkeln zu stark, um Eifersucht zu wecken.

Sibylle saß in einer halbdunklen Ecke im Sessel. Sie war froh, daß das Licht der Deckenlampe nicht in diese Ecke fiel, sie fühlte sich gar nicht in der Stimmung, Unverbindliches oder Witziges zu erzählen. Colly lief zwischen Wohnraum und Küche hin und er machte auf fröhlich und ausgelassen. So wie er sich wahrscheinlich den Silvesterabend wünschte und vorstellte.

Dann erschienen die Drögers. Beide eher klein als mittelgroß, beide mollig, sie mehr als er, sie außerdem blondiert. Der Sohn (sechzehn, dünn und unsicher) war kaum wahrzunehmen neben den beiden. Sibylle fand die Familie nicht unsympathisch, die würden sicher nicht versuchen, um jeden Preis originell (oder was man dafür hielt) zu sein.

Man empfing Drögers mit große Hallo, endlich eine Abwechslung in der allgemeinen Warterei auf den Rest der Gäste und vor allem auf Mitternacht. Alle bewunderten den langen, schwarzen Rock von Frau Dröger, der sich in nichts von allen anderen langen, schwarzen Röcken unterschied.

Mitten hinein in die lärmige Szene klingelte das Telefon. Herbert nahm den Hörer ab und schrie hinein: "Gregor, na endlich ..." Dann lauschte er angestrengt in den Hörer, sein Gesicht verfinsterte sich. Sibylle hörte nicht hin. Sie ahnte, was im Gange war.

Herbert winkte Colly zur Unterstützung heran. Der ereiferte sich in gewohnter Weise ins Telefon. Mehrfach wechselte der Hörer zwischen den beiden Männern, aber es schien nichts zu nützen.

Herbert und Colly lehnten enttäuscht und finster auf der Anrichte. Drögers und Dorothea, die aus der Küche hinzukam, sahen sie fragend an. "Er will nicht kommen, es ist ihm zu gefährlich. Er hat Angst steckenzubleiben", sagte Herbert.

Alle schwiegen. Die freundliche und umgängliche Frau Dröger versuchte, die aufkommende Mißstimmung zu zerstreuen: "Na, verstehen kann man da sja ... Es schneit immerhin schon schon weder den ganzen Tag – "

Aber keiner sonst schien Lust zu haben, Gregor zu verstehen. Colly brummte: "Und was wird mit dem Feuerwerkskörpern? Gregor war verantwortlich dafür, Gregor wollte sie mitbringen."

Sibylle war wieder froh, in ihrem dunklen Winkel sitzen zu können. Typisch Colly, dachte sie: Feuerwerkskörper. Unverkennbar spöttisch sagte sie in seine Richtung: "Wird er sie halt zu Hause bei sich anzünden."

Niemand reagierte. Herbert und Colly beratschlagten, ob man nicht zurückrufen sollte, um Gregor zu überreden, doch zu kommen. Plötzlich schien es, als hinge das Gelingen des Silvesterabends allein vom Erscheinen Gregor mitsamt den Feuerwerkskörpern ab.

Herbert schlug sich an die Stirn: "Und ich habe nicht einmal gefragt, wen er mitbringen wollte."

Das gab den Ausschlag: er drehte sich zurück zum Telefon und wählte. Sibylle vermutete, daß er in Gedanken genußvoll die Reihe der in Frage kommenden Mädchen durchging.

Sie ging in die Küche. das nun wollte sie gar nicht wissen. Wenn Gregor schon nicht kam. Natürlich würde sie nie darüber sprechen, aber seinetwegen überhaupt war sie hier. Sibylle öffnete die mitgebrachten Dosen, fischte Oliven heraus und schichtete sie auf kleine Teller.

Als sie ins Wohnzimmer zurückkam, sagte Colly gerade (entschlossen und männlich): "Na ja, da müssen wir halt mal – . Aber spätestens morgen tut es ihm leid, daß er es nicht gewagt hat."

Frau Dröger lächelte immer noch begütigend und mitfühlend. Vor allen lag jetzt die schwierige Aufgabe des Lustigseins. Mindestens drei Stunden lang.

Sibylle goß sich einen Wodka ein und kippte ihn herunter. Colly schaltete am Fernsehapparat herum. Frau Doktor Schmidt, die eine Zeitlang unsichtbar gewesen war, erschien in der Tür und verkündete, daß man in etwa einer Viertelstunde Abendbrot essen würde. Die halbwüchsige Tochter saß neben dem Vater auf dem Sofa und wußte die seltsame Stimmung nicht zu deuten. Aus Büchern und Filmen kannte sie Silvesterfeiern sicher anders. Mit großen Augen schaute sie auf alle und alles ringsum. Und sie versteckte die großen Augen sofort hinter den Lidern, sobald sie sich beobachtet fühlte.

Frau Dröger trank lächelnd Likör. Sibylle beneidete sie heftig um ihr anscheinend gegen alle Stimmungen und Anfechtungen gefeites, stetig freundliches Gemüt. Ihr Mann diskutierte verbissen mit Schmidts. Sibylle ahnte, es ging um Ost-West-Probleme; wenn sich die beiden nicht bald auseinandersetzten oder jemand sie voneinander ablenkte, war abzusehen, wie es enden würde. Sibylle hatte ähnliches bei Besuchen und sommerlichen Festen hier draußen schon erlebt.

Nach dem Abendbrot wurde getanzt. Colly hatte inzwischen einiges an Wein und Weinbrand getrunken und dadurch Gefühl für Rhythmus und Bewegung bekommen, in nüchternem Zustand konnte man mit ihm auf der Tanzfläche nichts anfangen.

Sibylle tanzte ein paar Schlager lang mit ihm, dann zog sie sich unter einem Vorwand auf den Sessel in ihrer Ecke zurück.

Von dort betrachtete sie die Leute.

"Schmidtchen Schleicher" und die "Kreuzberger Nächte" waren die großen Gesänge der Jahreszeit. Herbert führte mit elastischen Beinen die animiert lächelnde Frau Dröger durch den Raum. Sibylle

vermerkte, wie er ihr über den Hintern strich, wenn Dröger nicht hinsah. Dorothea forderte häufig den Halbwüchsigen auf, der sich sichtlich über diese Aufmerksamkeit – die einzige an diesem Abend – freute. Colly tanzte kreischend und Lärm machend herum, klatschte mal diese, mal jene Dame ab, nur dem Schmidt-Mädchen war es peinlich, mit ihm zu tanzen, es sah stets versperreten Gesicht zu Boden. Sibylle überlegte, was sie wohl später einer Freundin über dieses Silvester berichten würde.

Sie ärgerte sich über Collys geschauspielerte Stimmungsmacherei. Hatte er das nötig? Frau Doktor Schmidt saß wie eine gefallene Gräfin am Tisch, sie tanzte lediglich eine Tour mit ihrem Mann und ließ sich einen Schlager lang von dem jungen Mann führen, der seine staksigen Arme und Beine nicht recht unterbringen konnte. Ihrem Gatten konnte man das Angewidertsein über das laute Treiben von den Mundwinkeln ablesen.

Sibylle dachte sich raus in den lautlos fallenden Schnee ... Arm in Arm mit Gregor ... Sie liefen durch den Wald. Der Schnee lag schon hoch und ihre Stiefel versanken darin ... Sie hielten sich an den Händen. Gregor strich das schneebedeckte Haar unter die Mütze. Er küßte sie auf ihre kalte und gerötete Nase ... Von einem Ast löste sich der Schnee, er überschüttete sie, und sie fuhren lachend auseinander. Jupidu jupidu jupidu ... jupidu ...

Plötzlich drehte Colly den Ton am Fernseher wieder ganz laut Über den Bildschirm schlich zum mindestens drittenmal Schmidtchen.²⁷

Sibylle stand auf und holte sich ein Glas Wein in ihre Ecke.

Als sie an Colly vorbeiging, fragte der: "Warum machst du nicht mit? Ist was?"

Sibylle schüttelte nur den Kopf. Freundlich lächelnd wies sie auch Dröger ab, der mit ihr tanzen wollte.

Gegen elf rief Frau Dröger: "Wollen wir nicht mal Gregor anrufen? Wer weiß, was der jetzt macht."

Herbert, der den Abend über nicht viel gesprochen, nur laut mitgemacht hatte, entgegnete entschieden: "Kommt gar nicht in Frage. Er hätte ja kommen können."

Colly fiel lautstark ein: "Richtig. Der ärgert sich jetzt bestimmt schon."

²⁷ https://youtu.be/84_9_WkB9mc?si=JVd17dC_IXhICstw

Sibylle sah sich im Raum um und dachte: Würde ich an seiner Stelle nicht tun ... Wieder löste sich der Schnee von dem Kiefernast und überschüttete sie, und sie lachten sich an ...

Halb zwölf inszenierte Colly eine Polonaise, die durch alle Räume des Häuschens führte, einschließlich Küche und Duschecke. Hintereinander, die Arme auf die Schultern des Vordermannes gelegt, zogen sie singend durch das Haus, kletterten über Stühle und krochen unter Tischen hindurch.

Kurz vor zwölf sammelten sich die meisten am Tisch vor dem Fernsehapparat. Herbert schaltete abwechselnd von einem Sender zum anderen. In Abständen erschien auf dem Bildschirm eine laut und vernehmlich tickende Uhr.

Die Männer holten die mitgebrachten Sektflaschen aus dem Schnee. Colly war dafür, sie schon vor zwölf zu öffnen und zu trinken: wer sollte nach zwölf diese Masse Sekt bewältigen. Sibylle fügte sich, ihr war es egal. Frau Doktor Schmidt und der Gatte sahen zu ihnen hinüber. Es gehörte sich nicht, den Sekt vor zwölf zu trinken.

Endlich war es geschafft. Im Fernsehapparat zerplatzten die Raketen, und eine salbungsvolle Stimme wünschte ein glückliches, gesundes und zufriedenes neues Jahr. Alle stießen mit allen an. Plötzlich waren auch alle mit allen zufrieden und glücklich. Die Paare sahen sich lange und tief in die Augen.

Colly zog Sibylle in ihre Sessecke. Er räusperte sich. "Wollen wir in diesem Jahr heiraten?"

"Du bist verrückt", sagte Sibylle. Schnell ging sie mit ihrem Sektglas zurück an den Tisch zu du den anderen.

Dorothea stand an der Stirnseite. Nachdenklich betrachtete sie der Reihe nach alle Anwesenden. Plötzlich begann sie zu weinen. Sie versuchte, sich zu beherrschen und wandte sich ab. Sibylle lief zu ihr hin und streichelte ihr die Wange. "Was ist denn bloß los", murmelte sie, da etwas gesagt werden mußte. Herbert saß in der Nähe, eine Zigarette in der Hand. Er sah zu Dorothea und rührte sich nicht. Sibylle wußte seinen Gesichtsausdruck nicht zu deuten.

Frau Doktor Schmidt, die ihre Tochter gestreichelt und mit ihr gewispert hatte, ohne dabei den kleinen Zwischenfall zu bemerken, regte an, jeder sollte seinen größten und dringlichsten Wunsch für

diesen neue Jahr äußern. Den meisten schien die Aufforderung wohl peinlich, aber der kategorisch vorgebrachte Wunsch ließ sich kaum zurückweisen. Frau Doktor Schmidt, mit hoher Brust, saß aufgerichtet da: jetzt brachte sie Stil in die verkorkste Feier.

Man zog sich mit Scherzen aus der Affäre, aber das paßte Frau Doktor Schmidt nicht, sie wünschte Ernsthaftigkeit. Dorothea schien ein williges Opfer. Wie zu einem Kind wandte sie sich ihr zu: "Nun, Dorothea, was wünschst du dir – ?"

Dorothea stand auf und sagte mit noch feucht glänzenden Augen, sie wünsche sich nun endlich im neuen Jahr ein kleines Baby. Ein ganz kleines Baby. Herbert nuckelte stumm an seiner Zigarette, er ließ das allgemeine Hallo unbewegt an sich vorbeirauschen.

Sibylle goß sich ihr Glas nochmal voll und trank es herunter. Vor einiger Zeit hatte sie gedacht, Dorothea sei achtzehn oder neunzehn, inzwischen wußte sie, daß sie sechsundzwanzig war.

Plötzlich, ohne jede Vorwarnung, überfiel sie dieses riesige und umfassende Ekelgefühl. Sie kannte es schon von Kindheit an, hatte auch einen Namen dafür gefunden: sie nannte es Weltekel. Es war dann, als rutschten in Sekundenschnelle alle Werte, alle inneren und äußeren Stützen und vor allem alle Hoffnung weg. Nicht die Hoffnung auf Bestimmtes sondern eine umfassende Hoffnung, die den Menschen leben läßt. Zurück bleibt nur: Ekel. Als fiel man in einen endlos dunklen und bodenlosen Schacht.

Manchmal dauerte das nur Sekunden oder Minuten; ein neuer Mensch, eine neue Situation, ein Ansprechen oder ein neuer Gedanke schoben es beiseite, und immer so gründlich, als wäre es nicht dagewesen.

Aber es kam wieder. Manchmal über Jahre hinweg nicht. Glückliche Jahre. Dann in kurzen, schnellen Abständen. Umfassender Ekel und umfassender Überdruß.

An diesem Abend vermeinte Sibylle zu erkennen, wann dieses Gefühl aufkam: in Situationen, die sie nicht ertrug, aus denen sie aber nach keiner Seite hin ausbrechen konnte. Oder aus denen sie allein nicht ausbrechen konnte.

Colly erinnerte sich plötzlich, daß im Kofferraum doch drei Silvesterraketen waren; alle liefen in den Garten. Mit viel Lärm und

Geschrei wurden die Raketen gezündet. Eine davon war Verrecker. "Uns so den Abend zu verderben", brummte Herbert, womit er aber wieder Gregor meinte.

Allmählich, still und einzeln gingen alle zurück ins Haus. Sibylle stand noch eine Weile vor der Tür. Am Himmel waren Sterne zu sehen. Ringsum Stille und Dunkelheit. Die erste Nacht eines neuen Jahres: na und?

Im Haus wurde wieder getanzt. Nicht so laut wie vor zwölf. Gegen zwei bröckelte die Silvestergesellschaft auseinander. Schmidts verabschiedeten sich als erste. Man begleitete sie zum Auto. Das Mädchen setzte sich auf die hintere Bank, vergrub sich in ihren grünen Kapuzenmantel und reagierte nicht mehr auf Zurufe und Verabschiedungen. Einzig Frau Dröger machte den Eindruck, als würde sie lieber weitertanzen und weitertrinken, und am liebsten mit Herbert nach Hause gehen, statt mit ihrem Dröger.

Herbert übergab Colly den Schlüssel zu ihrem Nachtquartier. Sie liefen das kurze Stück bis zu dem Bauernhaus und tasteten sich durch den dunklen Hausflur, ohne einen Lichtschalter zu finden. Die Hausbesitzer waren über Weihnachten und Neujahr verreist.

202

Das für sie bestimmte Zimmer war eiskalt. Sibylle legte sich im Pullover ins Bett. Über dem Bett war ein Regal, Sibylle sah eine Reihe von Kinderbüchern darauf. Sie zog sich das dicke Deckbett bis zu den Ohren.

Colly mußte mit einem Wandklappbett vorliebnehmen. Er versuchte, sich in ihr Bett zu drängen, sein Atem stank penetrant nach Schnaps, aber nicht nur deshalb schrie Sibylle: "Nein, nein, ich bin müde, verdammt nochmal, nein – "

Der erste Januar²⁸ brachte fast zwanzig Grad Kälte, klaren, grau-blauen Himmel und herrlichen Sonnenschein. Sibylle wollte sofort zurück in die Stadt, Colly und Herbert überredeten sie zu bleiben. Zu viert aßen und tranken sie bei Herbert die Reste vom Silvesterabend, brieten Karpfenstücke und liefen ein paar Runden Ski. Alles war weiß

²⁸ Die Schneekatastrophe in der DDR war zum Jahreswechsel 1978/79. Nachdem ab 29. 12. der Norden der DDR völlig eingeschneit war, erreichte die Wetterfront am Silvesterabend auch den Süden. – Dann versank die DDR in Dunkelheit: Die Stromversorgung brach zusammen, weil die DDR-Führung 1976 beschlossen hatte, sämtliche Strom- und Wärmeversorgung auf Braunkohlebasis umzustellen. Am 1. Januar 1979 stand jedoch in den Braunkohletagebauen der Lausitz bei minus 20 Grad alles still. Tausende NVA-Soldaten erhielten nun den Marschbefehl in den Tagebau, um mit Muskelkraft die Energieversorgung der DDR zu retten.

und bereift, die Sonne machte den Schnee glitzern, der Atem dampfte vor dem Mund, der Tag schien die Entschädigung für den vorangegangenen.

Nachmittag gegen drei fuhren sie los. Unterwegs sprachen sie nur wenig miteinander, wie sie es auch den ganzen Tag über vermieden hatten, allein miteinander zu sein. Sie kamen nur langsam voran, der Sonnenschein tagsüber hatte die Straße spiegelglatt gemacht.

Es dunkelte zeitig. Je näher sie der Stadt kamen, desto gespenstischer gestaltete sich die Fahrt. An den Bahnübergängen blinkten die roten Warnlampen ununterbrochen, ohne daß die Schranken geschlossen wurden. Manchmal donnerte ein Zug oder eine S-Bahn vorbei, es war nicht ungefährlich, die Schienen zu überqueren. An einem der Übergänge warteten sie eine halbe Stunde, ohne daß etwas geschah. Nur die roten Warnlampen blinkten. Hinter ihnen bildete sich nach und nach eine Autoschlange. Sie griffen zur Selbsthilfe und loteten sich gegenseitig über die Bahnschienen. Trotzdem fürchtete sich Sibylle insgeheim vor den plötzlich herandonnernden S-Bahn-Zügen.

In Königs Wusterhausen sahen sie in keinem der Häuser Licht brennen. Später erfuhren sie, daß die Stromversorgung des ganzen Ortes ausgefallen war. Auf den Straßen brannten in großen Abständen Notlampen. Sibylle lief es wieder einmal kalt den Rücken herunter.

Gegen sechs erreichten sie wohlbehalten Collys Wohnung. Sie war erwartungsgemäß kalt, und sie behielten die Mäntel an. Colly schüttete Massen von Kohle und Kohleanzünder in den Ofen des größeren Zimmers, im kleinen stellte er den Heizkörper an.

Sibylle setzte sich, plötzlich wieder mutlos und deprimiert, auf einen Hocker. Die kalten Füße stellte sie auf den Heizkörper. Sie wünschte sich, Colly würde sie in die Arme nehmen, sie streicheln und einfach zärtlich sein.

Er tat es natürlich nicht. Von ihm hörte sie nur ein feines Rumoren irgendwo in der Wohnung, er lief geschäftig umher und organisierte. Sibylle grollte vor sich hin: nie wußte er, was sie brauchte. Aber vielleicht wollte er nicht zärtlich sein.

Sibylle vergrub die Hände noch tiefer in die Taschen des Pelzmantels. Plötzlich stieg ein brandiger Geruch auf, sie sah auf den Heizkörper und zog mit einem Aufschrei die Füße herunter: Die

Kautschuksohle des linken Schuhs war in der Hitze zusammengeschrumpft. Sibylle blieb auf ihrem Hocker sitzen.

Als Colly zurückkam, hielt sie ihm die Schuhsohle entgegen. Sie sah so kummervoll aus, daß er lachen mußte. "Fröhliches neues Jahr", sagte er.

Das Telefon klingelte. Gregor war am andern Ende der Leitung. Sibylles Depressivität verflog, ihr Herz klopfte. Gregor wollte wissen, wie die Feier verlaufen sei. Colly gab sich anfangs reserviert, dann malte er den Abend in begeisterten Farben.

Gregor fragte an, ob sie den Abend bei ihm verbringen wollten. Colly hielt die Sprechmuschel zu und blickte Sibylle fragend an. Sie nickte. "In einer Stunde etwa", sagte Colly ins Telefon.

Im ausgekühlten Bad duschte Sibylle in großer Eile, wusch die Haare, föhnte und legte sie. Dann dachte sie nach, welches Kleid anzuziehen sei: das dunkelblaue (ihre Farbe) oder das gemusterte; Colly, der entscheiden sollte, fand beide gut.

Abermals fuhren sie durch die dunkle, nur notdürftig beleuchtete Stadt. Gregor wohnte am anderen Ende.

Er stand schon in der Haustür, als sie in seine Straße einbogen. Es war noch kein Schnee geschippt worden, Gregor dirigierte Collys Auto auf eine günstige Ausgangsbasis für die Rückfahrt.

Gregor wohnte allein in zwei kleinen Zimmerchen. Irgendwann war auch er verheiratet gewesen. Genaues wußte Sibylle nicht. Als sie eintraten, kam ihnen schwanzwedelnd ein Dackel entgegen. "Von den Nachbar zur Pflege, sie sind weggefahren."

"Der Junggeselle ist komplett", lärmte Colly. "Wenn du erstmal mit einem Dackel spazierengehst, bist du schon für die weibliche Welt verloren!"

Sibylle war das erstemal in Gregors Wohnung. Er führte sie herum. Viele Bücher, bequeme Sessel und Liegen, gut beleuchtet alles, ein unauffälliger Teppichboden, die Küche ein Glanzstück an technischer Ausrüstung.

Etwas befangen setzte sich Sibylle in einen Sessel. Colly und Gregor wirtschafteten in der Küche. Sie trugen Reis auf und eine Mischung mit chinesischem Namen, die sehr mild und fremdartig schmeckte.

Der Abend verlief angenehm. Nach dem Essen löschten sie die Lampen und schalteten die elektrische Christbaumbeleuchtung an. Sie tranken Punsch und unterhielten sich.

Hauptsächlich sprach Colly. Er erzählte Einzelheiten vom Abend zuvor. Sibylle hörte kaum hin. Manchmal sahen sie und Gregor einander an. Colly in seiner Selbstgefälligkeit bemerkte die Blicke nicht. Es waren fragende, tastende Blicke. Und manchmal lächelten sie sich auch kaum merklich zu. Sibylle bemerkte, daß seine Augen so blau waren wie ihre.

Sie trank ein bißchen zuviel. Kurz vor Mitternacht verabschiedeten sie sich von Gregor. Er begleitete sie hinunter zum Auto. Bevor sie einstieg, drückte er ihre Hand vorsichtig und fest. Sibylle sah in den Rückspiegel, er blieb vor der Haustür stehen und sah ihnen nach, bis sie um die Ecke bogen.

Collys Wohnung hatte sich in der Zwischenzeit erwärmt. Sibylle bereitete ohne längeres Verweilen die Betten. Colly stand in der Tür und sah ihr zu. Sibylle zog sich aus und kuschelte sich müde ins Bett. Colly setzte sich in einen Sessel daneben. "Willst du noch ein Glas Wein – als alte Säuferin?" scherzte Colly. Sibylle ignorierte den zweiten Teil des Satzes, von dem sie ahnte, daß er ihn irgendwo ernst meinte. Collys Angewohnheit, sie zu schulmeistern, hatte sie schon oft dazu getrieben, in die Schlagsahne zu hauen: mehr zu trinken als beabsichtigt, lauter zu reden als gewohnt, heftiger zu reagieren, als sie es wollte. Sibylle nickte.

Schweigend trank sie den Wein aus. Sie dachte an Gregor.

Colly zog sich plötzlich aus und legte sich neben sie. Er wirkte verlegen. "Bei dir ist es wärmer", sagte er und verzog den Mund. Er konnte auch nie schwiegen, ständig mußte er die Situationen kommentieren.

Sibylle rückte zur Seite. Colly nahm ihr das Glas aus der Hand und stellte es auf den Tisch. Sibylle hatte eine seiner Schlafanzugjacken an, er zog sie ihr aus.

Sibylle dachte an Gregor. Er war es, der neben ihr lag, ihn liebte sie.

Später sagte Colly: "Es heißt, dreimal bebt die Erde ... Dies war das erstemal." Sibylle fühlte sich dem Weinen nahe. Sie tat sich leid, und er tat ihr leid. Eine Weile lag sie still da.

"Aber du mußt im andern Zimmer schlafen. Ich kann einfach mit keinem Menschen in einem Bett schlafen, Bitte, ich kann es einfach nicht!"

Colly zeigte keine Enttäuschung. Er ging hinüber. Die Tür zwischen den Räumen ließ er offenstehen.

Sibylle sah gedankenverloren auf den Einband des Buches, in dem sie zwei Tage zuvor gelesen hatte. Dann löschte sie das Licht und versuchte zu schlafen.

Siebzehn Tage später ahnte sie, daß sie schwanger war. Es mußte eine Laune der Natur sein.

An einem Sonntagmorgen, Mitte Februar, brachte Fred sie bis an das Tor der Klinik. Sie wohnten auf derselben Etage des langen Neubaublocks, und manchmal gingen sie gemeinsam ins Kino oder setzten sich auf eine Flasche Wein ins Café.

Sibylle hatte etwas von einem kleinen Eingriff gemurmelt. Fred fragte nicht weiter.

"Soll ich mit hereinkommen?" – Sibylle lächelte dankbar, gab ihm einen Kuß auf die Wange und schob ihn fort. Sie sah zu, wie er ins Auto stieg, den Gurt anlegte und nochmal winkte.

Auf der grünen Kunstlederbank im Vorraum saßen bereits drei Frauen. Sibylle blieb stehen. An der Wand hingen Plakate, sie klärten über Schwangerschaftsverhütungsmethoden auf. Auf einem anderen war ein vergnügter Säugling zu sehen.

Plötzlich traten Tränen in Sibylles Augen. Sie ging ein Stück weg von der Bank, den leeren Klinikgang entlang, und stellte sich an ein Fenster. Die Tränen ließen sich einfach nicht zurückdrängen. Die Wochen bis zu diesem neunzehnten Februar waren unter Übelkeit vergangen. Die Kälte draußen ließ auch nicht nach. Jeden Morgen, bevor sie zur Arbeit ins Museum fuhr, kratzte Sibylle Schnee und Eis von den Scheiben ihres kleinen Autos und kämpfte gegen Unwohlsein an. Manchmal dachte sie, sie müßte diesen Scheibenkratzer einfach fallenlassen, hinaufgehen und auf den Sommer warten. Den Dingen ihren Lauf lassen.

Sibylle trocknete sich das Gesicht und ging zurück in die Nähe der kunstledernen Bank. Wenig später wurden die Frauen nacheinander aufgerufen und auf drei Stationen verteilt.

Am Nachmittag waren Untersuchungen und peinliche Vorbereitungen überstanden, sie ertrug das alles mit bemühtem Stoizismus. Gegen Abend dachte Sibylle, jetzt müsse sie wohl aussehen wie eine jener Frauen nach Grubenunglücken: wartend vor den Schächten, hohlwangig, grauhäutig und übernächtigt.

Sie lag in einem Zimmer mit noch vier Frauen, ein paar Jahre jünger als sie selbst. Der Eingriff sollte am nächsten Morgen stattfinden. Sibylle hockte auf dem Bettrand und wußte nicht, wie sie die Zeit bis dahin überstehen sollte.

Sie ging ins Schwesternzimmer und fragte, ob sie nicht über Nacht nach Hause gehen könne. Die Schwester wies das Ansinnen ab. "Die paar Stunden werden Sie es doch wohl hier aushalten", fügte sie freundlicher hinzu, nach einem genaueren Blick auf Sibylle.

Gegen Abend wurden die Frauen gesprächig. Nur Sibylle lag stumm in ihrem Bett und schaute hoch zur Decke. Die meisten Frauen hatten ein oder zwei Kinder. Drei hatten ES schon hinter sich. Sie erteilten Ratschläge und sprachen seltsamen Mut zu: "So schlimm ist es wirklich nicht."

Als sie am nächsten Morgen auf dem Operationstisch lag (gespreizt wie ein Huhn, das ausgenommen wird), riß sie dem Arzt die Maske, die betäuben sollte, fast aus der Hand. Bloß schnell raus aus dieser Welt; dann konnte geschehen, was wollte.

"Langsamer, langsamer, nicht so schnell atmen", sagte eine Stimme beruhigend. Und die Stimme der OP-Schwester: "Sie brauchen keine Angst zu haben, wir fangen nicht an, bevor Sie eingeschlafen sind."

Über sich sah Sibylle die große, runde Operationslampe, sie schien immer größer und greller zu werden, das Licht brannte in die Augen ... Ihr war, als fiele sie in einen merkwürdig luftleeren Schacht, Stimmen dröhnten von weit her und verzerrt, immer schneller fiel sie, in den Ohren sauste es, Sibylle stemmte sich gegen den Fall, atmete hastig, sie wollte da nicht runter, sie wollte hoch – raus – raus aus dieser Welt, fliegen, nicht fallen, – raus, raus ...

Sibylle spürte, daß jemand sie von einer Liebe herab in ihr Krankenbett hob. Eine Hand tätschelte ihre Wange, und eine Stimme sagte: "Na, nun wird doch alles gut." *Heile, heile, Segen*, dachte Sibylle müde. Sie sank wieder in den watteweichen Schlafgrund und versuchte noch, die Melodie wiederzufinden: Jupidu jupidu ju ...

Zum Mittagessen schon konnte sie aufstehen. In den drauffolgenden Tagen besuchte niemand sie, außer Fred wußte ja kein Mensch um den Gang ins Krankenhaus. Am Morgen des vierten Tags fuhr sie mit einem Taxi nach Hause, Über das, was hätte sein können, verbot sie sich nachzudenken – für alle Zeit.

Colly sah sie nicht wieder. Er rief mehrmals an, aber Sibylle schützte Arbeit und ähnliches vor. Zu Beginn des Sommers fragte er wie alljährlich an, wie es denn mit dem Urlaub sei, man könne ihn gemeinsam verbringen. Aus unerklärlichen Gründen erzählte sie ihm bei dieser Gelegenheit von den vier Tagen im Krankenhaus. Sie wartete keine Reaktion oder Entgegnung ab. Sie sagte ein paar verabschiedende Wort und legte dann auf.



Nachwort

Mondrian Graf v. Lüttichau

Vielleicht gibt es viel mehr Menschen,
mit denen man sprechen könnte, ahnt Hannah.

Es werden immer zwei Seelen in Hannahs Brust streiten.
Ein Zuviel an Nüchternheit und ein Zuviel an Phantasie.

Alle bewunderten den langen, schwarzen Rock von Frau Dröger,
der sich in nichts von allen anderen langen, schwarzen Röcken unterschied.

Leipzig, 24. Februar 2002

Liebe Angela Stachowa, –
kaum vorstellbar, daß die, die da im Leipziger Telefonbuch steht, nicht identisch sein sollte mit der Autorin all der Geschichten – – ! Sie sind es doch?
Vor ein paar Wochen hab ich (in der Hainstraße) zwei Bändchen gefunden: STUNDE ZWISCHEN HUND & KATZ und GESCHICHTEN FÜR MAJKA, beide signiert am 20. XII. 78 – bestimmt von einer Lesung?
Ich (als geborener Wessi) halte ja immer Ausschau nach Geschichten aus der DDR, um etwas mitzukriegen, nachvollziehen zu können. Und da jetzt hab ich mich gleich festgelesen – – ach!
Eine Geschichte nach der anderen – Was ist denn das?
Diese Menschen .. – die traurigen Augen von "Frau Böttcher" – die Kinderheimaugen – und dann seh ich auf'm Schutzumschlag von HUND & KATZ Ihre Augen, Angelas Augen – und es sind doch genau diese Augen, – voll von der traurigen Aufmerksamkeit einer, für die im Aufmerksam-alles-Mitkriegen die einzige Chance lag, vielleicht doch ab und an ein bißchen Zuneigung, Wärme, Nähe, Freundschaft, Liebe zu finden. Die Kinderheimaugen .. aber schon mit der stillen Kraft des ICH. Aus der dann alle Ihre Geschichten entstehen konnten, denk ich mir mal ..
Als ich heute GESCHICHTEN FÜR MAJKA anfang, – diese schreckliche, schreckliche Titelgeschichte, wo ich immer wieder nur am Heulen war und hilflose Hakenkreuze an die entsprechenden Stellen gemacht hab, – ja, auch in der DDR gab es solche Leute!
Wieso auch nicht! Überall, überall, – ich weiß es ja! (Ich dachte an das Lied "Willy" von

210

Konstantin Wecker – kennen Sie es? Kam auch in der DDR raus. Das eine, einzige Lied, für das er nicht vergessen werden sollte –)

Und immer wieder die Resignation der Leute – so schade.

Aber so ist es, wir wissen es ja. Und Ihnen gelingt es immer wieder in den Geschichten, unmerklich spürbar zu machen, wo die falsche Weggabelung gewesen ist; wo ein bißchen mehr Selbstwertgefühl oder Mut hätte sein sollen ..

Vielleicht (wir müssen es ja hoffen) hat das manchen LeserInnen so wehgetan, daß sie selbst dann die andere Abzweigung gefunden haben, die zu einem authentischeren Leben.

Eine Geschichte (MEIN SOHN, CLARISSA UND ICH) hat mir so wehgetan, daß ich nicht weiterlesen konnte. Aber ich möchte das nichtmal begründen. – Überall Stellen, die mich aufgewühlt haben, zu wütenden Kommentaren am Rand gebracht haben – nicht daß die Geschichte falsch wäre, sondern weil darin so falsch, so unlebendig, so erstarrt gelebt wird, weil's wehtut, das mitkriegen zu müssen, immer neu wehtut, mir noch immer, obwohl ich mich doch hätte längst daran gewöhnen können (ich werde dieses Jahr auch schon "50"); – nein! niemals!

IN DER ART ALTER BILDER – keine dramatische Darstellung heroischer KZ-Erfahrung – nur eine Episode am Rand – und grad das hat vermutlich die Herzen von LeserInnen geöffnet für die Frage: Was war da eigentlich? Das ist "Erziehung nach Auschwitz" (Adorno) .. –

(Sonntag, halb 5, draußen schneit es und die Sonne scheint zugleich, – in Leipzig ..)

211

Diese Geschichten .. Aus reiner Liebe zu den Menschen sind sie geschrieben, mit Tränen und Sonnenstrahlen .. – Ich hab bestimmt sehr viel gelesen, ich lese wie ich atme, aber wer schreibe so auf deutsch? Mir fällt niemand ein. Anna Rheinsberg ein bißchen. Aber an Colette denk ich immer wieder ... o ja. Und Truman Capote.

Und Sie? Immer wieder guck ich Ihr Bild an von damals. Da ist nix anderes drin in dem Blick als Liebe und Tränen, ganz und gar rein. Verwundung, Verletzung, – Einsamkeit – aber keine Resignation, sondern der Wille zu leben und zu lieben: trotzdem.

So nah an den Menschen dran sind diese Geschichte, hautnah – und doch an jeder Stelle in tiefer Achtung vor der Eigenheit des anderen, der anderen, die dargestellt wird. In Achtung auch vor dem nicht anders Können, dem Versagen. Wir sind eben doch jedem Achtung schuldig dafür, daß er oder sie ihr Leben zu leben versucht, Tag für Tag.

Ganz herzliche Grüße!

3. November 2023

Liebe Angela,

diesen Brief haben Sie damals bekommen (ich hatte noch ein Konzept). Dann haben wir uns getroffen (im Brauhaus an der Thomaskirche). Es war ein tastendes, stilles, scheues Gespräch. Später haben wir ein paarmal telefoniert²⁹, und dann durfte ich Sie zuhause in der Wächterstraße besuchen. Wir haben Rotwein getrunken ... und jetzt fehlen mir die Worte. Es ist lange her, aber daran liegt es wohl nicht. – Ich weiß, daß ich Ihnen Mut machen wollte, weiterzuschreiben, in diesem neuen Staatsgebilde. Und erinnere mich, daß ich Resignation, Hoffnungslosigkeit, vielleicht auch Überdruß bei ihnen zu ahnen begann. Ich war ziemlich unsicher Ihnen gegenüber und hatte den Eindruck, das alles – diese Geschichten – sind Vergangenheit für Sie.

Irgendwann haben Sie einen Karton unter dem Bett hervorgezogen und mir daraus das Buch KLEINE VERFÜHRUNG geschenkt.

Dann nichts mehr. Im Jahr drauf habe ich nochmal geschrieben; aber die Briefkarte kam zurück mit dem Hinweis: "Keine Zustellung möglich – Hausbriefkasten überfüllt".

Erst heute habe ich meinen Briefumschlag wieder geöffnet; es scheint, Sie hatten damals in Aussicht gestellt, daß Sie von sich hören lassen wollen:

13. Oktober 2003

212

Liebe Angela,

manchmal denk ich an Sie + frag mich, wieso Sie gar nix mehr von sich hören lassen.

War ich so fremd für Sie? Vermutlich ..

In jedemfall möchte ich Ihnen sagen, daß ich das eigentlich bedaure.

Sollten Sie doch noch ein bißchen Motivation haben, würde ich mich freuen ... – Sie sind auch herzlich eingeladen bei mir!

Herzliche Grüße

*

Wieder am 3. November 2023

Liebe Angela,

ich habe damals gegrübelt, was es zu bedeuten haben könnte: ein Hausbriefkasten ist überfüllt. Aber was ging es mich an? Jedenfalls habe ich mich nicht getraut, später noch bei Ihnen anzurufen. Aber irgendwann stand ich vor Ihrer Wohnungstür und habe geklingelt. Nichts.

Dann habe ich akzeptiert, daß wir einander wohl nicht erreicht haben – wieso auch immer. Ihre drei Erzählungsbücher sind mir wichtig geblieben.

Später habe ich gelesen, daß Sie weitergeschrieben haben – wenn auch vorrangig auf Sorbisch. Aus unseren Gesprächen erinnere ich mich an Ihre Besorgtheit, daß sorbische

²⁹ Einmal, im August 2002, haben Sie entsetzt von Polizeiterror in Leipzig berichtet (in Connwitz?) ..

Kultur, sorbische Identität nach der Wende verlorengehen könnten, weil es auch bei der PDS oder den GRÜNEN kaum Bewußtsein für dieses Thema gibt. Daß es auch eine traditionelle Diskriminierung der sorbischen Bevölkerung in der DDR gab, hatte ich schon in der *Geschichte für Majka* gelesen.³⁰ –

Dann sind Sie gestorben ... ich habe alle Ihre Geschichten nochmal gelesen ... und jetzt wird es diesen Auswahlband bei A+C geben. Noch immer berühren mich Ihre Texte sehr, in ihrer genauen und solidarischen Darstellung subtiler Empfindungen und schwieriger Alltagssituationen, so unmittelbar und unpräntiös erzählt, daß ich die Personen (meist junge Frauen) manchmal fast zu kennen meine! Sie waren ja selbst in diesem Alter, als die Geschichten entstanden. –

Ihr lakonischer, seltsamerweise gleichwohl spannender Bericht über alltägliche, fast beliebige Tatsachen und Handlungen regt meine Einfühlung in die jeweilige Situation an – und damit in das (vermutliche) Empfindungen der Protagonist*innen.³¹ Dazu paßt auch Ihr eigenartiger, an gesprochener Umgangssprache orientierter Stil; das wiederum erinnert mich übrigens an den englischen Schriftsteller Henry Green. Ich hab Sie gemocht; ich hätte Sie gern wirklich kennengelernt. Jetzt ists vorbei.

Die Texte stammen aus vier in deutscher Sprache veröffentlichten Bänden mit Erzählungen.³² Leider kann ich die später (auf sorbisch) erschienenen Veröffentlichungen nicht lesen.

Hinzugefügt wurde eine möglichst vollständige Bibliografie selbständiger Veröffentlichungen, ein Aufsatz von Christel Hildebrandt von 1984 (auf Grundlage eines Interviews)³³, ein TAZ-Artikel zum Thema Sorben (von 1991), fünf Porträtbilder der Autorin sowie einige Fotografien, die in den Jahren nach 2000 in der (ehemaligen) DDR entstanden sind.³⁴

Ob das Ergebnis Ihre Zustimmung finden würde – ?

³⁰ Dies ist eine der verschwindend seltenen Schilderungen selbstverständlicher faschistoider Mentalität auch in der DDR-Bevölkerung, die ich innerhalb einer DDR-Veröffentlichung finden konnte.

³¹ Hier sehe ich Verwandtschaft zum (vor allem französischen) Nouveau roman.

³² Einige etwas undeutliche Formulierungen wurden lektoriell behutsam verändert. Einige Fußnoten wurden hinzugefügt.

³³ Das zugrundeliegende Buch ist insgesamt lesenswert auch als Zeugnis der Annäherung einer westdeutschen feministisch orientierten Autorin an Intentionen von DDR-Autorinnen. Sowohl in ihrer umfassenden Einleitung als auch in zwei Exkursen befaßt sie sich in einzelnen Aspekten mit Arbeitsbedingungen von DDR-Autorinnen; dabei diskutiert sie auch Texte von Autorinnen, mit den keine individuellen Interviews durchgeführt wurden.

³⁴ Die DDR-Fotos (© privat) können zur nichtkommerziellen Nutzung weiterverwendet werden. Das Titelbild stammt vom Schutzumschlag der Originalausgabe des Buches STUNDE ZWISCHEN HUND & KATZ (1976). Die vier Porträts beim Nachwort (© Barbara Morgenstern) kommen von der Deutschen Fotothek (online).



*Angela Stachowa (rodź. Měrcinkec; * 16. awgusta 1948 w Praze, † 29. měrca 2022 w Lipsku) běše serbska spisowaćelka a politikarka.*

Angela Stachowa bě dźowka serbskeho spisowacela Jurja Měrcinka. Po maturje na Serbskej wyšej šuli w Budyšinje 1967 absolwowaše studij na Drježdžanskej Techniskej uniwersiće, kotryž 1972 jako diplomowa inženjerska ekonomka ze specializaciju elektrotechnika/elektronika zakónči. Wot 1973 do 1976 bě wona wědomostna sobudźelaćerka na Karla Marxowej uniwersiće w Lipsku. Po tym dźělaše jako swobodna spisowaćelka. Za swoje dźěla dósta wumělstwowe myto Domowiny, wumělstwowe myto města Lipska (1986) a myto za sluchohry OIRT, nimo toho złoćanu Johanna Gottfrieda Herderowu medalju. Jednotliwe twórby Stachoweje přeložichu so do češćiny, pólsćiny, rušćiny, šwedšćiny, chorwatšćiny a jendželšćiny.

Angela Stachowa bě wot 1972 do 1989 člonka strony SED. Wot 20. decembra 1990 hač do 10. nowembra 1994 bě wona jednu wólbnu periodu z člonku Němskeho zwjazkoweho sejma. Wona bu jako njestronjanka za PDS přez saksku krajnu lisćinu do parlamenta wolena. W běhu legislatureneje perody wustupi 15. junija 1994 z frakcije PDS, wobchowa pak swój mandat jako bjezfracciska zapóstanča.

Angela Stachowa bydleše w Lipsku.

Angela Stachowa, geb. Mirtschink (* 16. August 1948 in Prag; † 29. März 2022 in Leipzig) war eine deutsch-sorbische Schriftstellerin und Politikerin.

Sie war die Tochter des sorbischen Schriftstellers Jurij Měrcink. Nach der Abiturprüfung 1967 an der Sorbischen Oberschule in Bautzen und einer Lehre als Fernmeldetechnikerin absolvierte sie ein Studium an der TU Dresden, das sie 1972 als Diplom-Ingenieurökonomin mit der Spezialisierung Elektrotechnik/Elektronik abschloß. Von 1973 bis 1976 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Karl-Marx-Universität Leipzig. Danach arbeitete sie als freiberufliche Schriftstellerin. Für ihre Arbeiten erhielt sie den Kunstpreis der Domowina, den Kunstpreis der Stadt Leipzig (1986) und den OIRT-Hörspielpreis, außerdem die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold. Einzelne

ihrer Werke wurden ins Tschechische, Polnische, Russische, Schwedische, Kroatische und Englische übersetzt.

Angela Stachowa war von 1972 bis 1989 Mitglied der SED. Vom 20. Dezember 1990 bis 10. November 1994 war sie für eine Wahlperiode Mitglied des Deutschen Bundestages. Sie wurde als Parteilose für die PDS/Linke Liste über die Landesliste Sachsen ins Parlament gewählt. Während der Legislaturperiode trat sie am 15. Juni 1994 aus der PDS-Fraktion aus, behielt aber ihr Mandat als Fraktionslose.

Angela Stachowa lebte (zunächst mit ihrem Sohn) in Leipzig. Seit 1996 erschienen nur noch Veröffentlichungen in sorbischer Sprache.

Ihr Vater, Jurij Měrcink (geboren 1914 in Chelnje [Cölln, im Landkreis Buda/Sachsen], gestorben 1988 in Budyšinje [Bautzen]) war ein sorbischer Autor, Journalist und Direktor der Serbskeje-Volksuniversität. Er begann 1933 in Prag das Studium der Germanistik und Sorbistik.³⁵ 1937 wurde er beim Überqueren der deutsch-tschechischen Grenze in der Nähe gefangengenommen.

Im Sommer 1948 wurde die Tochter Angela in Prag geboren; über ihre Mutter konnte ich nichts finden. Auch über Měrcinks (faktisches) Engagement gegen die Nationalsozialisten konnte ich im Netz nichts finden. Zwischen 1949 und 1952 arbeitete er mit den Direktoren sorbischer Volksuniversitäten zusammen und organisierte verschiedene Kurse in über hundert Dörfern. 1962 wurde er Leiter des Instituts für die Sorbische Volksrepublik.

Er war Mitarbeiter eines Deutsch-Obersorbischen Wörterbuchs und Übersetzer von Julius Fučíks REPORTAŽA POD ŠIBJENCU NAPISANA (1945, deutsch: REPORTAGE UNTER DEM STRANG GESCHRIEBEN, Wien 1946).³⁶

³⁵ Unterscheidung im Sorbischen: "serbiski" = serbisch; "serbski" = sorbisch. Damit kommen automatische Übersetzungsprogramme oft nicht klar.

³⁶ https://hsb.wikipedia.org/wiki/Jurij_M%C4%9Br%C4%87ink

Bibliographie Angela Stachowa

- *Halo Kazek: powědančka*. LND, Budyšin 1974 [powědančka = Kurzgeschichte; LND = Ludowe Nakładnistwo Domowina; Budyšin = Bautzen]
- *Stunde zwischen Hund & Katz*. Mitteldeutscher Verlag, Halle 1975/1979
- *Sobotu wječor doma: powědančka*. LND, Budyšin 1978 (deutsch: "Samstag abends daheim")
- *Geschichten für Majka*. Mitteldeutscher Verlag, Halle 1978/1980
- *Wie die Lokomotive wieder ins Geleise kam*. Bautzen: Domowina-Verlag 1985/1986
- *Annalinde und das Feuermännchen*. LND, Budyšin 1981/1989.
- *Kleine Verführung*. Mitteldeutscher Verlag, Halle 1982/1983
- *Das Kind und der Schlangenkönig: Ein sorbisches Märchen*. Bautzen: Domowina-Verlag, 1983
- *Nahla zyma: powědančka*. Budyšin 1984
- *Acht Tage Abschied. Novelle*. Postreiter, Halle 1987.
- *Pan Hibsčik : ein sorbisches Märchen (illustriert. von Horst Bartsch, nacherzählt von Angela Stachowa)*, Bautzen: Domowina-Verlag 1987
- *O čudnom mládencovi: Lužickosrbskú l'udovú rozprávku* (podáva Angela Stachowa. Ilustr. Horst Bartsch, Prel. Peter Čačko). Bratislava: Mlade Leta, 1987
- *Amalinda a wohnjowy mužik. Bajki* (Mit Abbildungen von Klaus Ensikat). LND, Bautzen 1989 [bajki = Märchen]
- *Slónčna róža Marhata*. LND, Budyšin 1996.
- *Sněholinka małeje holčki* (Schneewittchen des kleinen Mädchens), in: *Fijałkojty čas. antologija serbskeje prozy* (Violette Zeit. Anthologie sorbischer Prosa), Budyšin 1996, S. 111-119.³⁷
- *Lilow a knjez Handrik*. LND, Budyšin 1997.
- *Jank ze žolтым klobukom*. LND, Budyšin 2000.
- *Vineta*. LND, Budyšin 1983/2002
- *Slědne dny Strowja (Vineta)*, LND, Budyšin 2020

³⁷ In diesem Prosastück erinnert Stachowa an die sorbische NS-Widerstandskämpferin Marja Grólmusec (Maria Grollmuß).

Thema DDR
beim Verlag Autonomie und Chaos

- Ulrich Acksel: Schnurren und Schnaken aus der Lausitz
- Angepaßt oder mündig? Briefe an Christa Wolf im Herbst 1989
- Heinz Brandt: Ein Traum, der nicht entführbar ist
- Uta Kühn: Suramdilils Gefolge und andere Geschichten vom Leben
- Mondrian Graf v. Lüttichau: Pfade nach Utopia. Berliner Tagebücher 1986 bis 92
- Christa Anna Ockert: L-Tage oder "Hitler wird nicht bedient!"
- Paul Kanut Schäfer: Jadup
- Detlev Walter Schimmelsack: Gedanken werte unwerte fliegen lassen. Neue Gedichte
- Heike Skrabs: Pausenspiel
- Angela Stachowa: Geschichten aus der DDR



Christel Hildebrandt: Über Angela Stachowa (1984)³⁸

Drei Bücher sind von Angela Stachowa veröffentlicht – STUNDEN ZWISCHEN HUND & KATZ, GESCHICHTEN FÜR MAJKA und KLEINE VERFÜHRUNG. Der erste Erzählungsband ist vorher schon in sorbischer Sprache im sorbischen Verlag³⁹ erschienen; außerdem schrieb sie Reportagen und Erzählungen für sorbische Zeitschriften und Anthologien.

Ihr Herkunft erscheint mir exotisch – wer weiß in der Bundesrepublik, daß die DDR zweisprachig ist, in ihrer Verfassung der nationalen Minderheit der Sorben gleiche Rechte wie den Deutschen garantiert. Angela Stachowa ist Sorbin. und während sie im Gespräch mit mir ihre Abstammung nicht erwähnt, auf die direkte Frage nach möglichen Problemen, die daraus resultieren, ohne Zögern abschlägig antwortet, wird in der Titelgeschichte ihres zweiten Bandes deutlich, daß sie zu einer Minderheit gehört, deren Mitglieder zwar gleiche Rechte und Pflichten haben, aber trotzdem angegriffen werden können, wenn sie sich zu ihrem Volk bekennen. Sie erzählt hier, daß die Diskriminierung der weit entfernten Indianer ein Thema für die Zeitung ist, aber die der Sorben ..⁴⁰. *Geschichten für Majka* schildert das Wochenende eines jungen Paares in Kramenz⁴¹. Beide sind Sorben, stammen aus dem gleichen Dorf und haben nach alter Tradition geheiratet. Als sie nach einem verregneten Samstag abends in einem "halbschrägen Café"⁴² Sekt trinken und tanzen, werden sie von betrunkenen Gästen aufgrund ihrer sorbischen Sprache beschimpft. Keiner hilft ihnen, verteidigt sie. Die anderen Gäste und auch der Wirt sehen nur kommentarlos zu.

Die Leute im Lokal beobachteten uns neugierig. Sie tuschelten miteinander. Ich hatte auf einmal den Eindruck einer kalten Mauer, vor der Majka und ich standen. Das ist nicht unbekannt in dieser Stadt: Es bilden sich diese Fronen manchmal ganz plötzlich, ich erlebte das nicht zum ersten Mal.⁴³

In ohnmächtigem Zorn geht das Paar nach Hause. Besonders Jan, der Ich-Erzähler, ist von seiner eigenen Hilflosigkeit enttäuscht. Er möchte seine Frau Majka vor der Unbill der Welt schützen und erkennt, daß es unmöglich ist. Da er seiner Meinung nach versagt

³⁸ in: Christel Hildebrandt: ZWÖLF SCHREIBENDE FRAUEN IN DER DDR. ZU DEN SCHREIBBEDINGUNGEN VON SCHRIFTSTELLERINNEN IN DER DDR IN DEN 70ER JAHREN (Hamburg 1984, S. 112-118) – Christel Hildebrandt ist promovierte Germanistin und Soziologin und arbeitet(e) als literarische Übersetzerin. Ihr Buch erschien im Selbstverlag. Ich habe mich leider vergeblich um Kontakt zu Frau Hildebrandt bemüht; dennoch möchte ich diesen Text (aus einer insgesamt nach wie vor lesenswerten Arbeit) hier dokumentieren, als eines der wenigen substantiellen publizierten Annäherungen an die Autorin Angela Stachowa. – Die Seitenangaben von Zitaten wurden nicht an die vorliegende online-Ausgabe angeglichen; über die Suchfunktion können entsprechende Stellen leicht gefunden werden. Fußnoten des Herausgebers der Neuausgabe sind mit (MvL) gezeichnet. (MvL)

³⁹ Im Verlag Domowina (Ludowe Nakładnistwo Domowina; Budyšin = Bautzen) erschienen weitere Veröffentlichungen Stachowas auf sorbisch. Siehe aktuelle Bibliographie hier zuvor. (MvL)

⁴⁰ Vgl. *Geschichten für Majka* (im gleichnamigen Buch), S. 8 und S. 27.

⁴¹ Fiktiver Name. Gemeint ist zweifellos Kamenz (Kamjenc). MvL

⁴² *Geschichten für Majka* (a.a.O., S. 18)

⁴³ A.a.O., S. 26

hat, kann er Majka nicht gegenüberreten, er ist seiner Selbstdefinition nicht gerecht geworden.

Ich (Jan, C.H.) konnte sie nicht trösten. Ich wollte nur, daß für sie das Leben weiterginge wie vorher.⁴⁴

Die Frau akzeptiert seinen Rückzug in sich selbst, äußert sich nicht dazu. Er hat in ihrer Gegenwart Schwäche gezeigt und hat darüber hinaus sein Recht nicht erfochten. Majka ist mutiger gewesen als er. Jan erkennt, daß er mehr tun muß, als Maija zu beschützen, um zu einer Identität zu gelangen.

Ich dachte daran, wie ich mir früher vorstellte, was passierte, wenn ich eine Frau liebe: Mit einem Schlag wäre ich besser, klüger, mutiger, unternehmungslustiger.⁴⁵

Im Gespräch erklärt A. Stachowa, daß ihre sorbische Herkunft nicht viel Einfluß auf ihr heutiges Leben habe. Da sie auch mit der deutschen Sprache aufgewachsen ist, sei es ihr möglich, Empfindungen und Gedanken in zwei Sprachen zu denken und mitzuteilen. Inwieweit jedoch die jahrhundertelange Unterdrückung des Volks, ihre Verfolgung unter den Faschisten, zur Verletzbarkeit und Zurücknahme der eigenen Person beiträgt, ist eine Frage, die ich nicht beantworten kann. In der Geschichte *Zwischen Hund & Katz*⁴⁶ schildert A. Stachowa nur kurz am Rande, da der Großvater nur noch sorbisch spricht, wenn "jemand deutsch mit ihm spricht, antwortet er nur noch ja oder nein"⁴⁷ Im Dritten Reich war sorbisch, oder wendisch, wie es damals verächtlich genannt wurde, verboten.

220

Angela Stachowa, 1948 geboren, lebt heute als freie Schriftstellerin in Leipzig. Sie lebt allein mit ihrem Sohn, ist seit 1976 freiberuflich tätig, vorher hat sie Ökonomie studiert und als Assistentin an der Universität in Leipzig gearbeitet. Sie hat schon früher geschrieben und dann die schriftstellerische Arbeit gegen die Ökonomie eingetauscht. Das war möglich, da ihre ersten Bücher jeweils in drei Auflagen erschienen sind und sie für Rundfunk und Fernsehen arbeitet.

Sie macht auf mich einen souveränen, kontrollierten Eindruck. Mein Gespräch mit ihr hat sehr stark die Form eines herkömmlichen Interviews, A. Stachowa gibt mir Informationen, beantwortet präzise meine Fragen. Diese kontrollierte Reaktion ist teilweise aus ihrem Verhältnis zu ihrem Publikum zu verstehen. Sie möchte mit ihren Geschichten den Menschen Mut machen, eine intensive Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte, den eigenen Empfindungen zuzulassen. Dieses Medium und diese Zielsetzung sollen von den Leser und Leserinnen so akzeptiert werden, sie will kein Seelenbetreuer oder Heilsverkünder sein. Von Briefen, in denen persönliche Probleme dargestellt werden, fühlt sie sich überfordert und sieht sich auch als falschen Adressaten. Sie vertritt eine ähnliche Position wie Helga Königsdorf⁴⁸: Ihre Geschichten sprechen für

⁴⁴ A.a.O., S. 28

⁴⁵ Ebenda.

⁴⁶ in: STUNDE ZWISCHEN HUND & KATZ (S. 85-127)

⁴⁷ A.a.O., S. 111

⁴⁸ Vgl. Einleitung

sich, darüber hinaus will sie die eigene Person nicht offenbaren. Die Sensibilität, die sie in ihren Erzählungen zeigt, vertraut sie dem Leser/ der Leserin an, gibt ihm/ihr damit aber nicht gleichzeitig die Erlaubnis, sie über das Geschriebene hinaus für sich zu beanspruchen.

Ein für mich verständliche, konsequente Position. Sie will nicht als Exot betrachtet werden; so betont sie vor allem die Normalität ihres Lebens. Sie schreibt vormittags, weil ihr Sohn dann in der Schule ist und sie sich morgens am besten konzentrieren kann. Daß sie zuerst und vorwiegend Erzählungen schreibt, erklärt sie aus den äußeren Umständen, als Hausfrau und Mutter hat man einfach nicht den langen Atem für größere Projekte, kann nicht über Jahre planen⁴⁹. Natürlich ist sie im Schriftstellerverband, und auch die Zusammenarbeit mit ihrem Lektor bezeichnet sie als gut. Ihre Bücher gibt sie ihm jeweils erst, wenn sie fertig sind. Meine direkte Frage, ob sie von männlichen Kollegen anders behandelt wird, weil sie eine Frau sei, verneint sie mit Nachdruck. Als wir später jedoch über Störungen sprechen, über die Selbstverständlichkeit, mit der gerade Frauen am Schreibtisch gestört werden und sich auch unterbrechen lassen, stimmt sie mir zu und fügt hinzu, daß es besonders schwierig sei, da sie niemanden habe, der sie gegenüber unerwünschten Störungen abschirme. Gleichzeitig betont sie, daß sie lieber mit männlichen Kollegen zusammenarbeite, da bei Frauen leicht eine "Kränzchenmentalität" aufkomme.

Trotzdem bejaht sie eine gewisse Frauenspezifität im Schreiben, besonders im Stil. Meiner These, daß Frauen die eigene Person häufiger sehr angreifbar darstellen, Männer mit der eigenen Person beim Schreiben schroffer umgehen, stimmt Angela Stachowa zu, ohne ihre eigene Position zu diesem Thema zu verdeutlichen. Die Diskussion um eine frauenspezifische Form des Schreibens ist ihr fremd, der Widerspruch zwischen den Geschlechtern ist für sie ein Nebenwiderspruch, ein Thema, das ihr im Gespräch nicht wichtig ist, vielleicht auch nicht wichtig sein darf, da es für die Schriftsteller in der DDR andere Punkte gibt, die sie zur Stellungnahme herausfordern. Im Gespräch wirkt Angela Stachowa sehr kühl und distanziert, jede Äußerung mir gegenüber genau abwägend. Es kommt kein Gespräch zustande, auf meine Fragen antwortet sie kurz und präzise, umfassendere oder ausschweifende Überlegungen bricht sie schnell ab. Ich empfinde mich als Eindringling, der vieles nicht verstehen kann, da er aus einem anderen gesellschaftlichen System angeeignet ist. Das Gefühl einer darüber hinaus gehenden Ebene, wie ich es oftmals bei anderen interviewten Autorinnen hatte, fehlt hier, was mich zunächst um so mehr verwirrt, da ich A. Stachowas Erzählungen sehr entlarvend finde, in denen sehr feine Beobachtungen und Eigenreflexionen miteinander verknüpft sind.

Im Vergleich ihrer Bücher ist bei A. Stachowa ein Prozeß des An-sich-Heranschreibens gut zu erkennen. Sie schreibt mit der Zeit – in dieser Tendenz ähnlich wie B. Morgenstern – biographischer, offener, verwundbarer.⁵⁰ Während sie im Band STUNDE ZWISCHEN

⁴⁹ Vgl. Kp. 3.3.6 Irmtraud Morgner

⁵⁰ Vgl. Kp. 3.3.3 Beate Morgenstern

HUND & KATZ sehr unterschiedliche Menschen skizziert, Schilderungen von Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen und alten Menschen in einer Chronologie ihres Lebensalters aneinanderreicht, beschränkt sie sich in ihrem zweiten Buch auf die Darstellungen 25-30jähriger und zwar primär Frauen dieses Alters. Sie schreibt von Resignation, von nicht erfüllten Hoffnungen und dem Kampf gegen den Alltagstrott. Sie erzählt sehr krass von dem Übergang von einer Lebensphase, der Jugend, in die andere, die Erwachsenenwelt. Kinder halten die Frauen in der Realität gefangen, erlauben ihnen keine Flucht in eine Phantasiewelt. Plötzlich stellen sie fest, daß ihr Leben festgelegt, in einem bestimmten Rahmen vorausplanbar geworden ist. Sie bäumen sich auf, erkennen mit Erschrecken, wie sehr ihre Träume vom Prinzen, vom abenteuerlichen Leben desillusioniert sind. Und obwohl das Leben arrangiert ist, ist es nicht zu bewältigen, sind die eigenen Ansprüche nicht zu realisieren.

Die Kindergärtnerin erwartete sie schon mürrisch, der Junge wurde als letztes Kind abgeholt. Christina nahm ihn schuldbeußt in Empfang; so war es jedesmal: Sobald sie begann, ernsthaft zu arbeiten, mußte der Junge warten; seit Jahren gab es scheinbar nur diese Alternativen. Die Tage, an denen sie beides gleichmäßig bewältigte, konnte sie zählen.⁵¹

Selbst in dem Märchen *Viraika*⁵², der letzten Geschichte des Bandes, erhält die Prinzessin nicht ihren Traumprinzen. Sie hatte sich einen Mann gewünscht, bei dem ihr Herz sprechen würde.

Ich muß ihn sehen, und mein Herz muß sagen: dieser Mann ist es.⁵³

Als sie ihn findet, fordert sie, daß auch er sie liebe. Weil er keine Gefühle in dieser Richtung äußert, heiratet sie einen durchschnittlichen Mann. Einerseits ist Viraika den Männern überlegen, andererseits fordert sie Sensibilität von ihnen, zwei Voraussetzungen, die das Scheitern der Liebe ausmachen. Viraika muß den Traum vom Glück aufgeben, muß sich, wie die Frauen der anderen Geschichten, mit Familie, Beruf, mit dem Alltag arrangieren und mit dem Gefühl der Zufriedenheit begnügen.

In ihren Erzählungen zeigt A. Stachowa viel Verständnis für die beschriebenen Frauen. Die Frage der Schuld wird nicht gestellt, die Frauen versuchen, nach ihrer Vernunft zu leben, sie versuchen, die an sie gestellten Erwartungen zu bewältigen. Doch manchmal schleicht sich trotzdem Sehnsucht in den Alltag, verliebt eine Frau sich einfach in blaue Augen, gegen alle Vernunft.⁵⁴ Es wird viel erwartet von den Frauen, und sie selbst verlangen viel von sich und ihrem Partner. Für mich schildert A. Stachowa die Zeit eines Umschwunges im Leben der Frau und in ihrer Position in der Gesellschaft. Die Frau zwischen 25 und 25 Jahren ist emanzipiert, hat gelernt, eigene Ansprüche zu artikulieren. Doch diese Ansprüche umfassen nicht ihr gesamtes Leben, sind zunächst auf ihre berufliche Entwicklung, dann auf das praktische Leben begrenzt. Zu lernen, daß zum

⁵¹ *Sommerspiele* (in: GESCHICHTEN..., S. 111)

⁵² *Viraika*, in: GESCHICHTEN..., S. 167-186

⁵³ A.a.O., S. 169

⁵⁴ *Die Meerschweinchen unserer Kindheit*, in: GESCHICHTEN... (S.116-129)

erfüllten Leben nicht nur das rationale Handeln gehört, ist der nächste Schritt der Emanzipation – nicht nur der Frau.

A. Stachowas Erzählungen sind mit der Zeit bitterer geworden, im Thema auch enger, konzentrierter. – "So entsteht im Vergleich zu früher der Eindruck größerer Geschlossenheit, einer einheitlichen Vortragsweise, einer sich kaum ändernden Sicht auf die Dinge, die einem deshalb enger, aussichtsloser scheint und die vielleicht deshalb so schnell zu summarischen Feststellungen führen kann."⁵⁵

Doch diese Zuspitzung sehe ich eher positiv, als Einengung auf ein Thema, das m. E. aus sehr verschiedenen Blickwinkeln betrachtet wird. Eine Resignation der Frauen ist in allen Fällen zu spüren, diese vollzieht sich aber nicht ohne Selbstironie. Teresa schildert z.B. einen Winter, in dem sie alles anders und besser machen will, gesund und vernünftig leben, Arbeit und Freizeit planen und in Ruhe einteilen. Und das Ergebnis dieser mir so vertrauten Vernunftsübungen faßt A. Stachowa im letzten Satz zusammen:

Manchmal fühlt sich Teresa wie auf Bewährung entlassen zu ihren mattgelben, imitierten Schleiflackmöbeln. Sie – langweilt sich in diesem Winter.⁵⁶

Dieser Wunsch nach nach einem Leben wider die Vernunft – gepaart mit einem Zwang zur Ordnung – sind das durchgehende Thema in diesem Werk. Und wenn ein Rezensent der Autorin ein erkaltetes Herz vorwirft⁵⁷, glaube ich demgegenüber, daß dieses Verhalten, sich mit einer Zufriedenheit einzurichten und den Glücksanspruch fallen zu lassen, zunächst rational ist. Die Verhältnisse lassen kein anderes Leben zu, aber der Wunsch danach wird dadurch nicht erstickt.

Zwar, im Herbst nach jenem Sommer, sagte sie einmal zu Michael, der Mensch müsse sich Gewichte anhängen, allzuleicht flöge er sonst davon.⁵⁸

Ein "weibliches Thema" und eine "weibliche Art" der Themenbehandlung: A. Stachowa schildert Grundprobleme junger Frauen, zeigt dabei keinen leicht gangbaren Weg, will schon durch Aufzeigen der Probleme eine höhere Sensibilität beim Leser erreichen. Sie macht auf die nur äußerlich starken Frauen aufmerksam, verleiht ihrer Zerrissenheit eine Stimme. Ihr Stil ist leicht spröde, sie macht es den Leserinnen nicht leicht, sich mit ihren Personen zu identifizieren, schreibt Geschichten, berichtet von Ereignissen und Entwicklungen und läßt häufig das Geschehen erst durch Monologe und Reflexionen der geschilderten Personen erschließen. Situationen sind ihr erst in ihrer Wirkung auf die Gemütsverfassung der Menschen wichtig, nicht äußerliche Aktivität zählt, sondern die subjektive Verarbeitung.

⁵⁵ G. Rothbauer, *Steigbügelhalten für den leidlichen Prinzen?* in: ndl 4/79. S. 128. (Rezension)

⁵⁶ *In diesem Winter*, in: GESCHICHTEN ... (S. 139)

⁵⁷ "Vielleicht spricht also das Herz, das der Autorin und das ihrer erkalteten jungen Frauen, doch noch immer? Das möchte ich gern glauben, für die Frauen und ihre Dichterin." G. Rothbauer, a.a.O., S. 130.

⁵⁸ *Australische Romanze*, in: GESCHICHTEN... (S. 59)

In dem jüngsten Buch *KLEINE VERFÜHRUNG* öffnet sie erneut ihren Blickwinkel, schildert aus verschiedenen Perspektiven und unterschiedlichen Bewußtseinsstufen Kindheitserlebnisse, Urlaubseindrücke und scheiternde Liebesbeziehungen, bis hin zur futuristisch angelegten Erzählung *Die Berührung*⁵⁹, in der der sorbische Ursprung als unwiderstehlicher Sog, alles überdeckende Gemeinsamkeit dargestellt wird. Sie bleibt ihrer Form, der kurzen Erzählung, treu, versucht jedesmal, dem beschriebenen Menschen und der intendierten Stimmung gemäß zu schreiben, nicht aus dem sich aufbauenden Bild herauszutreten, es schlüssig zu entwerfen.

Wieviel autobiographischen Anteil diese Erzählungen bergen, ist nicht zu erkennen, A. Stachowa sieht es nicht als ihr Ziel an, eigene Erfahrungen schreibend zu verarbeiten, sie will Erzählstoff ihm gemäß darstellen, Stil und Beschreibung der Protagonisten weisen deutlich von der Autorin fort, schon durch die Wahl männlicher Hauptfiguren, sogar Ich-Personen, setzt sie diese Grenze. Gleichzeitig zeigt die Diskrepanz zwischen dem nüchternen, bitteren Stil und dem unerhörten Inhalt ihre Empörung und die Aufforderung an das Publikum, Stellung zu beziehen. A. Stachowa äußert ihre Kritik an dem Verhältnis der Geschlechter und den zugeschriebenen Rollenmustern der Frau sehr subtil, Mitleid oder Ablehnung fordert sie gerade durch die nüchterne Beschreibung der Zustände.

"Immer fotografiere ich euch", ruft sie halblaut.

Einmal knickt sie um im nassen Sand. Der Mann und der Sohn sehen das nicht, zielstrebig laufen sie dem Wasser zu. Der Frau bleibt nichts übrig, als ihr Tempo zu beschleunigen. Stolpernd läuft sie den beiden hinterher.

"Jedes Jahr fotografiere ich euch. Weshalb fotografiert mich nie jemand?"⁶⁰

⁵⁹ *KLEINE VERFÜHRUNG*, S. 77-113

⁶⁰ *Schwarz-weiß, sieben mal zehn*, in: *KLEINE VERFÜHRUNG* (S. 63)



Jürgen Sorges (1991) Nationalität: Sorbisch⁶¹

Sie galten als Honeckers "Hätschelkinder"/ Heute muß sich die rund 67.000köpfige nationale Minderheit der SorbInnen in der Ober- und Niederlausitz selbst um eine Lobby in Bonn kümmern

Die "Smolerjec Kntharnja" Pchalekowa, 22, Budysin, Hornja Lusika, befindet sich nicht etwa jenseits von Oder und Neiße, sondern hinter einer frisch renovierten Ladenfassade in der Kurt Pchalek-Straße, O-8600 Bautzen, Oberlausitz. Zweisprachig sind nicht nur die meisten der circa 500 Titel, die in der Smoler'schen Buchhandlung verkauft werden, zweisprachig sind auch die Reklameschilder der Druckerei auf der gegenüberliegenden Straßenseite, des Sorbischen Cafés um die Ecke oder des Kunsthandwerkstadens in der Fußgängerzone Reichenstraße. Sämtliche Wegweiser und Ortsschilder in und um die tausendjährige Festungsstadt Bautzen tragen deutsche und sorbische Namen. Zwar liegt Bautzen im südlichsten Zipfel des Sorbenlandes zwischen Oberem Spreewald und Kamenz, Guben und Cottbus, Premberg und Niesky, Hoyerswerda und Weißwasser. Doch seit den Tagen des Verlegers und Buchhändlers Jan Arnost Smoler (1816-1884), der 1853 in Bautzens "schiefen Turm" die erste sorbische Buchhandlung gründete, sind die Ortenburg und das Gassengewirr der Altstadt das kulturelle Zentrum dieser "nationalen Minorität".

226

Beispiel sozialistischer Integrationspolitik

Wie viele Menschen sich heute noch zu den "Sprach- und Kulturträgern" des eng mit dem Polnischen und Tschechischen verwandten Sorbischen zählen, läßt sich nicht exakt feststellen. Ruth Thiemann, die Chefin der Smoler'schen Buchhandlung, geht von rund 67.000 aus. Sorbisch wird heute aber meistens nur noch zu Hause und in der Familie gesprochen. Bautzens Teenies bevorzugen die deutsche Sprache, allenfalls mit einigen neumodischen Anglismen gemixt. Denn was ist schon der Sorbisch-Unterricht in einer der sieben sorbischen und 50 gemischtsprachigen Schulen im Vergleich zu den Englischstunden und dem attraktiven Silbenstakkato aus dem Munde eines Idols wie MC Hammer? Der lautstarke Rock der New Kids on the Block hat längst Einzug im

⁶¹TAZ 8.5.1991 <https://taz.de/Nationalitaet-Sorbisch/!1720758/>

Vor allem in der TAZ (Tageszeitung) finden sich über die Jahre etliche Artikel, die sich mit der Situation der Sorben beschäftigen. Darunter:

"Sorben - die DDR-Vorzeigeminderheit" (4.7.89)

"Das Volk der Sorben in Auflösung" (15.2.1991)

"Lausitz, Sorbenland" (15.4.2006)

"Die Sorgen der Sorben" (16.10.2013)

"Gewalt gegen Sorben: Festnahme nach rassistischen Rufen" (2.4.2015)

"Sorbische Kultur: Der Dichter im Pfützenland" (24.7.2016)

"Erstes Sorben-Parlament Serbski Sejm: Nationale Wiedergeburt der Sorben" (9.10.2018)

"Die sorbische Kultur ist bedroht" (29.7.2019)

"Nationale Minderheit in der Lausitz: Tokio Hotel auf Niedersorbisch" (4.8.2022)

"Ultimatum abgelaufen. Sorben fordern Anerkennung als indigenes Volk nach UN-Konvention" (3.7.2023)

Neubauviertel Gesundbrunnen gehalten. Und selbst im Gral der sorbischen Sprache, der Smoler'schen Buchhandlung, spuckt die Registrierkasse Bons mit dem Aufdruck aus: "Your receipt thank you".

"Unter dem alten Regime brauchten wir uns nicht zu beschweren", stellt Frau Thiemann klar. Doch den vor der Wende weitverbreiteten neidvollen Vorwurf, die Sorben seien als "Honeckers Lieblinge" materiell verhätschelt worden, läßt sie so nicht gelten. Alle zugewiesenen Mittel waren vonnöten, um das Institut für Lehrer- und Kindergärtnerinnenausbildung, das Kulturarchiv für sorbische Volksforschung und eine Zentralbibliothek mit 60.000 Bänden zu unterhalten. In jüngster Zeit haben noch das sorbische Museum und das deutsch-sorbische Volkstheater seine Pforten geöffnet. An der Uni Leipzig ist gar ein Lehrstuhl für Sorabistik eingerichtet.

Selbstverständlich wurde dem Vertreter der Domowina ("Heimat"), der seit 1912 existierenden politischen Organisation der Sorben, ein fester Platz in der Volkskammer eingeräumt. Auf kommunaler und Bezirksebene waren die Sorben überrepräsentativ vertreten. Von Pieck bis Krenz galt den SED-Oberern die Förderung der "einzigen nationalen Minderheit der DDR" als Musterbeispiel sozialistischer Integrationspolitik. Neben der deutschen Staatsangehörigkeit war in den DDR-Pässen "Nationalität: Sorbisch" vermerkt. Hintergrund: die Verfolgung im Dritten Reich, Folge der schon im 19. Jahrhundert begonnenen rigorosen "Germanisierung" alles Sorbischen, die Sprache und Kleidung, selbst harmlose Feste und lokale Bräuche der seit 1.400 Jahren in der Lausitz lebenden Sorben verfemte. Kostprobe aus einem schriftlichen Memorandum Heinrich Himmlers ("Einige Gedanken zur Behandlung der Fremdländischen im Osten") vom 15.8.1940: "Die Bevölkerung des Generalgouvernements setzt sich dann zwangsläufig nach einer konsequenten Durchführung dieser Maßnahmen im Laufe der nächsten zehn Jahre aus einer verbleibenden minderwertigen Bevölkerung der Ostprovinzen sowie all der Teile des deutschen Reiches, die dieselbe rassische und menschliche Art haben (Teile, zum Beispiel der Sorben und Wenden), zusammen." Und: "Diese Bevölkerung wird als führerloses Arbeitsvolk zur Verfügung stehen und Deutschland jährlich Wanderarbeiter und Arbeiter für besondere Arbeitsvorkommen (Straßen, Steinbrüche) stellen; sie wird selbst dabei mehr zu essen und zu leben haben... und bei eigener Kulturlosigkeit unter der strengen, konsequenten und gerechten Leitung des deutschen Volkes berufen sein, an dessen ewigen Kulturtaten und Bauwerken mitzuarbeiten und diese, was die Menge der groben Arbeiten anlangt, vielleicht erst ermöglichen." Seit 1937 war die Domowina verboten, zahlreiche sorbische Intellektuelle waren Repressalien ausgesetzt, die Zwangsumsiedlung gen Osten oder, alternativ, nach Elsaß-Lothringen, längst beschlossene Sache. Im neuen Bautzener Haus der Sorben — das alte am Lauengraben wurde in den letzten Kriegstagen von SS-Einheiten gesprengt — residiert die Domowina immer noch, jedoch nicht mehr in ihrer "sozialistischen" Form. Als überparteilicher Zusammenschluß soll sie einer von den Ländern Brandenburg und Sachsen sowie dem Bund finanzierten Stiftung auf die Beine helfen, die die zukünftige Kulturarbeit der Sorben betreiben soll. Zwar bekennt sich die sächsische Verfassung zur Förderung der Sorben, doch an die Festschreibung politischer Rechte, wie sie etwa die dänische Minderheit in Schleswig-Holstein genießt, wagt man in Bautzen noch nicht zu denken.

Dutzende Dörfer dem Erdboden gleichgemacht

Großes individuelles Engagement ist nötig, um der sorbischen Gemeinschaft einen Platz an Bonns Fleischtpfen zu sichern. In Brandenburg, wo die Domowina als eigenständige

Partei mit grün-ökologisch gefärbtem Programm antrat, scheiterte sie an der Fünf-Prozent-Hürde. Sachsens Sorben waren schlauer: Gleich vier sorbische Abgeordnete (einmal CDU, zweimal SPD, einmal Linke Liste/PDS) sitzen im Dresdner Landtag, während in Bonn Wórsa Dahms als Vertreterin der Sorben bei der Bundesregierung in den Vorzimmern der Ministerien antichambriert. Schließlich stützen sich viele Hoffnungen auf **Angela Stachowa**, die für die Linke Liste/PDS im Bundestag sitzt und hauptberuflich Schriftstellerin ist. Der Domowina- Verlag, der in den letzten 40 Jahren neben der politischen Tageszeitung 'Serbske Nowiny' (Sorbische Neuigkeiten) eine Unmenge sorbischer Literatur auf den Markt brachte, verlegt auch sie. Literarische Aushängeschilder sind indes zwei Herren: Der in Brandenburg als Spitzenkandidat durchgefallene Jurij Koch und der Lyriker Kito Lorenc beschäftigen sich seit Jahren mit einem ökologischen Problem — dem Braunkohleabbau und dem "Energiegürtel" der Megawattriesen bei Cottbus. Die ökonomisch sinnlose Anlage ist nicht nur höchstgradig umweltgefährdend, sie machte auch dutzende sorbische Dörfer dem Erdboden gleich. Jurij Koch beschreibt in seinem neuen Kinderbuch *Das Sanddorf* den Kampf einer Jugendbande für den Erhalt dieser Dörfer.

Die riesige Abraumwüste an der sächsischen Landesgrenze wirkt zudem wie ein unüberwindlicher Sperr-Riegel zwischen der Nieder- und Oberlausitz. Das zusammenhängende Gebiet der Sorben droht wegen der fehlenden Verbindungswege in zwei Sprachinseln zu zerbrechen. Die Überfremdung in den durch die Braunkohle gewachsenen Industriestandorten (Hoyerswerda) ließ das Gebiet zur sorbischen "Diaspora" werden. So kommt den traditionellen Volksfesten, wie etwa dem "Hexenbrennen" in der Walpurgisnacht, besondere Bedeutung für das sorbische Zusammenleben zu.

228

In Göda, einem Weiler in den konservativ katholischen Kirchspielen (20 Prozent der Sorben sind katholisch) zwischen Bautzen, Kamenz und Bischofswerda, treten seit 1965 die Mitglieder des sorbischen Theaterensembles zum Prozeß an: Stara Jeba, die alte Hexe, wird in Gestalt einer Strohpuppe für die erlittenen Unbilden des zurückliegenden Jahres zur Rechenschaft gezogen und auf einem riesigen Scheiterhaufen verbrannt. Dieses Jahr wurde Stara Jebain in Glitterfetzen gekleidet, gespickt mit reißerischen Schlagzeilen von 'Bild' bis 'Stern'. Auf dem Richtplatz und vor 2.000 Schaulustigen muß sie sich die Anklagen anhören. Es wird ein politischer Prozeß: Gleich die erste Klägerin rechnet gründlich und in Reimen mit den überall gegenwärtigen, in allen Lebenslagen besserwisserischen Wessis ab, auch mit Beate Uhse, "daß wir lernen, wie man schmuse"; sie prangert auch die Geldgeilheit an. Die Aufmerksamkeit der nächsten RednerInnen gilt der neuen Währung und ihren zinskräftigen Folgen ("Freiheit für Strolche", "Schufte der großen, weiten Welt"), den "blutsaugenden Spinnen im sozialen Netz", dem kreisenden Pleitegeier über der allseits geschätzten Konsum-Genossenschaft, schließlich der deutschen Einheit — womöglich ein "Stasi-Machwerk" oder gar "Erichs Rache" — schlechthin. Fazit des vergangenen Jahres: "Überfluß an leeren Dosen, Pappkartons und Arbeitslosen". Stara Jeba wird unter frenetischem Applaus ins Feuer geschickt. Doch der feuchte und in diesem Jahr erstmals autoreifen- und spraydosenfreie Holzstoß (lakonischer Kommentar: "Macht zwar weniger Spaß, ist aber wegen der grünen Opposition") will nicht so recht entflammen. Dicker Qualm steigt auf, allein Stara Jeba brennt nicht.

